

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische
Volkskunde.)

Herausgegeben vom
VEREIN FÜR VOLKSKUNDE
in Wien.

Geleitet von
Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XXXIII. Jahrgang 1928.

Wien 1928.

Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Inhaltsverzeichnis des XXXIII. Jahrganges.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.	Seite
Hildegard Hetzer: Ein neuer Weg der Kinderspielforschung . . .	1
Leopold Höfer: Wiener Kinderglaube (Fortsetzung) . . . 6, 45, 89,	134
Leonhard Franz: Die Spiegelung des prähistorischen Dreiperioden- systemes im Brauchtume	25
Dr. Georg Kotek: Ein merkwürdiger Stierschmuck beim Almbtrieb in Goldegg im Pongau, Salzburg	61
Marietta Marković: Johannestag in Kematen (bei Wels)	62
Arthur Haberlandt: Ein »Schneckenkirchtag« im Bezirk Wiener- Neustadt und seine Beziehungen	81
Eugen Karagow: Russischer Hochzeitsbrauch, bekannt unter dem Namen »Telegraph« oder »Telephon«	86
Gisela Mayer-Pitsch: Die »Winterschwagerin«	105
Gisela Mayer-Pitsch: Hollerweizen	106
Anna Rothziegel-Fränkcl: Der distelblaue, lichtblaue oder Lichtbratel-Montag nach Michaeli	106
Karl M. Klier: Biographisches von August Hofer	107
Arthur Haberlandt: Der I. internationale Volkskunstkongreß und seine Ergebnisse	129
Gisela Mayer-Pitsch: Aus der Zeit der Rachnächte (Knittelfeld)	142
Karl Fiala: Sprüche in Bezug auf die Tracht aus dem Großarlal, Pongau, Salzburg	144
Der blaue Schimpf	146
Gisela Mayer-Pitsch: Jägerglaube (Umgebung von Knittelfeld) .	147
Arthur Haberlandt: Neuere Arbeiten zur Siedlungskunde an den Grenzen des deutschen Volkstums und in den Nachbarländern .	63, 108
Buchbesprechungen (Nr. 1—50)	26—38, 72—80, 121—128

—

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde 1927 . . . 39—44

—

Ein neuer Weg der Kinderspielforschung.

Von Dr. Hildegard Hetzer, Wien.

Neben den Spielen, die von jedem Kind im Laufe seiner Entwicklung aus instinktivem Drang in ähnlicher Weise gespielt werden, die ihre Prägung von der jeweiligen individuellen Situation erhalten, gibt es Spiele, deren formaler Ablauf durch eine ganze Reihe besonderer Regeln, die von einer Kindergeneration der anderen durch soziale Uebertragung¹⁾ vermittelt werden, bis in die kleinsten Details hinein bestimmt ist. In diesem überlieferten Kinderspiel haben wir das Volksgut der Kinder vor uns. Die Kinder haben, soweit es ihrer Altersentwicklung entspricht, Anteil an dem Volksgut der Erwachsenen der Gemeinschaft, in welcher sie leben; für sie werden zum Beispiel die Märchen und anderes Volksgut von den Erwachsenen überliefert, sie haben aber noch in der weiten Welt ihres Spieles, in welche die Erwachsenen im allgemeinen nicht einzudringen vermögen, ihren eigenen, volkstümlichen Kinderbesitz, den sie selbständig schaffen, wo es sich um Uebernahme aus einer anderen Sphäre handelt, umgestaltend ihren Verhältnissen anpassen, selbständig überliefern. Es gibt kein Kindervolksgut, das nicht unter dem Begriff Kinderspiel gefaßt werden könnte, und das Material, aus dem dieses Kindervolksgut besteht, sind in der Hauptsache Laute, an welche Gebärde, Bewegung, Rhythmus und Melodie geknüpft sind. Materielles Kindervolksgut gibt es kaum. Die technische Unzulänglichkeit des Kindes bei der Materialbearbeitung, die Unfähigkeit Produkte herzustellen, die Aussicht haben, über den gegenwärtigen Augenblick hinaus fortzubestehen, sind für diese Tatsache verantwortlich zu machen; vor allem aber dürfte hier anzuführen sein, daß das Kind umdeutend die Gegenstände einfach zu dem macht, was es wünscht, daß sie sein sollen, ihm daher das Bedürfnis fehlt, sie auch äußerlich dem Wunsch entsprechend zu gestalten. Wundt hat die überströmende kindliche Phantasie für diese Leistung verantwortlich gemacht.²⁾ Neuere Beobachtungen am Kinde scheinen aber zu beweisen, daß es sich hier nicht so sehr um Phantasietätigkeit handelt, sondern daß Akte der Sinngebung vollzogen werden, die Gegenstände als Symbole für das, was sie darstellen sollen, eingesetzt werden.³⁾ Wo die Kinder überhaupt materielle Gegenstände in

¹⁾ Karl Groos, Die Spiele der Menschen. Jena 1898. Derselbe, Der Lebenswert des Spieles. 2. Aufl. Jena 1925.

²⁾ Völkerpsychologie. 3 Bd. 4. Aufl. 1923.

³⁾ Vergl. Ch. Bühler, Kindheit und Jugend in den Grundgesetzen ihrer seelischen Entwicklung. In Vorbereitung. Hildegard Hetzer, Die symbolische Darstellung in der frühen Kindheit. Wiener Arb. z. päd. Psych. H. 3. 1926.

ihrem Spiel verwenden — exakte Untersuchungen zeigten, daß dies ungefähr nur bei 6 Prozent der überlieferten Kinderspiele der Fall ist¹⁾ — werden ihnen dieselben von der erwachsenen Umwelt bereitgestellt, und die Kinder benützen sie nach ihren eigenen, überlieferten Regeln, oder es handelt sich um solche Gegenstände, die sich, wenn man ihrer bedarf, immer im reichen Maße gebrauchsfähig vorfinden, zum Beispiel um Steine, Hölzchen, Gras, Kastanien u. a., so daß es genügt, die Anweisung, wie man sich ihrer zu bedienen habe, zu überliefern. Mit diesem überlieferten Kinderspiel beschäftigt sich die Volkskunde schon seit ihren frühesten Anfängen. Von dem Interesse, das man bei uns diesem Gegenstand entgegenbrachte, zeugen die unzähligen Sammlungen von Kinderspielen aus allen Gegenden deutscher Zunge. Zuerst bearbeitete der Historiker dieses Kinderspiel. Mythologische und historische Erklärungen desselben wurden in großem Umfang beigebracht. Diese historische Richtung der Kinderspielforschung hat sehr viel Wertvolles geleistet. Sie hat uns auf die Fäden hingewiesen, die von den Spielen der Gegenwart in die Vergangenheit zurückführen. Sie hat die unglaubliche Zähigkeit aufgedeckt, mit der einzelne Formeln sich durch Jahrtausende hindurch erhalten, und andererseits wieder auf die erstaunliche Mannigfaltigkeit hingewiesen, die Abhängigkeit der Form ein und desselben Spieles von dem Boden, auf dem, der Zeit, in welcher es gespielt wird. Und doch tat, wenn man rückschauend die letzten Jahrzehnte überblickt, die Forschung kaum einen Schritt mehr vorwärts. Sie fand neues Belegmaterial, sie zeichnete bisher unbekannte Varianten auf, erweiterte und vertiefte die Kenntnis des Kinderspieles in mancher Richtung, aber zu prinzipiell neuen Kenntnissen gelangte sie nicht. Und das hat methodische Gründe. Man zeichnete Kinderspiele auf, wo man ihrer zufällig habhaft werden konnte, belauschte die Kinder, fragte Kinder und Erwachsene mündlich und mit Hilfe von Fragebogen aus. Das so zustande gebrachte Material wurde sehr reichhaltig, man berücksichtigte in vielen Fällen, aber auch nicht immer, die historische Zeit und die Gegend, in welcher das Spiel lebendig war, aber die Beziehung, die zwischen dem Kind, das das Spiel spielt, und seinem Spiel besteht, vernachlässigte man vollkommen. Dem Historiker genügte allerdings das so gesammelte Material. Als aber auch in der Kinderspielforschung wie in einer Reihe anderer Gebiete eine mehr biologisch gerichtete Auffassung sich Bahn brach, setzte die Methode der Materialbeschaffung einer biologisch-psychologisch orientierten Forschung unüberschreitbare Grenzen. So mußten Versuche wie der von Karl Groos, das überlieferte Kinderspiel psychologisch zu fassen,²⁾ in ihrem Ansatz stecken bleiben. Man

¹⁾ Dieselbe, Das volkstümliche Kinderspiel. Ebenda. H. 6. 1927.

²⁾ A. a. O.

erkannte zwar, daß das Kinderspiel neben der bisher ausschließlich berücksichtigten historisch-mythologischen Wurzel noch eine zweite, die wir am besten als die psychologisch-biologische bezeichnen, hat, aber man kam, wollte man sie untersuchen, nicht weiter. Karl Schlaeger hat wohl als einer der ersten prinzipiell die Notwendigkeit, neue Wege der Kinderspielforschung zu beschreiten, dargetan, vielleicht hätte er selbst, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt gewesen wäre, solche gefunden.¹⁾ In concreto ist nirgends der Versuch gemacht worden, mit Hilfe einer neuen Methode weiter zu arbeiten. Man wird nicht behaupten können, daß das vorliegende Material gar keine psychologischen Schlüsse zu ziehen erlaubte. Die Methode der psychologischen Interpretation objektiv geistiger Gebilde, die hier allein möglich ist, ist ja auch sonst in der Lage, sehr viel zu leisten; man denke an die Völkerpsychologie von Wundt,²⁾ an die Beziehungen, die Dilthey zwischen Weltanschauung und Persönlichkeitsstruktur herausgearbeitet hat, und was seine Nachfolger an neuen Beziehungen, die zwischen dem objektiven Gebilde und der seelischen Eigenart des Menschen bestehen, aufdeckten. Aber diese Methode leistet hier scheinbar weniger als in allen anderen Fällen, in denen sie bisher angewendet wurde. Es ist sicher kein Zufall, daß ein endgiltig durchgeführter Versuch die Beziehungen, die zwischen dem Kind, das diese Spiele überliefert, und den objektiv geistigen Gebilden, die es überliefert, bestehen, nicht vorliegt. Gibt es dafür eine Erklärung? Man muß nicht lange nach ihr suchen. Beobachtung zeigt, daß an dem volkstümlichen Kinderspiel Kinder aller Altersgruppen zwischen 2 und 15 Jahren teilnehmen, daß aber auch jede Altersgruppe bestimmte Spiele hat, die eine andere niemals spielt.³⁾ Man denke an die Ringelreihen, die das große Glück der Dreijährigen ausmachen, die sich nicht genug darin tun können, die aber von den zwölfjährigen Jungen stolz verachtet werden. Es ist unmöglich, vom Spiel her auf das schaffende, überliefernde Kind zu schließen, ja überhaupt nur eine eindeutige Relation zwischen Kind und objektiv geistigem Gebilde herzustellen. Bei der Interpretation zweier verschiedener Spielformen käme man dazu, die seelische Eigenart des Zweijährigen oder des Fünfzehnjährigen zu erschließen. Man vergegenwärtige sich diesen geistigen Abstand, um zu verstehen, daß die interpretierten Ergebnisse geradezu verwirrend wirken müssen, ganz abgesehen von den Bedenken, die sonst allgemein noch gegen die isolierte Verwendung des Interpretationsverfahrens geltend gemacht werden können. Daß es auch in anderen Gebieten als einzige Methode

1) Berliner Zeitschrift für Volkskunde, Jahrg. 21 u. 22.

2) A. a. O.

3) Hetzer, Volkstümliches Kinderspiel, a. a. O.

der Psychologie nicht ausreicht, hat Karl Bühler ausführlich dargetan.¹⁾

Ohne Kenntnis der Beziehung, die zwischen dem Kind in verschiedenen Altersstufen und dem Spiel besteht, ist hier ein Vordringen ausgeschlossen. Man muß aber auch wissen, wie und wann das Kind spielt, wie es schafft, übernimmt, überliefert, kurzum wie es sich in einer Reihe von Fällen benimmt, wenn man das Spiel verstehen will. Dazu bietet sich die in der Tierpsychologie erprobte, von den amerikanischen Behavioristen ins Extrem geführte Methode der systematischen Beobachtung des äußeren Verhaltens an. Damit ist nicht gesagt, daß man das Interpretationsverfahren einfach verwirft, wenn man nun auch das Benehmen des Kindes eingehenden Studiums unterzieht. Gerade aus der Verwendung beider Methoden nebeneinander wird sich viel Wertvolles ergeben. Sie ergänzen einander in äußerst vorteilhafter Weise. Gelegentliche Beobachtungen über das Verhalten der Kinder bei ihrem Spiel hat man natürlich schon immer gemacht, wenn man spielende Kinder zwecks Aufzeichnung ihrer Spielformeln belauschte. Man hat aber diesen Beobachtungen keine weitere Beachtung geschenkt und ist nie darangegangen sie auch systematisch anzustellen. Was systematische Beobachtung zu leisten vermag, das zeigen die Ergebnisse einer ersten Untersuchung des volkstümlichen Kinderspieles, bei der die besprochene Beobachtungsmethode eingehend Verwendung fand.²⁾ Das Material wurde auf folgende Weise gesammelt: Eine Kindergruppe von ungefähr 100 Kindern im Alter von 2 bis 14 Jahren, die tagsüber in einer Heimstätte Aufnahme fand, wurde 19 Monate lang fast täglich, auch in den Abendstunden und an Sonntagen außerhalb der Heimstätte, bei ihren volkstümlichen Spielen beobachtet. Dabei wurden nicht nur die Spiele, die man ihnen ablauschte, aufgezeichnet, sondern es wurden auch alle Beobachtungen über das Verhalten der Kinder, die Alterszusammensetzung der Spielgruppen und Ähnliches festgestellt. Ja, es wurden sogar, wenn auch nur in kleinem Maßstab, Experimente mit dieser und mit zwei anderen unter ähnlichen Umständen beobachteten Kindergruppen angestellt. Den Kindern unbekannte Kinderspiele mit echt volkstümlichen und anderen von unverständigen Herausgebern hinzugefügten, meist pädagogisch gefärbten Strophen, wurden zu spielen vorgeschlagen und das unterschiedliche Verhalten der Kinder den echten und unechten Textstellen gegenüber beobachtet, so die Ablehnung der gekünstelten Teile, die dem kindlichen Anschauungskreis durchaus nicht entsprachen, das Aufgreifen der echten Strophen und das Anpassen dieser echten Strophen an die besonderen

¹⁾ Die Krise der Psychologie. Jena 1927.

²⁾ Hetzer, Das Kinderspiel Kaisermühlens. Die Quelle. Jahrg. 75. 1926. Dieselbe, Volkstümliches Kinderspiel, a. a. O.

Verhältnisse. Es wurde, um das komplexe Denken des Kindes zu studieren, nach der Strophe eines Frühlingsliedes, das im März nachweisbar von allen Kindern gesungen worden war, im August gefragt, und die Kinder behaupteten nun dieses Lied nicht zu kennen, weil der Gesamtkomplex Frühling, blühende Obstbäume u. s. w., in den dieses Lied hineingehörte und innerhalb dessen es allein zu reproduzieren war, fehlte. Ebenso konnte in einer Reihe von Versuchen die Fortführung eines Spieles unmöglich gemacht werden, wenn zum Beispiel eine anscheinend unbedeutende Teilhandlung, so das Ausraufen des Grases bei einem bestimmten Kreisspiel, verboten wurde.

Einige der wichtigsten Ergebnisse dieser systematischen, durch einfache Experimente ergänzten Dauerbeobachtung, bei der das überlieferte Kinderspiel nicht isoliert, sondern im Zusammenhang des gesamten Kinderlebens betrachtet wurde, seien als Beweis für die Brauchbarkeit der Methode hier angeführt. So war es unter anderem möglich, den Umfang des Kindervolksgutes einer speziellen Kindergruppe das erstemal zahlenmäßig zu bestimmen und den vagen Vermutungen über den Reichtum an volkstümlichem Gut eine exakte Antwort entgegenzustellen. Auch die Rolle einzelner Spielarten, des Auszählreims, des Spieles mit Spielbehelfen, des Wettspieles und anderer Spielarten im volkstümlichen Kindergut, konnte so zahlenmäßig ermittelt werden, ferner der Anteil einzelner Altersstufen an bestimmten Spielen. Die soziale Struktur der Spiele, friedliches Miteinander, Ueberordnung, Rivalität, gehören zu den wesentlichsten Faktoren, die die Teilnahme einzelner Altersstufen an bestimmten Spielen bedingen, ebenso die Art der Spielaufgabe, die bloßes Mitmachen, aber auch eine bis ins kleinste Detail hinein vorgeschriebene Aufgabe sein kann oder eine Aufgabe, der bei der Durchführung weitester Spielraum gelassen ist, wenn man das gesetzte Ziel nur irgendwie erreicht. Diese prinzipiellen Verschiedenheiten der Spiele, die sich natürlich auch für unzählige andere Funktionen herausarbeiten lassen, sind nur im Zusammenhang mit dem Alter der Spieler zu verstehen. Die umschaffende Tätigkeit der Kinder, die immer wieder behauptet wurde, der Einfluß der Oertlichkeit bei diesem Anpassungsprozeß wurden exakt nachgewiesen. So sind von dem beobachteten Spielen 37 Prozent unverändert übernommen worden, 42 Prozent in die Mundart übertragen, 21 Prozent unter Bezugnahme auf lokale Persönlichkeiten und Oertlichkeiten verändert worden. In einigen Fällen konnte Schritt für Schritt verfolgt werden, wie die Kinder Uebernommenes ihrer Sphäre eingliedern, wie der Einfall eines Kindes, der dem Anschauungskreis der Gemeinschaft entspricht, zum Aberglauben einer großen Kindergruppe wurde. Es wurde aufgedeckt, wer eigentlich erfindet und wie dieses Erfinden vor sich geht.

Die methodische Materialbeschaffung, die nicht dem Zufall unterworfen ist wie die bisher geübte Gelegenheitsbeobachtung, erlaubt auch eine statistische Bearbeitung des Materials, wie ja schon aus ein oder dem anderen der angeführten Beispiele hervorgeht. Gerade die quantitative Ergänzung der qualitativen Ergebnisse erweist sich als äußerst fruchtbar.

Diese neue Arbeitsmethode ist nicht nur für die Kinderspielforschung von wesentlicher Bedeutung. In einigen Fällen wird es sehr wohl möglich sein, sie auch auf andere Gebiete zu übertragen und ebenso erfolgreich anzuwenden. Ferner wird man auch in einer Reihe von Fragen mit Hilfe dieser Methode zu eindeutigeren Antworten, als das bisher möglich war, gelangen können. Wenn ich recht verstehe, so war es auch ein methodisch ähnliches Vorgehen, das M. Haberlandt im Auge hatte, als er davon sprach, daß eine Klärung in der Frage der *heißumstrittenen Parallelen* wohl möglich sei durch Beachtung der Parallelen beim Kinderspiel, im Experiment und in der Erfahrung.¹⁾ Die praktische Durchführung dieser Anregung wurde allerdings nie in Angriff genommen. Man kann ebenso bei weiterem Ausbau dieser Methode heute nicht mehr in concreto beobachtbare Situationen im Experiment, zum Beispiel mit Kindern, herstellen und dabei zu wertvollen Ergebnissen gelangen. Ueber diesbezügliche Untersuchungen soll zu einem späteren Zeitpunkt berichtet werden.

Wiener Kinderglaube.

Ein Beitrag zu »Volks Glaube und Volksbrauch in der Großstadt«.

Gesammelt in Ottakring und Hernals (Wien XVI. und XVII.)

von Oberlehrer Leopold Höfer, Wien.

(Fortsetzung)

Flasche, die weit wegfällt beim Sturz, zeigt Einbruch an. In einer langhalsigen Flasche wird eine Fliege durch Spiritus getötet und damit der Tollwutbiß bestrichen.

Flaumfeder fliegt auf, da holt uns um Mitternacht ein Geist ins Grab. — Wer ein Federl verbläst (oder die »Lichterln« des Löwenzahns), bläst den armen Seelen das Fegfeuer aus.

Flecken, rote, im Gesicht; da ist die Mutter erschrocken. (s. Muttermal).

Fledermäuse fressen Speck und fliegen in die Haare, das weiß schier jedes Kind. »Man muß die Haare abschneiden, sie kann nicht los«, erzählen viele Mädchen. Die Buben werten ihr lieber einen Stein vor, eine Kappe auch oder sie schießen einen Pfitschpfeil, da fliegt sie nach (a). — Wer sie tötet und das Herz auf der rechten Seite trägt, hat Glück. (v) — Wenn man sie (lebendig) an die Tür nagelt, kommen keine Krankheiten herein; der Bauer tuts beim Stall (v).

¹⁾ Zur Kritik der Kulturkreislehre. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte. XLII. Jahrgang 1911.

Fleisch. Es bleibt nicht im Häfen: Besuch! — Im Traum: Verdruß; Tod! (v) der Kaffeesiederin wars, als ob sie das eigene Kind gekocht hätte: Ist ihr das Dienstmädel weggegangen. — »Fleisch verstecken, Freitag ist«, auf den Ruf verstecken die Wiener Kinder ihre Hände meist zu spät; der Rufer hat schon draufgeklopft. In Kaisermühlen kommt noch der »Scharinger«. (Scherge.)

Fleischhauer »wägen ihren Dam« (sie drücken auf die Wagschale mit dem Daumen) »Unserer hat durchs Karbouadlbein (Rippenknochen) durchgehackt, waren soviel Kunden, daß er kaum nachgekommen ist — bis zum selben Tag des nächsten Jahres; dann wars wie abgeschnitten.« (vergl. Selcher).

Flieder fällt in den Kot; greift man hinein, hat man Glück in der Lotterie. — Die Blüh' stehen in der Daumenfalte; so oft man damit hin- oder herwackeln kann, ohne daß sie herausfällt, soviel Jahre lebt man.

Fliege. E i n e soll man über Winter in der Wohnung hegen; (A) diese Fliege ist eine Hexe; über Neujahr ist's ein Glück. — Man fängt eine und zerdrückt sie in Papier; kommt eine Totenkopffigur heraus, bedeutet's Tod. — Wer ihr einen Flügel ausreißt, bricht ein Glied oder verliert ein Bein. — Wer Fliegen die Füße ausreißt, wird von Irrlichtern verlockt.

Fliegen. Betten und Sessel sind geflogen, da haben's uns bei der Nacht zuhülfe geholt.

Fliegenpilze bringen Glück (a).

Flitterwochen — Begegnung mit Leichenzug: Unglück!

Flöhe, s. Urzeugung. — Glück: sie zwischen den flachen Händen zerwuteln. — Erwischt man einen, wenn man eben von einem Geist geträumt hat, muß man ihn gleich töten. — Das Beißen bedeutet viel Geld in der Sparkasse: Soviel Flöhe, soviel Geld. — Viel Geld kommt, beißt er auf dem Nasenspitzel (v). — Floh auf der Hand, Brief im (ins, vom) Land (A), Botschaft, man kriegt ein Präsent. — Auf der rechten Hand bedeutet er zahlen.

Fluch des Vaters erfüllt sich nicht, aber der Mutter . . . — Der Fluch eines Sterbenden geht in Erfüllung (v). — Eine Mutter hat die linke Hand des Kindes, die sich gegen sie erhob, verflucht; die Hand blieb erst im Grab, als sie den Fluch zurücknahm. — Fluchen darf man nicht über einen Toten, sonst kommt er und reißt ein Haarbüschel aus. — Wenn dabei was stürzt, wird er nie wieder fluchen.

Flugasche bedeutet Tod.

Fluß. Selbstmörder siehe Donau. (Tulln.) — An einem Tag gibt man den rechten Fuß ins Flußwasser, so lebt man lang.

Föhrenzapfen gibt's alle sieben Jahre viel.

Fraisen, kommen gern vom Schreck: »I fällt in d'Fräs« Es gibt Böberl-, Boggerl-, Bröckerl- (auch Priggerl-), fallati, Frosel- (Friesell), Gägerl-, Gehirn-, Hühner-, Krickel-, Mutter-, Schnackerl-, schreiatl, schupfati, stilli, Wurm- und Zahnfraisen. — Es gibt sieben- oder neunertei Arten. — Von Milch- oder Duttelzähnen kriegen sies selten, aber die Augenzähne sind gefährlich, da sieht es oft schlecht. — Auch von zuviel Lachen kommt sie. — Mutter leckt die Stirne, ob es Fieber hat, dann ist sie salzig (v) — Sauer-teig am Fuß zieht die Hitzten aus. — Bei der stillen Fraisens: Aufheben zum Gliederstrecken. Einer lebendigen Maus wird der Kopf abgebissen und an einem Seidenfaden umgehängt. — Mutter hebt den Fensterflügel aus (A) — den linken, und läßt das Kind durchschauen, wenn es auch nichts sieht; dann betet man fünf Vaterunser unter freiem Himmel. — **Fraisensband** mit Gebet drauf. — Essig, kalte Waschungen; etwas zwischen die Zähne, daß sie sich nicht die Zunge abbeißen. — **Fraisensbrief** in Südmähren: der Taufpate muß ihn durch die Fensterscheibe lesen ohne Stocken und ein rotes Band ohne Reden (unbeschrien) kaufen und umbinden.

Franziskerkeln (ein Räucherwerk) sind ein heiliger Weihrauch für die armen Seelen. — Sie riechen nach einer Totengruft.

Fratzen an Portal und Fenstern (Tierköpfe, vergl. Bibi) geben Schutz vor bösen Geistern (v).

»**Frau** und Kinder« sind die Seelen der Verstorbenen; in einer unbenützten Kammer wird für sie in Verpelet (Ungarn) der Tisch gedeckt. — Wenn einer Frau der erste Zahn ausfällt, fängt das Elend an. — Wer eine alte Frau beim Kopftuch zieht, lebt nimmer lang. — Einer alten Frau Gutes tun, bringt Glück.

Frauenkäferl. Frauenkäferl, flieg nach Mariabrunn, Bring uns heut oder (und) morgn a schöne Stunn (A). — Wenn es fortfliegt, wird es schön. — Frauenkäferl, flieg in Himmel nauf Und weck mir meine lieben, guten Eltern wieder auf. — (*Coccinella septempunctata* L.)

Freier, der die Füße zur Tür hat, heiratet nicht.

Freitag ist der »Schönefreitag!« (Vergl. Wislocki, »Aus dem Volksleben der Magyaren«, S. 140. — »Die Katze soll die Mundfäule . . . zum Herrn Freitag tragen; dieser gebe es den schönen Frauen.« Und Wander, Sprichwörterlexikon, aus Büren: »Friedag is de bäste Dag tau der Hogetit.«) — Am schmerzhaften Freitag, acht Tage vorm Karfreitag, muß man die Füße waschen und im selben Wasser die Hände, daß man das ganze Jahr unschuldig bleibt. — Der Freitag ist der schöne Tag der Jungfrauen. — Wenn man am Freitag Glück hat, hat man drei Tage Glück. — Wer Freitag singt und Samstag lacht, der hats für Sonntag gut gemacht (Var. den Hof gemacht am Sonntag). Wer Freitag lacht, muß Sonntag weinen (A). Wer Freitag lacht und Samstag singt, der weint am Sonntag ganz bestimmt (zweimal zugezogen) (v). — Wer Freitag musiziert, Samstag tanzt und Sonntag die Mess(e) versamt (versäumt), dem wird in der Höll ein Grab geramt (— der is für immer und ewig verdammt). — Freitag soll man sich nicht den Kopf waschen. (Vergl. aber Karfreitag!) Wegen des Essens heißt er Fasttag und Fishtag; wer Fleisch isst, bei dem sitzt der Teufel am Kasten; wer Hirsebrei isst, hat (Pottendorf) den nächsten Tag Glück. — Er ist ein Unglückstag (A), man darf nicht reisen (A), nicht heiraten, keine frische Wäsche anziehen (v), nicht in einen Dienst treten, sonst wird man bald herausgeschmissen, sich nicht rasieren, sonst muß man als Toter im Fegefeuer Schlangen abschlecken (Steyr), und nichts kaufen; auch die Nägel soll man sich nicht schneiden. — Sonst ist er gut fürs Kartenaufschlagen, für den Anfang von Geschäften und fürs Sonntagwetter: wie es Freitag ist, ist es Sonntag auch; im Wetter geht er nicht mit der Woche.

Fremde. In der Fremde bei einem Grab dreht man die Augen im Kreis; da sieht man sich beim Begräbnis und wo man begraben wird.

Fremde sollen auf die Karten tupfen, da kriegt der Spieler ein gutes Blatt.

Fremdes Haus, erster Traum erfüllt; zum Beispiel Feuer? Es brennt ab!

Fressen. »Ich hab was Fressats im Magn, die fressati Krankheit« (Vielfraß) (A). — Geschwüre fressen sich weiter, auch Würmer, und fressen den Magen durch.

Freud. Große Freud is 90 (Lotterienummer) (v).

Frevel geschehen in Uebermut und bei Wetten. — Wenn wer sagt: »Ich bin tot« und macht die Augen zu, stirbt er wirklich. — Wer zum Spaß die Füße verdreht, dem bleiben sie krumm. — Ein Mädel nimmts Besenstangl und sagt: »I bin der Pfarrer, i geh mit der Leich«. So! Um sechs wars schon tot. — Vergl. Friedhof und Sargnagel — viel ähnliche Erzählungen! Kreuz vom Grab — wird tot gehrfeigt. — Ein Schuster arbeitet bei einer Leiche und stellt sich tot. Stimme: »Bist tot, so bleib tot!« Tot war er!

Friedhof alter, Hernalser, heute städt. Gartenanlage. — Ein Arbeiter hat (trotz Warnung) mit Knochen umgeschmissen, da ist sein Vater gestorben. — In der Teichgasse war eine Schmiede, da wurde bis Mitternacht gearbeitet, da steckt auf einmal im Tor eine Hacke. In dem Haus hatte sich einer mit einer Hacke erschlagen; an seinem Todestag kam das Zeichen. — Wer im neuen Friedhof am Totenhaus vorübergeht, muß die rechte Hand aufs Herz

halten (v). — Beim Friedhof der Namenlosen soll man nachts nicht über die Brücke fahren; ein Milchbauer hat es gewagt, da kriegte er einen Schlag auf den Kopf! Die Pferde drehten von selber um und rannten heim. — Vergl. Zentralfriedhof. — Bei einem ehemaligen Friedhof fällt die Mauer alle Jahre um. — Wer am Friedhof ißt, hat zu Hause Hunger. — Wenn Einer beim Friedhof wohnt, heißt es, da stehen die Toten auf und nehmen ihn mit und bevor es dämmt, tragen sie ihn wieder zurück. — Friedhofblumen verschwinden rasch. Dran riechen, da verliert man den Geruch (a); meiner Mutter ist es so gegangen; man nimmt den Toten das Letzte weg; der Tod kommt und holt sich zurück (A). — Der Friedhofsgang muß gemeinsam gemacht werden; wer zum Grab voraneilt, stirbt früher.

Frühling »wird nicht geboren, sondern erzogen« (A) sagt die Mutter, wenn ich zum drittenmal was will.

Frisur löst sich: Da löst sich das Glück, es kommt eine Ehescheidung. (Vergl. Haarnadeln.)

Fronleichnam-bäume. Kaum daß die Geistlichen vorbei sind, stehlns die Leut (A) und tuns auf die Madonna gegens Wetter. — Die Birkenzweige kommen aufs Kruzifix, da geschieht nichts Schlimmes; bei Gewitter werden sie verbrannt.

Frosch. Wenn er ins Wasser springt, regnet es, wenn auf Leiter oder heraus und schreit, wirts schön (A). — Einen fangen und wieder freilassen bringt Glück. — Reizt man ihn, so schimpft er und verflucht einen (bei Lemberg). — Wenn man ihm glänzende Fliegen gibt, findet man was. — Wenn man dem Gequack nachgeht, findet man einen großen Schatz, den muß man vor Mitternacht ausgraben, sonst wird er in die Tiefe gezogen (Odessa). — Wenn sie quacken: hält man einen Knopf, spuckt dreimal in den Sumpf und geht weg, sonst gibts Malheur (Tulln). — Froschschenkel werden in Baden in der Schwechat ausgegraben und drei Tage nach Neujahr gegessen; in Tulln schaut man am heiligen Abend, ob die (— Krötenschenkel sagt der Bub offenbar irrig) noch springen; dann werden die Nachfolger (Nachkommen!) einen Geburtsfehler haben. — Das Essen bringt im Mühlviertel Glück (Weihnachtstag!) auch in Mährisch-Neustadt. In Schüttenhofen kommt der Frosch auf ein Holz(?); man ißt die Schenkel.

Frostballen zeigen das Wetter an (vergl. Hühneraugen). Nach einem heißen Bad kommt kaltes Wasser drauf. Auf »gehörte« Hände legt man warmen Leim auf, bis er wegfällt.

Früchte: Die ersten läßt man oben, sonst wächst nichts (v). — Reißt man unversehen eine ab, soll man das Kreuz machen. Unreife soll man nicht essen, sonst gedeiht der Baum nicht.

Früh — gleich singen: wird man bald weinen, — derstessen (über Stiege stolpern) kommt man 10 Jahre früher ins Grab, — soll man kein Wasser trinken, sonst geht das Wasser aus oder es kommt ein Rohrbruch. — Wem früh vor die Tür gemacht ist, (cacatum) der hat Glück.

Frühling. Im Frühling hört man zwei Stimmen: »Komm, gehen wir sterben!« — »Leben wir noch!« (Vergl. Märzenkalb.) — Frühlingssuppe aus neuerlei Kräutern (Veilchen, junge Brennessel . . .) ist gesund (v); in den Frühlingstrudel kommt alles hinein, was man auf der Wiese findet (v).

Fuchs quer über den Weg: Glück (v). — Er wird auch beim Zahnwegwerfen statt der Maus angerufen. (Nach der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild, Böhmen, S. 452, dürfte dies öchisch sein) — Er geht ins Wasser, daß alle Flöhe sich auf den Schweif flüchten, dann peitscht er ihn hinein, daß sie ertrinken.

Fuhrwerker. »Ein Fuhrherr ist verunglückt, da ham der Sohn und der Bruder gestritten, wer ihm die Leich machen darf.« (Erbstück aus der Rechtsgeschichte?) — Von der Familie darf niemand auf den Bock neben den Fahrer. — Abends läßt er kein Geld wechseln. — Montag wird kein Kraut

gegessen. — Freitag einen neuen Stall beziehen, da wären alle Pferde tot. — Ins Heu springen bringt Glück (A). — Früher bekamen die Knechte 10 Kreuzer zum Aufputzen der Pferde für den letzten Faschingstag, »sonst ist's kein Fasching«. — Ein neues Pferd bekommt zwei harte Brotstücke und Steinsalz, dann hat man Glück. (Vergl. Pferdekauf.) — Es ist eine alte Sitte, ehe man Stall oder Garage verläßt, vor dem Wagen drei Kreuze zu machen, daß man wieder mit »Gut Glück« heimkommt. — Wer nur einen Wagen besitzt, reißt vom geliehenen Pferd, von seinem und seiner Braut Kopf Haare, verkauft und kann dann ein Pferd kaufen.

Funke aus dem Ofen bedeutet einen Gast (A), (Verwandten); Funken aus dem Schornstein: Da steigt das Christkindl empor.

Funzerl (ein schlechtes Licht) »wie für die toten Heß« (Hühner) (v). — (Denen brennt man kein richtiges Totenlicht) (vergl. Hunde ausläuten).

Für jemanden wird was gemacht, es bricht: Da ist er gestorben!

Furchendieb: Man muß ihm sagen: »Gibs zurück!« dann ist er erlöst. Meistens geh'n sie als feurige Männer um.

Furcht abgewöhnen: Wer die große Zehe eines Toten angreift, hat keine Furcht mehr.

Fürtabandeln gelöst, daß die Schürze fällt, da wird ihr der Liebhaber untreu (v). (Vergl. Haarnadeln.)

Fuß. Mit dem linken Fuß zuerst aufstehen, Pech (A). — Wenn mein Vater mit dem linken Fuß aus'm Bett steigt, legt er sich nochmals nieder, sonst ist der Tag verpatzt. — Das Baumeln strickt dem Teufel Strümpfe, ein Verwandter stirbt, man nagelt den Eltern den Sarg, man läutet Elend ein, *gräbt der Mutter Grab, das Glück geht aus, man beutelt der Mutter oder dem Vater die Seele heraus*; so oft man schlenkert, um so viel Jahre früher stirbt bei den Knaben die Mutter, bei den Mädchen der Vater; schlimm ist's (A). — Hat wer die Füße übers Kreuz, so verstummt das Gespräch (A). — Mit dem rechten Fuß soll man aus dem Haustor treten; wen der linke beißt, der wird weit gehen. — Ist er eingeschlafen, wird mit einem Eisen-schlüssel drüber gefahren. — Auf offenen Fuß kommt ein Lindenblatt, bei Fußgeschwüren ist das Kastanienblatt heilsam.

Fußballer geben in ihr Tor einen kleinen Glücksbären (a), einen Wurstl (v), daß sie kein Goal kriegen. — Beim Ueben schießt keiner ins eigene Tor, sonst geht alles in die Kisten (= das Tor) (v). — Die Zuschauer haben Stollen im Sack (a); sie halten die Daumen ein für ihre Freunde, wenn die schießen, lassen sie aus, dann gehts ins fremde Tor (a).

Fußsohle beißt, man wird einen seltenen (seltsamen) Weg gehen.

Fußtritt in der weichen Friedhofserde annageln, dann stirbt der Treter (v).

Fußwaschen und dabei das Lawur (Lavoir) umschütten, bedeutet einen Tag Unglück.

G

Gabel fällt: Man muß verhungern; man soll aufhören zu essen; (a). — »Jud hör auf!« (v). — Sie bleibt stecken: Es kommt ein Bettler; ein hungriger Gast (a). Verdruß. — Wer damit klopft, klopft das Glück hinaus, ruft die Not (A). — Sind zwei übers Kreuz, wird wer (im Zweikampf) erstochen. — Drei Gabeln gibt man in die Tür und drei Kreuze macht man darunter; wenn das erste verwischt ist, so ist die Trud drauf gesessen und kommt sich den nächsten Tag was ausborgen (vergl. Messer).

Gaben. Milch, Salz und Butter (Brot??) bringt man bei Budweis dem Kranken zum Bett gegen die Trud: Das sind die drei weißen Gaben. — Wien: Milch, Salz, Ei.

Gans beim Schnabel nehmen bringt Glück, auch wenn beim Abstechen durch Druck die Zunge herausgeht. — Hat die Neujahrsgans eine Rübe oder einen Frosch im Magen, wird wer krank. — Wer zu Neujahr eine ißt, dem

fliegt das Geld davon (Iglau). — Wenn die Gänse Wasser lassen, regnets. — Wenn sie in den Sack der Schürze gackt, wird sie dicker und die Gänse (alle) vermehren sich. — wenn eine nichts frißt, wird ihr bei Eggenburg mit dem »Hemadstock« (Hemdenzipf) der Schnabel gerieben. — Gansbrustknöcheln als Winterwetterzeichen unbekannt; wer von zweien beim Anreißen das größere Stück erwischt, lebt länger. — Gänseblümchen: Das erste soll man am Friedhof zertreten, sonst kommt der Frühling zu früh; wir haben's wachsen lassen. jetzt haben wir Schnee. — Ganslerin. Wenn sie heiratet, stellt sie die Geschenke aus und zwei kleine Kinder sind als Kranzjungfer und Kranzesherr wie Brautleute angezogen.

Ganstererteich in Hernald, da haben die Juden ihre Sünden ausgebeutelt, die Brotbrösel aus den Säcken leerten sie ins Wasser (v).

Gartentür rüttelt man in der Christnacht, da hört man sprechen, was sein wird.

Gaspäpeln (auch »Kaspappeln«) für kranke Augen, Krätzen (v) und Geschwüre (a). (Malven!)

Gast. Ein hungriger Gast kommt, wenn man sich Brot abschneidet, trotzdem man noch eins hat, wenn man Fleisch herausnimmt und es ist noch eins am Teller. — Wer einen Gast erwartet, geht ihm entgegen, dann kommt er (v) (wenn er lang ausbleibt).

Gattihosen. Ist der Mann fort, so legt die Frau seine Unterhosen unter den Kopf, so sieht sie ihn bei Nacht.

Gebetbuch und ein Schlüssel dran; so oft der sich dreht, soviel Jahre sind zur Heirat (v); bei meiner Schwester noch sieben Jahre.

Geburtstag — Tränen, so weint man alle Tage (v). (Vergl. Neujahr.) — So alt man ist, soviel Geschenke soll man kriegen. — Bukett und Kreuz drauf bringt den Tod; die 's meiner Mutter geschickt hat, ist aber selbst gestorben. — Torte: Kerzen (auf Hölzchen) häufiger, als ich annahm.

Gefrorene Füße werden gut, wenn man die Nachthaube einer Frau aufsetzt. Gefrorene Hände mit Sauerkraut.

Gehirnerschütterung: Man stirbt nach 9 Minuten, 9 Stunden, 9 Tagen, 9 Wochen oder 9 Monaten.

Geige: gekratzt, vertreibt Mäuse: Sie rennen alle aus (a). — Zu Silvester aus Blei gegossen: Der Bub wird Musikant, das Mädlein heiratet einen Kapellmeister.

»**Geigel** geigel ä(b), Der Schwaf (Schweif) reißt ä, Der Schwaf is z' kurz, Der Raffler (Reifendrache) mächt an Sturz.« (Der erste Teil dieses boshaften Zauberspruches [A].) Vorsichtige Knaben zeichnen ein Sechseck (Trudenkreuz auch!) auf ihren Drachen. (Geigeln — wohl eins mit gaukeln = zaubern, schnell bewegen.)

Geister heißen die Getroffenen (Abgeschiedenen) beim Völkerball. (Vergl. Löwenzahn und Flaumfeder.) — Man kann sie beschwören, um mit ihnen zu reden (a). — Ruft man einen gottlosen Geist, so geistert's im Haus. — Wenn ein Toter umgeht, stößt man ihm einen geweihten Pfahl ins Herz und zündet diesen an. (Erzählt in Zlabings, Mähren, beim Federnstreifen.) — Die Geister entdecken den Diebstahl und bringen das Gestohlene (v). — Wenn man beim Spiel was nicht erraten kann, sagt man feierlich: »Heiliger Geist, ich rufe dich!« — »Großmutter's Geist habe ich gesehen, er hat am Grabstein gewackelt.« — »Großvater's Geist ist erschienen, alle haben hingeschaut, da hat meine Großmutter gesagt: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, was ist Dein Begehren“, da hat sie ihn vertrieben.« »Fünf Jahr war ich, da kam aus dem Ofen ein schwarzer Geist. Die Mutter gab mir schnell Salz mit Wasser; 4 Tage lag ich krank. Gleich nächsten Tag starb mein guter Onkel.«

Geistersehen — ein Spiel: »Ich sieh an Geist«, der Angesehene muß nachhopsen und die ganze Reihe wird durch Darauffallen der Ersten umgeworfen.

Geistertischel darf nur geleimt sein (A), aus mehreren Holzorten ohne Nägel. Gefragt wird: »Tischlein, wie alt werd ich«. (Vergl. Spiritisten.)

Geistlicher. Ihm begegnen: Unglück (v), drei begegnen bedeutet Tod (v), Hochwürden über den Weg ist schlimm.

Geiziger (die Kinder sagen: »Neidiger«) ist schwer gestorben; er hat eine Mutter mit sechs Kindern aus dem Stall verjagt und hatte keine Ruhe im Grabe. Der Pfarrer hat ihn lassen in den Berg verbauen. (Widerspruch der Hörer) »O ja, das ist wahr«; **verbannen** kann man jeden lassen. — In einem Hernalser Hause sucht der Hausherr nachts mit der Kerze Geld, er war so »gierig«.

Gelbe Blumen soll man nicht herschenken, sonst wird sie eifersüchtig. — Gelbe Knöpfe auf den Latten machen Glückslatten für die Wohnung.

Gelbsucht kriegt, wer einen Gelbsüchtigen sieht und sich dabei schreckt; sie kommt von der Leber. — Schreck ist das beste Mittel (A): Unwillkürlich (unversehens) ansputzen; ein Fremder soll ihm ins Gesicht spucken; man gibt ihm von rückwärts ungesehen eine Ohrfeige. — Grausliches essen hilft auch (A): Gesottene Grillen; getrocknete Asseln und gepulverte Regenwürm, aber unbewußt. — **Gold** heilt (a): Der Kirchendiener läßt in den Kommunionkelch schauen; in eine goldene Uhr schauen; eine goldene Kette oder einen Eherring umhängen, »Gold zieht«. — Knoblauchkranz. — Eine Kreuzspinne soll man selber fangen und in einer ausgehöhlten Nuß um den Hals hängen. — Man gibt einen Kanari zum Kranken; wenn der Vogel seine schöne Farbe verliert, kriegt der Kranke seine gute Farbe.

Geld gibt man zu Sylvester untern Kopfpolster, da hat man das ganze Jahr Geld (v). — Am Neujahrstag soll man kein Geld ausgeben; leiht man einher, so geht es aus. — Das erste wird angespuckt. — Dem Toten drückt man damit die Augen zu (A). — Wer Geld eingräbt, findet dort einen Schatz nach einer Zeit. (Viel mehr!) — Im Traum heißt **Geld finden**: Glück haben. — So oft ein neues (neix) Geld kummt, kommt ein neues Elend (Oelendt) (v). — Wenn ein reicher Mann stirbt, geht er als schwarze Katz zum Geldtopf. — **Geldtascherl** geht auf, das Geld geht aus.

Gemälde. Feurige Augen kommen vors Bett, er sticht mit dem Dolch; morgens hängt das Bild an der Wand, den Dolch in der Brust.

Gemüse macht schöne Augen.

Generalprobe recht schlecht — es wird geschimpft und gestritten: Da fällt die Aufführung gut aus.

Genick; Schlüssel hin, heißt Nasenbluten (A).

Gerechtigkeit »beweist sich«: die Wiederholung (zum Beispiel des beanstandeten Schubs beim Kugelspielen) ergibt den Sieg des Rechtes (A). »Bezeugt sich.«

Gerippe wurde gesehen: am nächsten Tag stirbt ein Kind, am übernächsten (in einem andern Haus) ein Herr. — (Vergl. Skelett).

Germ auflegen gegen Rheuma. (Hefe.) »Wer dürr ist, muß sich mit Germ waschen.« (Gelächter, weil das Rezept heißt: »Den A... mit der Germ waschen.«)

Gerste. Bei der griechischen Hochzeit werden von der Braut Rum und eine Torte aus verschiedenen Gerstensorten (?) genossen und den Angehörigen nachgeworfen. — **Gerstenkorn.** Dagegen: Ins Aug' spucken; Semmel in warme Milch auflegen (vergl. Wern).

Gerüster. Wenn die Klampfe in der Mauer schon fest hält, schlagen sie noch ein paar Schläge drauf; das soll bedeuten: »Mir san Grista«. (Wir sind Gerüster.)

Geschäft, in das eine Klosterfrau früh als erste Kunde kommt, da ist's auf weißgottwielang gefehlt.

Geschäftsmann macht die ganze Woche kein richtiges Geschäft, wenn Montag früh die erste Kunde nichts kauft.

Gescheit. Wer gar zu gescheit ist, den frißt die Katz. — Der Gescheite gibt nach, Der Dumme fällt in Bach (A). Der Dumme steigt heraus und lacht den Gescheiten aus (v).

Geschwulst: Gekeuscheltes (gekautes) Brot und Schmalz drauf mit Käspappelwasser ablösen. — Fußgeschwulst: Den ersten Hasen, den man sieht, schießen und sein Schmalz draufreiben.

Gesicht wird lang, wenn sich einer anpöult hat (getäuscht). — Wenns vorm Gesicht blitzt, hat Einer falsch geschworen. (Einmal hat Einer den Fuß gebrochen.)

Gespens: Weiß, wie ein Schleier: Verkündete den Tod der Tante. — Halb elf nachts: Kapuze, Augen und Nase schwarz: Großmutter ist gestorben. — Wer sie am Kreuzweg belauscht, den reißen sie in Fetzen. (Mutter hat es in Böhmen gesehen.) — Man vertreibt sie, wenn man in jedes Eck einen Bogen und darunter einen Prophetennamen schreibt.

Gesundbeten (v). »Viele Leute haben den Aberglauben, daß man durch Beten gesund werden kann.«

Getötete Schlange, die auf die Schwelle gehängt wird, lebt mehrere Tage.

Geweiht und angrührt, sogn die Bauern, sind die heiligen Amulette. (Zu einem Heiligum hingehalten.)

Gewerblicher Arbeiter: »Wer seine erste Arbeit verpatzt, wird recht lang bei dem Herrn bleiben.«

Gewitter: Geweihte Palmkätzeln und Umgangszeuge ins Feuer (a), geweihte Kerzen anzünden, auch Holz von der Scheitelweihe (Karsamstag). — Bei Winterberg in Böhmen als Todvorzeichen. — Ein Mann mit einer Sense machte kein Kreuz und spottete: Der Blitz hat ihn getroffen. — Eine Schwalbe versteckte sich; die zweite, die um den Kirchturm flog, wurde gerettet, die erste verbrannte. — Wenn um Budweis der Blitz zündet und das Feuer ist nicht zu löschen, geht das älteste Weib des Dorfes ins Wirtshaus und dreht die ersten drei Tische um, so sagt man, der Wind geht nach einer andern Seite und das Feuer löscht sich von selbst.

Gicht in einem Fuß: Man bindet vom gesunden die große und kleine Zehe zusammen und bleibt die ganze Nacht wach. — Gichtstock stirbt ab; er ist für den Kranken gestorben. — Gichtstöcke bringen Unglück. (Levisticum off. Koch. Gichtwurz, nach weiland Apotheker Zipperer in Dornbach; Bryonia alba u. dioica L., bei Adelung »Gichtrübe«, bei uns auch Schelmwurz [gegen den Schelm der Schweine] und »Alraun« — letzteres infolge Verwechslung mit der Mandagora.)

Gießen der Blumen; davon träumen, bedeutet Gefahr.

Giftig sind Ratten, Kröten und Spinnen. Von einer Giftschlange Gebissene fangen einen Frosch und legen ihn auf; wenn er trocken ist, ist der Biß geheilt (Steyr).

Giftschüpferl steigt in die Höh, wenn wer zornig ist (A). Es heißt auch Kuhschweiferl.

Giftschwammerl hast du noch gesucht -- da meint man, er war damals noch nicht auf der Welt.

Glas brechen bringt Glück (A). (Siehe aber Spiegel . . .) — Lampenzylinder zerspringt ohne Ursache: Todesanzeige (a). Ein Krügelglas zerspringt in drei Stücke, ein Glas hüpfelt hinunter: Es kommt ein Partezettel. — Herschenken bricht die Freundschaft, drum gibt man auch Geld dazu. — Wenn man wegen guten Aussehens gelobt wird, soll man ein Glas umdrehen. — Ins größte Glück springt, wer zu Neujahr mit einem vollen Glas vom Sessel springt, ohne was zu verschütten. — Beim Fest fliegt das Glas an die Wand. — Wenn man farbiges Glas vergräbt und beim Ausgraben ungeschauter hineingreift, ist ein seltenes Tier drinnen.

Glaserer (Libelle) schneidet mit den Flügeln: sie schwirrt. — Ein großer Glaserer schneidet einen in die Finger, wenn man einen Stein ins Wasser wirft.

Glätze kriegt, wer weggeworfene Haare aufhebt. — Haare wachsen durch Honig und Hühnerdrek; durch Zwiebel (Zwieblauch); durch Draufspucken, wenn der nichts weiß.

Gleiches Wort sagen zwei zugleich: »Da kommen heut noch zwei Verliebte zusammen!« (a); da stirbt ein Jud (v); wieder eine Klosterköchin aus der Höll erlöst. Das gleiche Wort sagen und nicht den kleinen Finger einhakeln: Da stirbt wer!

Glocken klingen von selbst, da hat der Pfarrer eine Sünde begangen; dreimal die Hausglocke: Hausbesorgers Mutter ist tot. — Spielglocken sind Sterbeglocken; wo Kinder mit Glocken spielen, kommt der Tod ins Haus (v). — Beim ersten Geläut neuer Glocken geht Gedachtes (= Gewünschtes) in Erfüllung. — Wenn am Karsamstag die Glocken von Rom zurückkommen, muß man mit dem Geld scheppern. — **Glockenöl** nehmen die Schwerhörigen. (Vater verkaufte viel als Unterlehrer; er ölte stark...)

Glück soll man nicht verschreien; das Unglück kommt sowieso. Schimmel, zerbrochene Fensterscheibe, eine alte Schwiegermutter und eine Postkutsche sehen. — Wenn Einer auf einem Schweindel verkehrt reitet. — Man hats, wenn man in ein Fleckel Strohhalme (Heu?) einnäht. — **Glücksort** — wenn mitten im Laubwald drei Föhren stehen. — **Glücksklée** (vierblättrig) im Gartengeschirr; wenn der eingeht, lebt man nimmer lang (v). — **Glückstage**: 2. und 29. Jänner und 9. März. — **Glücksmäuse** sind die weißen (A); deswegen sind sie gut zum Planetenziehen. — **Glückwunsch**. Die Glück wünschen, wünschen für sich ein Glück (vergl. Niesen). — **Glückszahlen** sind (3), 7 und 9 (v).

Glut springt aus dem Ofen: Ein seltsamer Gast kommt (a). Wenn viel aus der Asche kommt, brennt das Haus ab. — Sieht man abends lang heinein, kommt eine Hexe heraus. — Bei Mistelbach (N.-Oe.) lassen sie die Glut über Nacht fürn Tod; der wollte sich wärmen, da ist die Dirn, die das Feuer hat ausgehen lassen, gestorben.

Gogerlfraß, eine Form der Hühnerfraisen, bei der sie kleine Eier, Gägerln, legen. Vielleicht Volksetymologie zu »gägern«, sich hin und her bewegen, vergl. geigeln.

Goldene Umhängsel und Ohrringel sind gut für die Augen.

Goldfische bedeuten Unglück (Traum?).

Gottesgnadenkraut (Gratiola off. L.). Vom obern abbeißen, gehts oben hinaus (Speien), von unten kiefeln, gehts unten durch (Abweichen).

Grab: Sitzt ein Tier drauf, ists der Teufel. — In Rußland essen sie auf den Gräbern, daß die Toten bei Gott bitten. — Eine Frau bringt dem verstorbenen Mann Schnitzl aufs Grab. — Wenns ins offene Grab regnet, stirbt wer; da dreht sich der Tote im Grabe um. — Legt man was aufs Grab, hat der Tote keine Ruhe. — Wenn die Kinder im Spiel einen Grabhügel machen, kommt der Tod in die Familie. — Ein Bursch sagt frevelnd, er wolle sich im Grab umdrehen; der Strick reißt und der Sarg steht auf dem Kopf und fällt um.

Graben. Gräbt der Hund vor der Türe, kommt bestimmt der Tod des Herrn (v).

Grabhügel wird vom Totengräber schief gemacht, dadurch tritt man auf den Toten, tritt ihn immer tiefer und sich selbst auch.

Grabspiel. »Aus dem Grab des Herodes« (jetzt »Tutamkhamen«). Unterm Tisch wird die Hand, ein Glacéhandschuh, mit nasser Watte gefüllt, weitergegeben, dann die Krone, ein Erdapfel, mit Nadeln gespickt, endlich das Hirn, ein weicher Teig. (Meist spiels Burschen und ihre Mädchen.)

Gräfin von Heilbrunn in Mähren wurde vom Teufel durch ein großes Loch entführt.

Grammeln (Speckgrieben). Wer solche stiehlt, bekommt Krätzen; er hats dem Pfarrer gestohlen, sie sind ihm picken geblieben (v).

Gräten wirft das Mädcl am heiligen Abend aus dem Tischtuch wem hinauf; schimpft er, so kriegt sie einen schlechten Mann. — Wer es tut, hört in Bielitz Hundegebell. (Im Lied graten die Heiraten wie die Fischgraten.)

Grau wird das Wasser bei der Wäsche im Traum: Da wird wer krank.

Greißler. Wenn wer fragt, was alles kostet, vertreibt er die Kundschaften. — Wenn zuerst eine alte Frau Salz will, hat er Unglück, wenn Essig, Glück im Geschäft.

Griess-koch gegen Abführen; -nockerl soll man nicht zählen, sonst werden sie zu Gatsch (Brei).

Grillin, das ham die Hausherrn gern, da hams Glück (Heimchen?). — Wenn sie morgens daheim recht laut schreien, hat man Glück. — Wenn er hüpf, der Grill, soll man ihm nicht nachsehen. — Ein Grillenfänger wird bald ein Mörder; hängt man einen auf, kommt Regen. — Wenn sie schreien, wirts schön (v); wenn sie momentan aufhören, gibts Gewitter. — Grillenkitzeln mit Zigarettenrauch; mit Grillengras (Schafgarbe) (v).

Großmutter will ins Schachtgrab, da hat sie Unterhaltung. — Wenn sie das Kind verhätschelt und es grat't (gerät) ihr nach, wird es auch so alt. — Wenn sie ihr Enkelkind gern hat, holt sie sichs.

Größte Glück: Karo Sieben! (Carreau).

Grüberl — zwei im Mädclgesicht: Man hat Buben gern; man bekommt Kinder. — Ein Kind, das vorm Haus ein Grüberl gräbt, macht ein Grab. — Die Grube beim Wettrennspiel bedeutet Tod; es geht meistens in Erfüllung.

Grüfte waren früher beisammen, daß die Familien wieder verwandt werden.

Grün abführende Säuglinge kriegen Zähne (v).

Grund. Kommt man mit einem Mülstein an den Grund der Donau, so kann im Wasser nichts geschehen bis dahin, wo die Herzen der ertrunkenen Menschen sind.

Gründonnerstag soll man Spinat essen (A); überhaupt lauter Grünes (v).

Grüßen soll man die Elster; den Rappligen lassen die Narren grüßen.

Gugerschecken kriegen Kinder unter einem Jahr, wenn man sie anregnen läßt. — Wer sie kriegt (die Sommersprossen), hat den Kuckuck ausgespottet (v); da muß man sie ein Jahr haben, dann scheppert man mit Geld, da sind sie fort und Geld bleibt.

Guglhupf und Brot und Salz wird zu Ostern geweiht für das Vieh. — Bei der Hochzeit bäckt man in Luhatschowitsch (Mähren) (Geld oder) Erbsen hinein; wer sie erwischt, heiratet bald. — Bei Wien ist das Gugelhupfreißn Brauch; welcher Brautteil einen größern Teil errißt, wird Herr im Haus; der Guglhupf wird meist eingeschnitten, daß die Frau das größere Stück erhält.

Gulden (die alte Silbermünze) noch im Schwang zum Augenzudrücken (v).

Gurken. Von den ersten reibt man die Schale kräftig auf die Warzen und ein Fremder vergräbt die Resteln an einem unbekanntn Orte; sie verschwinden, wenn man aber zufällig dem Orte nahekommt, kriegt man sie wieder — Die Schalen wirft man ums Bett gegen die Schwaben (Küchenschabe).

H

Haare ziehen an, drum näht man in den Hut oder den Rocksäum eigene Haare, besonders ins Brautkleid, dann bleibt er treu (a). Dieses Einnähen führt zu baldiger Heirat; Glück (v). — Ausgefallene in den Ofen, sonst gehn die andern aus (a). — Nimmts der Vogel zum Bau: Soviel Junge er hat, soviel Kinder kriegt die Frau (Tulln). — Liegt es am Boden, kriegt Kopfweh, wer draufsteigt. — Fallen ausgekämmte Haare auf einen Jüngling,

bedeutet es Liebe; sie bringen den Vorübergehenden Unglück (v). — In Tulln schneidet man dem Toten ein Haarzipfel ab und gibts in Zeitungspapier; wers aufmacht, oder dazukommt, trifft den Haarbesitzer im Himmel. — Charakterprobe: Man reißt ein Haar aus; ringelt es sich, so ist diejenige oder der stolz. — Weißes Haar kriegen, da kommt Streit; es ist jemand auf uns grantig. — Haare im Essen: Es droht eine Epidemie. — Schlucken bringt Ersticken; Katzenhaare sind giftig und töten. — Lang werden sie durch Regen (A), Aprilregen (v), wenn man bei Vollmond ein Zipfel abschneidet, sie nur bei aufnehmendem Mond kürzt, mit Bierhansl (Tropfbier) wäscht. Lang und schön werden sie an der bayrisch-böhmischen Grenze, wenn man sie am Karfreitag gründlich kämmt, dann keinen Freitag mehr. — Wer lange Haare hat, bekommt viel Geld. — Einige Bürgerschülerinnen zitieren seelenruhig: »Lange Haare, kurzer Verstand, kurze Haare, langer Verstand« — denn sie tragen einen »Bubikopf«. — Haarnadeln darf man nicht vertauschen, sonst gibts Streit; nicht verschenken, sonst sticht man die Liebe ab (v). — Der Finder hat Unglück, wenn er sie nicht (dreimal) über den Kopf wirft; er kann sie auch in den Kanal werfen, soll sie aber ja nicht einstecken. — Wenn sie herausstehen, sehnt sich wer (A). — Ihr Herausfallen bedeutet Verlust eines Verehrers; fällt eine rechts, was ein schwarzer, links ein blonder, mitten ein roter Anbeter (v). — Haarspähn gleitet heraus oder wurde zu zöpfen vergessen: bedeutet Tod (a); man ärgert sich. — Haarwax (Flaxen; Schmeller: »sehnliches Fleisch«) e-sen macht lange Haare (a).

Hacke — nicht flach schlagen, sonst stürzt man runter oder wird man (denselben Tag) verwundet (v). — Es scheint eine zu klopfen: Großmutter ist tot. — Kleinen Kindern, die viel weinen, gibt man eine unter den Kopfpolster (a). — Wenn die Holzhacke steckt, haut man dem Teufel den Kopf ab; kommt Besuch, wird er noch einen Menschen erschlagen. — Wenn sie mit der Schneide hervorschaut, kriegt sie nachts wer auf den Kopf. — Wenn das Holzstück mitgeht und aus der Höhe fällt, stirbt ein Kind. — Hackstock, Hacke steckt: Dann brennt das Holz nicht.

Haferl: »Er glaubt, er darf nur Haferl sagen!« Häferl (Töpfchen) koch? Aus dem Märchen (vgl. Sympathiehäferln).

Häferlgucken. Zu Sylvester, auch Häferlheben: Kohle (oder Knochen) aufdecken bedeutet Tod (a), Erdäpfel Arbeit, die Puppe ein Kindlein, Zwieblauch Tränen, Binkl (Bündel) oder Schiff eine Reise. — Häferlgucker werden bald alt.

Hagel: Auf dem Land macht ihn die Hex — Wenn starke Körner fallen, ist in einem die Muttergottes; wers findet, hat ewiges Glück (Mährisch-Schönberg). — Dagegen schluckt man in Schüttenhofen (Böhmen) drei Eiskugeln, gibt man in Groß-Weikersdorf (N.-Oe.) Hagel ins Weihwasser, wirft man (Wien) drei Hagelkörner ins Feuer, hängt man in Kärnten ein Kinderhemd beim Fenster heraus.

Hahn kräht nicht, wenn ein Dieb umschleicht (Tulln); wenn der neugekaufte das Haus ankräht, ists ein Glückszeichen; wenn er sich um die Jungen nicht kümmert, kommt in Sobieslau (Böhmen) ein Hühnerdieb. — Wenn er unters Dach fliegt, regnet es (v); kräht er nachmittags, so kräht er Regen; wer ihm das Genick umdreht, wird ein Langschläfer — Kräht er zu früh, verkündet er Tod. — Auf einen kranken Finger legt man abgeschnittene Hahnenfüße. — Hahnkräht dreimalige, am Mist; da legen die Hühner kleine oder keine Eier.

Hakel ziehen, da kann der Hund nicht sch . . . »Ziag än, ziag ä, daß der Hund net sch . . . känn« (a).

Halme muß man, heißt es in Wagram (N.-Oe.), einige stehen lassen für die Rosse der wilden Jagd, sonst wird das Jahr nicht fruchtbar.

Hals- und Beinbruch wünscht man Fliegern, Touristen, Prüflingen und Schauspielern (v). Halsentzündung — dagegen soll man zu Neujahr

vom Fischerl zuerst den Kopf essen; heilsam Urinumschlag! Gegen Halsweh, Schweißsocken, gebrauchte Strümpfe umbinden (A). Knofel- oder Zwiefelkranz um den Hals.

Halten den Daumen in der Faust (siehe Fußballer), da regnets nicht.

Hameau Holländerdörrf). In der Johannesnacht kommen zwei Grafen aus dem Grab und sehen nach, ob der Wald noch gut erhalten ist.

Hammer finden bedeutet Glück; wem er springt, der hat zwei Jahre Unglück. — Es pumpert einer im Grab. — Im Bergwerk sind zwei Hämmer übers Kreuz, daß sie wieder hinauskommen. — Wenn es blitzt, ist Feuer im Himmel, da schlagen die Engel mit dem Hammer herum.

Hamstern: Man schlägt drei Nägel in jeden Schuh, spuckt auf jede Schulter und gibt auf jede einen großen Sack; so bringt man beide voll heim.

Hand: Beißt die linke, muß man mit der rechten Geld ausgeben; ists die rechte, bekommt man mit der linken Geld (A); linke kriegt Geld, mit der rechten gibt mans aus; man darf sich aber nicht kratzen (v). — Handjucken, Geld drauflegen und spucken bringt Glück. — Kitzelt die linke Hand, gibts Hiebe. — Beißt die linke Hand, gibt man einen Kuß drauf und legt sie auf den Kopf; es kommt soviel Geld, als Haare sind. — Wer flüstert und mit gefalteten Händen geht, bekommt religiösen Wahnsinn (Zürich). — Zum Abschied darf man sich die Hände nicht übers Kreuz geben — Verdruß, Unglück (A). — Wer mit gefalteten Händen schläft, stirbt bald — Man reibt sich die Hände: Wenn sie nach totem Fleisch riechen, stirbt man bald. — Schwarze (seltener weiße) Hand als Unglücks- und Todesbote (a). — Wer behaarte Hände hat, wird reich. — Hände geben und durchschlagen (des Zeugen) bei Schwur und Wette (a). — **H a n d f l ä c h e.** Allgemein bekannt ist die Lebenslinie, die schon bei Aristoteles vorkommt. Geht sie in die Handhölung; Baldiger Tod (v) oder unglückliches langes Leben. — Ist zwischen Zeige- und Mittelfinger bis zur ersten Querlinie eine Verbindung, lebt man noch 45 Jahre; wer drei Striche hat, lebt lange. — M heißt »Marienkind«, auch »Memento mori« und verheißt einen schönen Tod; au h daß man heiraten wird! — Man kann aus der Hand lesen, ob es ein guter Mann ist und wie lang wer lebt; ists ein Einser, lebt man lang. Geht die Lebenslinie weit hinunter = baldiger Tod, ist sie recht lang, heißt es gutes Leben oder hohes Alter; die Mittelspalte. — Wenn sie ganz gerade ist, läuft sie zum Tod. — Die Linien zeigen, wieviel Kinder man bekommt. — Wer in der Mitte ein Kreuz hat, wird in der Ehe ein Kreuz haben. — Hat man ein Ringerl beim Daumen, so liebt einen jemand. — Juckt die Fläche, kommt Brief oder Geld.

Handgrube: Männerfalle, Liebesfalle (v).

Hängen ist ein Genuß, hat ein Abgeschnittener gesagt; eine Wollust. — Wer sich erhängt, hört den Teufel singen; hört Musik. — Wenn man mit dem Aermel an der Tür hängen bleibt, kommt Besuch. — Ein Knabe hat sich im Klosett aufgehängt, die Großmutter in Grinzing nahm sich ein Stück Schnur. Bei Nacht hats gepumpert; erst nach sieben Vaterunsern brachte sie die Herdring auf, um das Schnürl zu verbrennen.

Hansleteich, einer der drei Spiegelteiche in Neuwaldegg: Dort steht das Hexenhäusl, wo die schlimmen Kinder gefressen werden.

Häring: Wer die Seele an die Decke wirft, kriegt in sieben Jahren ein Pferd. — Wenn man das Herz eines Häring an die Zimmerdecke wirft, wächst nach tausend Jahren ein goldener Schimmel. (John . . . Westböhmen. S. 258: In hundert Jahren wird ein Schimmel draus.)

Hase über den Weg — Unglück (A); da stolpert man; »Wenn der Hase läuft über den Steg, Ist das Unglück auf dem Weg«. — Das Feld, über das er rennt, hat schlechte Ernte; in Dänemark dreht sich der Tote im Grabe um, wenn der Hase drüberspringt. — Seine Knochen werden gebrochen wie die der Gans; mit Steinen jagt man ihm das Hasenbrot ab (a); sein Schmalz ist heilsam (v). — Sein Fleisch soll man zu Stefani essen (a);

zwei Stunden nach dem Weihnachtsfisch, ein Stück auch zeitlich am nächsten Tag. Sein Brot ist ohne Rinde. — Pfote (a) — Schwanz erl (A), auch der Bügel bringen Glück, besonders auf Reisen; das Schmalz hilft bei Eiterung.

Haselnuß. In Groß-Weikersdorf wollte mich ein großer Mann mitnehmen, Vater zieht den Revolver; der Mann ist wie ein Pfeil übern Strauch geflogen und wurde nicht mehr gesehen. — Wenn sie zwei Kerne hat, muß man was erraten. — In Holland kann man sich was wünschen, wenn sie drei Kerne hat (Vielliebchen?); Olinotten haben oft drei Haselkerne.

Hauen — nicht auf den Kopf, sonst ists mit dem Wachsen aus.

Haus, vor dem eine Kröte eingegraben ist, ist vor jedem Unglück frei. — Was das Haus verliert, findet das Haus. — Ist im ganzen Haus nur eine Lampe, dann ist wer gestorben. — Hausädan (Otter, s. Hausschlange). Am Wienerberg und in den Hernalser Häusern sind viele. — Sie schlägt, wenn es in der Wand tickt (v); auch im Türstock ist sie oft. — Wenn man ihr keine Milch gibt, stirbt sie, aber ein Mensch mit (v). — Sie hämmert Glück ins Haus (v); Ticken wie Uhr (a); man darf nicht mit einem Besen an die Mauer klopfen. — Hausbau: Gegen die vier Elemente werden eingemauert: Palmkatzern, Weihwasser, ein Kreuz und eine geweihte Kerze. — Beim Gleichenfest: Wenn das Glas nicht bricht, ist ein Geistlicher in der Familie; Christbaum (A) mit Bändern, Wein . . . — Hausfliege — Wintergast; ihr Ausbleiben bedeutet Unglück. — Hausfrau, eine glückliche, darf keine Seide reißen, sonst zerrißt sie ihr Glück. — Hausherr als Geist (nicht der Geizige). Er spricht mit allen und es ist nichts. — Hausregiment. Wenn die Frau bei der Hochzeit ein Kleidungsstück über eins des Mannes hängt, hat sie die Oberhand. — Hausschlangen (s. Hausädan). Einigemale heißt es, ihr Ticken bedeutet Unglück, Tod; aber aus vielen Hernalser Häusern häufen sich die Meldungen: Sie ist in jedem Haus eingemauert, sonst ist kein Glück drin (Leobersdorf, Hernal); Klopfen mit dem Besen vertreibt sie; weder töten noch verjagen darf man sie. Wegen ihres Klopfens heißt sie »Klapperschlange« (A). Wer sie erblickt, der stirbt! Wenn sie bei der Tür hinausgräbt oder das Zimmer verläßt, stirbt der Bewohner. — Hausvater. Ist ein Bein (Knochen) vom toten Hausvater unter der Türe vergraben, so ist das Haus sicher; der Einbrecher verrät sich. — Hauswurz: »Glück mit die Kühe«. In Salzwasser gekocht, den Kranken auf die Stirn gelegt. Der Saft gegen den Zidri (Erythem.) und gegen Ohrenleiden (v).

Haut juckt: Man kriegt Schläge.

Hebbin verhexte in Raschala ein Mädchen, daß ihr eine Kugel im Hals heraufstieg. Der Vater haut der Kröte das Pratzel ab; daheim fällt die Sense und hackt der Hexe den Arm ab.

Heben, im Bett in die Höhe, das macht der Tod. — Auch die Geister **Hechtkopf** enthält die Marterwerkzeuge Christi.

Heidengrab. Auf ihm verwandelt sich in Iglau ein schöner Pilz in eine Kröte.

Heiland im Brot (a). — Wenn jemand einen Heilandkopf zusammensetzt, ist er tot, wenn es ihm gelungen ist.

Heiligenbild in Brieftasche, da verliert man nichts. Hängt eins schibbs so geht die Wirtschaft schief. — Das Kind hatte um sich einen Kranz von Heiligenbildern gemacht; am nächsten Tag war es tot.

Heiliger Geist ist auch in den Ochsen; unser Fleischhauer sagts. (Fleischersprache für »Gratfleisch«, das in der Mitte des Rückens »schwebt«.)

Heiliges anschießend, trifft man sich selbst. — Ein Heiligtum berühren macht die Stelle unverwundbar (Ungarn, Theißmündung).

Heinzelmännchen (Buchweisheit?) verjagt man, wenn man nachts Licht anzündet (Tulln, sonst sehr wertvoller Berichterstatter).

Heirat oder Heiratsgut tritt man dem ab, den man auf die Zehen (s. Fersen) tritt (A). — Sie hält nicht, wenn die Eheleute nicht die erste Nacht zusammen schlafen. — Im Burgenland bringen sie zuerst einen Wecker oder eine Uhr in die Wohnung. — Junge Mädchen, die zu zeitig davon reden, heiraten gar nicht; auch wenn sie einen Brautschleier probieren, wird nichts draus. (Vergl. Burschenhut). — Heiraten wird wer im Haus, wenn zwei zugleich dasselbe Wort sagen. — Soviel Kerzen, soviel Jahre; bei wem eine ausgeht, der ist streitsüchtig; gehen zwei aus, ist eine kurze Ehe; flackert eine zur Tür, geht der bald ins Grab. — Ein Mädcl, das nicht heiratet, muß den Stephansturm reiben. — Heiratsprophetenspiel. 4 (verdrehte) Mädchennamen, 4 Kirchen (oder garstige Orte), 4 Fuhrwerke, dabei Mistwagen und dergleichen, 4 Knabennamen; durch Streichungen entsteht eine meist parodierte Hochzeitsgeschichte.

Heiße Hände, kaltes Herz.

Henker. Geschwindigkeitsprobe: »Er muß einem Menschen das Würgl umdrehen und wieder einrichten, ohne Schaden«. — »Er dreht den Hals um und sofort zurück; er lernt in die Sträflingsspitäler«. — »Die Gehängten reißt er von der Leiter herunter bei die Füß; einen Zucker, da reißt er was ab.«

Henne. Wenn sie wie ein Hahn kräht, so sagt man, es wird wer sterben (a). — Wenn die Hennen zu krähen beginnen, ist das Unglück nicht weit von hinnen. — Morgens dreimal krähen: Unglück oder Tod; in Steinamanger: Feuer; in Retz kräht eine rote Henne Feuer, eine schwarze Tod (v). — Wenn sie singt, legt sie nichts; da muß man sie auf den Schwanz hauen, wenn sie nicht legt (a). — Da ist was dahinter, da hält man sie über ein offenes Feuer, dann kommt die Hexe; in Bregenz wird so eine Henne lebend verbrannt, das vertreibt die Hexe. — In Holland hatte die Henne einen Namen. Dort hacken sie ihnen den Kopf ab; da hat man sie gerufen und sie ist dreimal über den eigenen Kopf gerannt. (Aehnlich in Groß-Rußbach, N.-Oe.) — Ein Jahr kommen wenig Küchlein, dafür das nächste viel; wenn sie ein großes Ei legt, kommt 7 Wochen nichts. — Wenn sie sich recht in die Erde verscharrt, bringen die Jungen Glück (sie wachsen alle auf). — Wenn man Hühner eingewöhnen will, muß man sie dreimal um den Tischfuß tanzen lassen (v). — Großmutter gab zu Silvester einer Zigeunerin nichts, da sagte sie: »Eine Henne wird blind sein« (bei Raab). So war es. — Wenn man eine schwarze Henne unter der Irxn (Achsel) ausbrütet, zieht man die Kraft vom fremden Vieh weg und wird stärker als alle. (Mutter aus Mähren.) — Einer wollte sie wegbringen, gab sie in einen Laib Brot und hat sie eingegraben: der Laib kam wieder aus der Erde heraus. — Wenn eine schwarze Henne das erste Ei legen soll, kräht sie auf die Art wie ein Hahn und die Bäuerin nimmt das Ei und wirft es in den Nebenhof; das Fleisch wird vergraben. Man spricht, daß in dem Ei ein junger Teufel ist (Budweis). — Eine solche legt große Eier. — Man stellt sie auf den Tisch, jeder legt Geld vor sich: Wo sie sich hindreht, der kriegt das meiste Geld. — Wird eine schwarze Henne hin, so stirbt die Frau; legt sie nicht, kommt böse Zeit (Leutsterben); gibt man sie in ein fremdes Dorf, steckt sie es in Trauer; kräht sie, wird sie geschlachtet (Tulln). — In Grinzing (Wien XIX!) ist in der Nacht bei einer Wäscherin das schwarze Hendel auf der Wäsche umgesprungen, in der Früh war sie rein, da ist die Frau liefern gegangen. Alser toter hat man die Waschfrau dreimal umgedreht, aber sie ist immer wieder auf dem Bauch gelegen.

Herd darf nicht abgekehrt werden, sonst ist das Glück weg. (Vergleiche Karfreitag. — Ist etwas von seiner Wunderkraft auf den Herdputzer, den Rauchfangkehrer, übergegangen? Vergl. Ofen.)

Herrgott: Ungläubige haben gespottet, da ist aus dem Holz Blut geronnen (s. Gott). — Die Frauen im Haus erzählen, dem Herrgott in der Stephanskirche wächst der Bart (v).

Herz. Der Verehrer spendiert ein goldenes zum Aufmachen; wenn es von selbst aufspringt, ist er nimmer treu. — Ein Wachsherz ungesehen zustecken, erweckt Liebe. — Die Herren kaufen lebzelterne Herzen, und

wenn sie mit ihm gehen will, kauft sie ihm einen Reiter. — **Herzanfälle:** Fußbäder mit Asche. — **Herzleiden:** Friedhoferde in der Christnacht. — **Herzkarte:** Es bedeuten: König den Vater, Dame die Mutter, Aß (wo das Pferd) ein Haus, Bube »Ich« (dem aufgeschlagen wird).

Hetschebetsch (Hagebutten) machen eine gesunde Soß. — Sie gehören auf die Gräber zum Aufputz und machen die Kränze schön.

Heu gibt mein Bruder in beide Säcke; es bringt Glück (A). — Vom Wagen rupfen, draufspucken: Der Geldmann kommt. — Ein Ringerl daraus hebt man auf. — Vom ersten Heuwagen drei Halme in die Geldbörse: Glück und Segen. — Heu und Stroh ist Glück und Leid. — Wenns am Heuboden klopft, kommt das Totenwichtel (bei Brünn). — Auf dem Heuboden gehts oft um; es gespenstert. — Heubäder gegen die Vierziger Ekzem). — Stehen die Zinken der Heugabel im Schober nach oben, wird er abbrennen; nach unten, da hält er lang (Tulln).

Heult ein Hund, macht man ein Kreuz und ruft: »Gott sei den armen Seelen gnädig«.

Heurigs: Wenn man zum erstenmal Obst oder Gemüse isst, kriegt man einen Schlag und wird beim Ohr gezupft (A).

Heuschrecken vom Friedhof nicht heimtragen, sonst holt sich der Tod.

Heuwagen: Glück (A). Großes Glück: Heuwagen, Knopf halten, bis man zwei alte Frauen und zwei Schimmel sieht. — Wenn ein Schimmel einen Heuwagen führt, ist ein buckliger in der Nähe. — Man kriegt einen Brief — Frühmorgens soll man dreimal spucken und dreimal sagen: »Heu Glück«. — Zeigt die Stange auf ein Haus, so stirbt dort wer (Schrems).

Hexe. Sie hat ihr Leben nicht bei sich; man kann sie nicht umbringen. — Bei jedem Unglück ist eine Hexe dabei (v). — Wenn man die Türe offen läßt, wenn sie umgehen, stecken sie einem den Besen in den Mund. — In Dobermannsdorf (N.-Oe.) hat ihr Einer die Feige gezeigt Sie schaut das Haus an, das bricht zusammen. — Sie sind zerraut. Man räuchert sie mit Wehrauch aus. In Greifenstein (N.-Oe.) werden um Weihnachten die Fenster zugenagelt. — Sie fährt auf einem glühenden Besen durch den Rauchfang. — Die Kühe geben rote Milch (s. d.) A; die Hexen haben die Besen in Blut getaucht. — Wenn die Uhr um 12 Uhr nachts stehen bleibt, kommt die alte Hex. — Eine Frau wollte Rüben borgen, Großmutter hatte keine; die Hex sagte einen Spruch und meine Großmutter ist tot umgefallen. — Wer eine kranke Hand hat und sieht eine auf einem Kreuz sitzen, soll sie nicht verraten; sie kommt, spuckt, reißt ein und sie (Hand!) ist gut. — Sie reißt Weintrauben ab. — Bei Melk (N.-Oe.) weissagt eine alte Hexe mit einem Kind; wer sie sieht, wird lahm. — Sie verkaufte Butter und Eier billig, aber wer hingeht, wird verhext (Mutter aus dem Waldviertel.) — Sie hatte nur ein Auge; wenn ihr wer was borgte, gab die Kuh Blut für Milch oder es war sonst im Stall ein Malër (malheure). — Bei Oberhollabrunn murmelt sie über kranke Finger und gibt ein Säckchen mit; das Hineingucken ist verboten, es wird unter der Dachrinne vergraben, morgens ist es gut. — In Budweis gab der Wirt einer alten Frau an seinem Namenstag keinen Brantwein. Sie rief: »In einem Jahr wirst du niederbrennen!« Zu seinem Namenstag war der Brand. — Eine vom Land. Meine Großmutter hatte Geschwüre auf der Brust. Die Tante ging zu einer Waldhexe. »Wann einmal schlechtes Wetter ist, komm ich« (Wetterhexe!) Sie legt den Mund auf die Brust, saugt und betet: »Die Brust ist verhext, ich kann auch sagen, wers getan hat«. Großmutter: »Ich wills lieber nicht wissen«. Darnach verschwand die Hexe; in drei Tagen war die Brust heil. Eine aus Ottakring, Fundort Hernalz 1925 (vergl. Trudi). »Als meine Mutter noch ein Kind war, borgte sich eine Frau von ihr Salz aus. Ihr Vater gibt Tuch, Besen und ein Messer vor die Tür. So! Am nächsten Tag war das Messer verkehrt, das Tuch zerrissen und der Besen umgedreht. Aber die Frau hatte ein Auge verloren. Das ist Wahrheit!« — Hexenberg. Wenns beim Kehren staubt, springen die Hexen am Hexenberg auf Besen umeinander. — Hexenbesen sind

an den Christbäumen. (Fichten; durch Pilze hervorgerufen.) — **Hexenei** — die Leute werdens gern los. — **Hexenkreis**, auch **Hexenring**, da wächst das Gras fett und viel. Ihr Versammlungsplatz, wo sie tanzen (v). Dreimal um den Wald herum. Dort hat man schon oft einen Hexenspuck (Speichel; etwa »Kuckucksspeichel?«) gefunden. Dort wachsen narriſche Schwammerl. — Dort haben sie unterirdiſche Häuſer. — Oft iſt dort ein verſunkenes Schloß. — Die Hexenringe ſind Liebesplätze. — **Hexenmah!**: Die Magd war bei den Hexen; vom Haus iſt der kleine Sohn nachgegangen und in die Schlucht geſtürzt. In der Verſammlung ſind lauter Beiner (Knochen) geweneſen, wenn man ſie angegriffen hat, ſind ſie in Staub zerfallen. — **Hexenſchuß** im Kreuz; ſie können lähmen (v); »Es iſt nur ein verſchossenes Blut«. — **Hexenſpiel** (v). »Wer ſind Sie?« »An alte Hex.« »Was trinken Sie?« »A Menſchenblut.« »Was eſſen Sie?« »A Menſchenfleiſch.« Hachher nehmen ein Hölzl, das iſts Meſſer, und da will die Hex alle niederſtechen, erwiſcht aber niemand. — **Hexentanz** geht ums Feuer; Großmutter hats geſehen! — In Groß-Kaniſza (Ung.) geht er am Stall vorbei; wenn die Tür offen iſt, wird die Milch rot.

Himmel im Kleinkinderglauben: Dort ſind heilige Bilder von Gold und Silber und viele Chriſtbäum; Wagen, wo der liebe Gott fährt; die Toten; Schnee und Waſſer; das Paradies; Spielereien, die macht alle das Chriſtkindl in der Werkſtatt; Bäckereien und Äepfel, Engerl, Nikolaus, Krämpus (drei-facher Wiſderſpruch: »Nein, der iſt in der Höll«); Schafe; die »onne, Schwalben; das Blut und das Fleiſch kommt in Himmel, die Bana (Knochen) ſchmeißens weg. In den Himmel kommen die kleinen Kinder, die ſterben, und die großen Leut auch, die brav ſind. Im Himmel möcht ich ſein, da ſind Kiſchen und Alles; am Land ſind auch ſo viel Kiſchen. — Volksgut: Am Himmel ſoll man nicht ſchauen, wenn man nachts heimgeht. — Auf unſerm Land darf man nicht auf den Himmel zeigen, wenns wettern tut, ſonſt wird das Haus brennend. — Wer auf den Himmel gezeigt hat, muß ſich in den Finger beißen und dann drauftreten! Wenn der Himmel rot iſt, tuts Chriſtkindl Bäckerei bächn (a); die armen Seelen haben Hunger; die Englein baden ſich (v); die Engel backen für Weihnachten; der Teufel kommt mit ſeiner Schar geflogen, es gibt Krieg; Maria backt Brot; es iſt oben ein Kampf (v); eine große Schlacht (a); es kommt bald die wilde Jagd (Gmünd); es ſind viele geſtorben; die Lerchen ſind geſtorben.

Hinterkopf: Wenn ein Kind einmal tüchtig drauffällt, wird die ganze Familie glücklich.

Hintern beißt, der Bub kriegt Schläg.

Hirn (= Schädel). Wer einem Sterbenden aufs Hirn greift, hat Glück. — Wenn man reibt und die Hand ſtinkt, hat man ein ſtinketes Hirn. (»Scherz«). — Wer den **Hirntanz** (Drehkrankheit) hat, dem zergeht das Hirn.

Hirsch — wer einen weißen ſieht, ſtirbt. — Glücklich iſt, wer zu Neujahr einen röhren hört. (Gmünd). — In der Thomasnacht eine Hirschkuh ſehen = Glück fürs Jahr. — Das Geweih iſt gegen den Blitz, die Grandln (Eckzähne aus dem Oberkiefer) für Ohringeln, gut für die Augen.

Hirsebrei in Wien ſchon halb verſchollen; in Galizien wirft man ihn auf den Plafond.

Hirt. »Mein Großvater in Groß-Weikersdorf (N.-Oe.) iſt dreimal um die Weide herumgegangen, da iſt kein Schaf hinausgelaufen. Einmal wollten ſie ihn nicht mitreißen laſſen, da ſagte er: ‚Ihr kommt nicht weit! Richtig! Endlich haben ſie ihm ein Viertel Wein gezahlt; er iſt vorangegangen und alles Vieh iſt ihm nachgelaufen.«

Hitz: Was für die Hitz iſt, iſt für die Kälten. Zum Beiſpiel ein Strohdach macht im Sommer kühl, im Winter warm.

Hochzeit. Vorher muß man Häferln zuſammenschlagen (v) (und die Scherben aufheben). — Wenn er oder ſie Zahnweh haben, wird eine Ehe unglücklich, voll Streit. — Rennt eine Katze übern Weg, weiß Er: Sie iſt falſch. — Wenn ſie vorher zu süß getan haben, werden ſie in der Ehe

sireiten. — Es soll in den Brautkranz regnen (A); Wenns schneit, ist sehr viel Glück, Regen ist Glück, Trockenheit Unglück. — Man sagt: »Drei Tage Regen, den vierten Tag Hochzeit.« — Vorm Kirchgang muß man dem Bräutigam alle Kranzjungfern vorstellen, zum Schluß erst die Braut, sonst altert sie schnell. — Wenn Sie unter der Trauung weint, verheirat sie sich gut (A); wenn sie lacht, kommt baldige Scheidung. (Vergl. Trauung.) — Wenn ein kleines Kind dabei schreit, kriegen sie keine Kinder. — Brot, Salz und Geld müssen sie mithaben. — In Schöngraben (N.-Oe.) schießen sie zum Rad des Hochzeitswagens. — Wenn beim Altar links die Kerze ausgeht, stirbt der Herr, rechts die Frau früher. (Aehnlich [a].) — Wenn dem Zug ein Leichenwagen begegnet, wenn Hochzeit und Begräbnis in einem Haus sind: Viel Unglück! — Man muß mit Seidenbändern den Weg versperren, sonst hat das Ehepaar kein Glück; in Nordsteiermark spannen sie einen Strick und geben aus Stoff ein Kind, daß sie viel Kinder kriegen. — Wer bei der Hochzeit betrunken ist, stirbt — Um Mitternacht muß man was fallen lassen fürs Glück. — Wer am Hochzeitstag zuerst ins Bett steigt, stirbt zuerst. — Wenn die Braut um 12 Uhr mitternachts das Brautkleid ablegt, stirbt sie als Frau und der Mann überlebt sie; wenn sie es anbehält, wird sie öfters Braut. (Tulln.) — Todtraum bedeutet Hochzeit (A). — Goldene Hochzeit erlebt, wer ein Zündholz in der Hand ausbrennen läßt (ohne sich zu verbrennen) a). — Hochzeitskleid selbst nähen bringt Unglück, Tod. (Vergl. Brauthemd.) — Hochzeitskügerl zum Bewerfen der Braut (A).

Höhlung? (vergl. Röhre). In einen leeren Gegenstand (Flasche, Gießampfer) soll man nicht hineinschreien, sonst kommt Krieg. (Vergl. »Histörchen« von Kopisch: Die Hummel im leeren Faß.)

Höhle — aus ihr kamen in Grünberg am Schneeberg (N.-Oe.) Manderln und hoben den umgefallenen Heuwagen; das Heu war aber in der Höhle.

Hölle (im Kleinkinderglauben). Bezeichnend ist das Mißverständnis: »Ich hab a Höll gsehn, da hab i mi gschreckt, da habns eine gegraben; da ists schwarz.« — Da tuns einen mit Messer und Gabel braten, wann man neidig ist und gibt kein Brot her. — ingt: »Neidische, Neidische, kummst in d' Höll, Wirst auf haßi Stana (heiße Steine) glegt.« Die Andern: »So gehts. Wirst verbrennt mit Tafelöl, Tafelöl ist teuer, Wirst verbrennt mit Feuer.« — Das Regenwasser tröpfelt ab (hinunter) und abi bis zu der Höll. (Erstaunt —) Da löschts ihnen ja das Feuer aus! — Die Teufel brennen Feuer für die Kinder, wenns schlimm sind. — Die Menschen werden verbrennt, die viele Sünden haben. — Der Krampus ist in der Hölle mit dem Schürhagn. — »Zu den Juden schimpft man: Jud, Jud, Jud, spiz (spuck) auf d' Leut, Hast in d' Höll a ned weit.« — »Der Lehrer erzählte, im Weltkrieg war ein Streit, ob es eine Hölle gibt; einer hatte versprochen, es zu melden. Das Licht erlöschet. Eine Stimme: »Ich bin drinnen!« — Im Spiel (bei Polnisch beichten) »Jetzt fahrst in d'Höll«. (Anreißen beim Teppich.)

Holler (Hollunder). Unter der Stau de vergräbt man die bei aufnehmendem Mond abgeschnittenen Haarzipfel; die Strauben sind ziemlich bekannt; die Blüh sind zum Schwitzen. Im Lied: »Setz ma si am Hollabam, Schau ma (Tun wir . . .) was die Vögerl tan: Vögerl tan schön singa«; auf den Hollabusch reimt sich beim Niederkauern das Husch, h. h.; in der Parodie heißt es von der Müllifrau: »Sie sitzt am Hollerbam, Mächt an Müllifam« (Milchschaum).

Holz aufs Dach gelegt, verhütet einen Brand. — Unglück hat man, wenns beim Hacken umfällt (das Scheit). — Ein Mädel wölte nicht Holz holen, da fiel es mit einem Geist aus der Decke. — Wenn in Salzburg das Holz im Feuer aufsteht, gibt man Salz drauf, dann kommt Besuch. — Holzhacke. Ein Ungläubiger hackt am Sonntag: der Hackstock sieht plötzlich (»auf einmal«) aus wie ein Kreuz, er prellt ab und ist verwundet. — Wenn eine Holzhacke fällt, verwandelt sie sich in den Tod und fällt einem ins Herz. — Holz hacker (s. Baum, Eiche, Maria). Wenn ihm der Baum auf

die schlechte Seite fällt, ist der Teufel im Spiel. — Verletzt er sich den Fuß: Ein heiliges Bild darauf und es heilt. — **Holzmesser** kriegt in St. Veit a. d. Triesting (N.-Oe.) die Braut zum Brotabschneiden. — **Holzschleifer** zählen — wenn sie eine gerade Zahl erwischt, kriegt sie zum Beispiel ein neues Kleid (bei Brünn). In der Thomasnacht nimmt sie ein Scheit aus dem Holzstoß: Dick oder dünn, rauh oder glatt, kurz oder lang, krumm oder grad wird er sein (v) (meist nördlich von Wien). — **Holzstock**: Führt die Hacke (tief hinein, so kommt der Teufel raus. — Holzweihesgeschichte mit Feuer; gegen das Einschlagen (des Blitzes) (s. Scheitel. — **Holz wurm** in Wohnung bedeutet Glück (s. Hausätern). — Unglück! — Hört man ihn nachts, zeigts Tod an. — »Bis der Kasten ned verkauft ist, hat man Unglück.« — Er heißt auch Totenuhr (v).

Horchen tun die Mädeln in der Thomasnacht an der Tür (v); hört sie einen Hund bellen, verheiratet sie sich gut (s. Kreuzweg).

Hören (s. Uhr). Wenn wer eingegraben ist und der Totengräber schlägt nicht dreimal drauf, hört der Tote noch alles. — Hört man im Schlaf klopfen, bekommt man eine gute Nachricht.

Hosenknopf annähen, wenn man die Hose anhat: Soviel Stiche es sind, solange (Jahre) heirat man nicht. — Man muß dabei essen (oder Papier kauen), sonst wird der Verstand vernäht (s. Knopf).

Hubertusnacht. Jagdglück hat, wer Kreise zieht (auf steilem Abhang neben einem Abgrund), ohne Fehltritt dreimal umkreist und dann einsteigt.

Hufeisen nachhaun, bringt Glück (v), auch treten (v). Es gehört ober die Tür (a), gegen den Blitz an die Wand (v), auch auf die Schwelle. — Ungeschaut dreht man ein gefundenes dreimal, wirts über die linke Achsel; hinter sich ins Fenster, die Scherben bringen Glück (A). — Schlägt mans in den nächsten Baum, werden die Wanderer Glück haben (Tulln). — Führt man ein Pferd zum Beschlagen und es verliert das Hufeisen, bevor es in die Schmiede kommt, hat es das Glück verloren — **Hufnagel** durch einen Kreuzer in den Fußboden der neuen Wohnung geschlagen, an der Schwelle oder zwischen der Doppeltür. — Ein Pferd bringt viel Glück, wenn man ihm einen gefundenen Hufnagel einschlägt. — **Hufschmied**: Wenn er einen Hufnagel schief einschlägt, hat er die ganze Woche Pech. — Samstag ist für ihn ein guter Tag. — Er kauft alles Gefundene, Stollen und Hufnägel; das bringt Glück.

Huflattich, Tabakersatz. Blätter auf Wunden. Tee in Schlesien gegen Wimmerln.

Hühneraugen zeigen das Wetter an. — Wenn ein Leichenzug kommt, deutet man erst auf die Hühneraugen, dann auf den Sarg und sagt: »Da heraus und dort hinein!« (ähnlich v). — **Hühnerdreck** gegen Zahnweh. — **Hühnerfraisen**. Sie kriegen den Wipfl, Wipfl, Nipf, der Fuß ist steif, eingezogen, zitternd; die Eier sind klein (Gägerlfras). (U.-K., Steir. W., »Wüfel, eine Drüsengeschwulst der Pferde?«) — **Hühnerknochen** zerreißen sie und denken sich was; wer das größere Stück hat, dem gehts in Erfüllung (v). — **Hühnerpolster**: Auf ihren Federn kann man nicht sterben (v).

Hund. **Abend, heiliger**: Hört man einen Hund grunzen (heulen?), hat man das ganze Jahr kein Glück. — **Ausläuten** (mit den Füßen schlenkern): da stirbt ein Hund; man läutet dem Teufel sein Glöckerl, läutet in die Hölle hinab. — **Baden** darf man ihn vor einem Jahr nicht, sonst wird er nicht wachsam. — **Bett**. Wenn er unter das Bett eines Schlafenden kriecht, stirbt der. — »Klosett«; auf dieses kann er nicht gehen (s. Hakeleziehen). — **Drückt** er sich an die Wand, hat er keinen Herrn. — **Ertränkten** hört man bei Nacht bellen. — **Feuer** (s. schwarz, heulen). — **Fressen** die Hunde Sachen (Sabergras), regnets (Steyr); weil die Hunde Gras fressen, regnets. — **Graben** die Hunde in der Erde: »In

meiner Familie wars ein Todesfall. — Heulen und Winseln: Eine Fülle von »Beweisen« für die Todesverkündigung; er meldet den Tod an (A). (Großvater: »Du willst mich in den Tod ziehen«.) Schaut er nach unten, in den Keller, stirbt wer; heult er nach oben, zum Dachboden, bricht Feuer aus (A). — Heult er vor einem Hause, sterben drei Leute heraus. — Todfall im dritten Haus. — Meerschwein-ähliche Hunde bringen Glück. — Nachsterben will er, wenn er den Tod des Herrn gemeldet hat. — Regen kommt, wenn die Schnauze trocken ist — Reiben sie sich an der Wand, stirbt wer. — Riechen tun die Hund aneinander, weil einige beim lieben Gott bitten waren, denen hat er den Gestank genommen und ihren Abstämmlingen; da wollen alle wissen, ob die dabei waren: — Scharren bedeutet Tod; Regen! — Schwarzen im Wald sehen, bedeutet Feuer im nächsten Haus. — Sieht uns der Hund zutraulich an, so will er uns vor etwas warnen. — Stirbt ein Hund unterm Obstbaum, so wird eine gute Obsternte. — Träumen von ihm bedeutet, daß der Vater der Mutter treu ist. — Vertilgen lassen? Fünf Jahre kein Glück. — Wetter (s. Regen). Heult er in die Höhe, kommt schlechtes Wetter. — Winseln (s. Heulen). — Hundebiß heilt durch gekautes Brot (v). — Diese Zeit, die der Biß gedauert hat, stellt man sich nach neun Wochen in die Ecke. — Hundekot steigen — Glück (a) (Hundstrümmerl). — Hundeschmalz heilsam, besonders für die Brust. — Hundswut (s. Biß): Die Rinde von großem Landbrot auf die Wunde, mit einem schwarzen Stift schreibt man darauf die Anfangsbuchstaben der heiligen Namen; der Gebissene ißt das (andere?) Brot und ist gesund bei Tulln.

Husten der großen Mädcl heißt Heiratshusten; die muß man geschwind verheiraten. — Gegen Husten ißt man um Mitternacht Friedhoferde.

Hut oder Haube darf man nicht drehen, sonst kommt Kopfweh nach dem Aufsetzen. — Der Jude setzt ihn beim Essen und Beten auf. — Wenn ein schwarzer Hut auf dem Sessel liegt und man setzt sich drauf, hat man Glück. — Kommt beim Heiraten der Hut der Frau über den des Mannes, so hat sie die Oberhand. — Zu Silvester kommen die Losdinge auch unter Hut. — Verkehrt aufsetzen: Man kriegt einen großen Kopf. — Hut aufs (Kranken-) Bett bedeutet Tod. — Hutlose wollen noch wachsen (a).

Hutschen mit gekreuzten Füßen: Man hutscht den Teufel ein (v); — herein, und verschleudert die Engel.

Hypnotisieren: Es wird einem so starr bei einem scharfen Blick. — Der Hypnotiseur wollte die Krankheit so herumziehen, ab sie ist ihm nicht herausgegangen. — Spiel: 1. In der Luft rumfahren — Ohrfeige! 2. Sag dreimal deinen Namen: Vorm drittenmal wird ihm Mund und Nacken gepreßt. 3. Die »Wurzen« werden »im Vertrauen« gebeten, nicht zu lachen, wenn die andern beim Hypnotisieren berußt werden: Gerade sie freuen sich jeder, daß der andere rußig wird und sie sinds selbst

I

Igel essen die Zigeuner. — Die Schweinigel fressen mehr Schwaben (Küchenschaben) als die Hundsigel.

Inslichtkerzen (Unschlitt) gegen gefrorne Füße. — Bei Lungenkrankheit die Brust einschmieren (v).

Irrlichter führen in den Sumpf. — Bei Tulln haben sie einen Menschen in den Sumpf gezogen. — Beim Bründl gehts um; einer probiert: das Licht zieht ihn, er muß nachgehen; wär nicht ein Gebüsch gewesen, wär er in den Teich gefallen. (Einen andern rettete die Planke, über die das Licht weiterging.) — Wo sie sich zeigen, ist ein Schatz (v). — Macht man ein Kreuz beim Erblicken, erlöst man eine arme Seele (s. Lichteln).

Die Spiegelung des prähistorischen Dreiperiodensystemes im Brauchtume.

Von L. Franz.

Bekanntlich teilt man die urgeschichtliche Zeit nach einem äußerlichen Merkmale, nämlich dem vorherrschenden Werkzeugstoffe, in drei große Abschnitte ein, die Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Zur Genüge wissen wir heute, daß die Abfolge dieser drei Rohstoffe nicht mit scharfen Grenzen vor sich gegangen ist, daß vielmehr Stein noch in der Bronzezeit eine Rolle spielte und Bronze noch in der Eisenzeit zu ausgedehnter Verwendung gelangte. Das Dreiperiodensystem, wie man die erwähnte Einteilung nennt, gibt sich nicht nur in den Bodensunden zu erkennen, es tritt in eigenartiger, aber nicht unverständlicher Weise auch im Brauchtume in Erscheinung.

Die Beschneidung bei den Israeliten wurde nach uralter Vorschrift, die sich schon im Alten Testamente aufgezeichnet findet, mit einem steinernen Messer vollzogen. Die Sitte der Beschneidung reicht, wenigstens in Aegypten, sicher noch in die Steinzeit zurück. Die Israeliten haben in pietätvollem Konservatismus das steinerne Beschneidungswerkzeug noch in einer Zeit, in der ihnen schon Metalle zu Gebote standen, beibehalten. Hier haben wir also in einem Brauche ein steinzeitliches Relikt.¹⁾

Wenn der römische Flamen Dialis sich den Bart stutzen wollte, so durfte er das vorschriftsgemäß nur mit einem bronzenen Messer tun, und das Umreißen der Grenzlinie einer zu gründenden Stadt, des Pomoeriums, hatte mit bronzenener Pflugschar zu geschehen. Dieser Fall ist ähnlich dem eingangs angeführten: auch hier die archaische Verwendung eines Werkzeugstoffes; bezeichnend ist hier wie dort die rituelle Handlung, denn der Ritus ist erfahrungsmäßig immer außerordentlich zu Konservatismus geneigt.

Schließlich folgt auch im Brauchtume der bronzezeitlichen Schicht eine eisenzeitliche. Wie in den früheren Fällen sei auch hier nur ein Beispiel herausgegriffen. In den Ländern germanischer Zunge und darüber hinaus ist der Glaube an die dämonenabwehrende Kraft des Eisens verbreitet. Die geheimnisvolle Wirkung geht nicht von einer bestimmten Form aus, sondern vom Stoffe als solchem; ein Feuerstahl tut den gleichen Dienst wie ein Taschenmesser. Es liegt also nicht Formzauber, sondern Stoffzauber vor, weshalb wir hier von einer eisenzeitlichen Schicht im Brauchtume reden können.

Die angeführten Beispiele genügen, um zu zeigen, daß die Hauptstoffe der drei urgeschichtlichen Perioden sich nicht nur in der Ergologie einen Platz sicherten, sondern durch den Eindruck, den sie als Neuerungen hervorriefen, sich auch im Geiste des Menschen fest verankert haben. Diese Erscheinung läßt sich zum Teile auch sprachlich nachweisen. Wenn zum Beispiel der Schmied bei den Griechen noch in der Eisenzeit Chalkeus (von chalkos, Bronze) heißt, so beweist das, daß der Eindruck, den die Erfindung der Bronze gemacht hat, auch im sprachlichen Bewußtsein nachhaltig war.

¹⁾ Nicht immer muß Hochachtung vor einem Steingeräte auf seine ununterbrochene Verwendung zurückgehen. Der weitverbreitete Aberglaube, der sich an steinzeitliche Aexthe knüpft, ist etwas anderes als die Verwendung eines Steinmessers zur Beschneidung. Bei diesem Aberglauben dreht es sich um eine nachträgliche Deutung zufällig gemachter Steinbeilfunde, um Volksetymologien sozusagen, während das Beschneidungsmesser eine wurzelrechte Erscheinung ist.

Literatur der Volkskunde.

Hermann Mang: Unsere Weihnacht. Volksbrauch und Kunst in Tirol. Verlagsanstalt Tyrolia. Innsbruck-Wien-München 1927. 158 Seiten. 50 Bilder.

Unter den vielen Weihnachtsbüchern, die wir in der volkskundlichen Literatur besitzen, macht das vorliegende Werk, das die Tiroler Weihnachtsbräuche und die damit zusammenhängenden Volkskunstschöpfungen in Wort und Bild schildert, durch die Wärme seines Tones und die gründliche Vertrautheit mit dem Gegenstand einen besonders ansprechenden Eindruck. In 13 Abschnitten behandelt der Verfasser, der sich durch frühere Arbeiten schon einen guten Namen unter den Tiroler Volkskundlern gemacht hat, das mannigfach gestufte Brauchtum, das sich aus heidnischen und christlichen Ueberlieferungen und Vorstellungen wundersam gemischt in der Zeit vom Beginn des Advent bis Mariä Lichtmeß im volkstümlichen Leben der Tiroler Bevölkerung abspielt. Viele bisher unbekannte Züge sind aus der unmittelbaren Beobachtung des Volkslebens eingeflochten, die vorhandene Literatur ist gewissenhaft, bis auf ganz kurze und oft schon verschollene Berichte, quellenmäßig ausgeschöpft. Das beigegebene höchst anmutige Bildermaterial ist zumeist der Tiroler Weihnachtskrippe gewidmet, die als volkskünstlerische Schöpfung vom 16./17. Jahrhundert bis in die Gegenwart vielfältigste Entwicklung und reiche Blüte aufweist. Es ist ein schönes Haus- und Familienbuch, das Verfasser und der Verlag besonders dem Tiroler Volk geschenkt haben.

Prof. M. Haberlandt.

Dr. Lily Weiser: Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde. Ein Beitrag zur deutschen und nordischen Altertums- und Volkskunde. (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft. Herausgegeben von Eugen Fehrle, Heft 1.) Konkordia A. G., Bühl (Baden) 1927. (94 Seiten.)

Verfasserin stellt sich zur Aufgabe, die bisher wenig gewürdigten Schilderungen germanischer Kriegerscharen im kultischen und Alterklassenverband bei Tacitus (Harier und Chatten) zusammen mit der Berserker-Ueberlieferung des Nordens zu erläutern, das heißt, Ablauf und System der Riten sowie den religiösen Erlebniskern derselben klarzustellen, wozu eine Einleitung über gleichartige Weiheriten der Tiefkulturvölker und einschlägige indogermanische Parallelen geboten, sonst aber ganz richtig die Konzentration auf altgermanische Verhältnisse angestrebt und erreicht wird, denen freilich auch späteres Erbgut beigesetzt werden muß. (In diesem S. 10 im Anschluß an Heusler festgelegten Bedeutungsumfang »altgermanischer Zeit« wäre die Anmerkung S. 11 allerdings anders zu fassen gewesen, wenn sie davon spricht, daß eine vom Referenten andern Orts gegebene Uebersicht über die europäischen Weiheriten so gut wie nichts »aus altgermanischer Zeit« enthielte.) Gewissenhafte Sichtung und Interpretation der urkundlich alten Zeugnisse wird der Arbeit ihren Wert im Fortschritt der Forschung dauernd sichern. Im Kreise des späteren Erbguts hart aber doch wohl noch einiges der Rückbeziehung auf altgermanische Weiheriten. Wir denken an das auf den Stein, Stuhl, Tisch steigen, das nordische »Hissen« gegenüber der Schild-

erhebung, den Tanzbrauch und die Mädchenwahl im Abschluß der Einweihung, Dinge, die uns übrigens von der etwas einseitigen religionsgeschichtlichen Einstellung, die der Herausgeber im Vorwort besonders unterstreicht, zum Gemeinschaftsleben wegführen. Muß es denn eine »Entwicklung« sein, die »religiöses Erleben« mit »sozialer Einrichtung« verbindet? (S. 22.) Es gibt doch wohl auch ein soziales »Erleben«. Daß es phylogenetisch sogar das Ältere ist, wird kaum zu bezweifeln sein. Im Zusammenhalt der Mannbarkeitsproben der Berserker (Steinwurf, Feuerlauf, Tarnzeit u. s. w.) mit der Mädchenwahl am Beschluß, wovon die »altgermanische Zeit« nun freilich kein unmittelbares Zeugnis überliefert hat, wird sich eine schöne Aufhellung des Brühildenmotivs ergeben, dessen Zugehörigkeit zu diesem Kreis schon K. Spieß kürzlich in dieser Zeitschrift festgestellt hat.

A. Haberlandt.

Bayrischer Heimatschutz. Zeitschrift des Bayrischen Landesvereines für Heimatschutz. Verein für Volkskunst und Volkskunde in München. Jubiläumsgabe (Festschrift).

In einem stattlich festlichen Umfang erscheint der vorliegende Jahrgang der rühmlichst bekannten und verdienstvollen Münchener Heimatschutz-Zeitschrift aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestandes des bayrischen Vereines für Volkskunst und Volkskunde in München. Mehr als ein Viertelhundert hervorragender Fachmänner haben wertvolle Beiträge zur Festschrift beigesteuert und zahlreiche schöne und interessante Abbildungen schmücken den stattlichen Band. Man müßte das umfangreiche Inhaltsverzeichnis vollinhaltlich zur Wiedergabe bringen, um einen genügenden Begriff von dem Gebotenen zu geben, es fehlt ja kein Name, an den im Zusammenhang mit Aufgabe und Zweck dieser Festschrift gedacht werden konnte. Referent bedauert, daß es ihm zufolge Ueberlastung mit anderen Arbeiten nicht möglich war, der Einladung des Herausgebers Dr. Ritz zu entsprechen und sich mit einem von ihm beabsichtigten Aufsatz »über den bayrisch-österreichischen Kulturkreis« an der Festschrift zu beteiligen. Vielleicht ist der Entfall dieses Aufsatzes mit die Ursache dafür gewesen, daß in den beiden Aufsätzen von Adolf Spamer »Die Bedeutung der Volkskunde für die Gegenwart« und Hans Karlinger »Grenzen der Volkskunst« in etwas befremdlicher Weise von den Arbeiten und Leistungen Oesterreichs auf dem Gebiete der Volkskunde und Volkskunst geschwiegen wird, welche zeitlich und inhaltlich mit den diesfälligen bayrischen Bestrebungen und Arbeiten parallel gegangen sind. Jedenfalls werden die österreichischen Volkskundler mit Freude und Gewinn von dem mannigfaltigen Inhalt der Festschrift Kenntnis nehmen. Wir sprechen dem jubelnden Verein die besten kollegialen Glückwünsche für eine weitere gedeihliche und erfolgreiche Wirksamkeit aus.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Herausgegeben unter besonderer Mitwirkung von E. Hoffmann-Krayer und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen von Hans Bächtold-Stäubli. Band I, Lieferung 1. Berlin und Leipzig 1927. Verlag von Walter de Gruyter & Co.

(Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde. Herausgegeben vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde.)

Wie das Vorwort ausführte, setzt sich das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens zwei Ziele: es will zunächst den zahllosen, äußerst zerstreuten Stoff über die einzelnen abergläubischen Ueberlieferungen geordnet zusammenfassen und es soll weiters Ursprung und Bedeutung des einzelnen Aberglaubens darzulegen versuchen. In etwa 2500 Stichwörtern, zu deren Ausarbeitung von den Herausgebern den Bearbeitern ein über 600.000 Zettel umfassendes Material zur Verfügung gestellt worden ist, wird der gesamte Stoff dargelegt werden, wobei der Begriff des Aberglaubens möglichst weit gefaßt worden ist: Feste und Bräuche, die auf alte Kulte zurückgehen, Volksmedizinisches, Sagen und Volkmeinungen aller Art sind miteinbezogen worden. Der literarische Apparat wird, wie die Artikel der ersten Lieferung erkennen lassen, überall mit größter Vollständigkeit den Einzelausführungen beigegeben. Was den zweitgenannten Zweck anlangt, den das Handwörterbuch verfolgt, nämlich, wenn immer möglich, die äußere und innere Geschichte der einzelnen abergläubischen Erscheinungen kurz darzulegen und gegebenenfalls ihren Ursprung und Sinn zu deuten, so würden gemäß dem geschichtlichen Ursprung vieler abergläubischer Ideen und Praktiken Orient und Antike in vielen Belangen heranzuziehen sein; aber auch darüber hinaus wird der vergleichende Gesichtspunkt und die Feststellung der geographischen Verbreitung der einzelnen Erscheinungen nicht zu umgehen sein, und aus dem Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens würde unversehens eigentlich ein Handwörterbuch des europäischen Volksglaubens werden müssen — eine Forderung, die denn auch in allem Ernst erhoben werden wird, freilich erst für einen späteren Zeitpunkt und für ein anderes wissenschaftliches Forum.

Das Vorwort setzt sich in nicht ganz überzeugender Weise mit denjenigen Stimmen auseinander, die im Schoße des Verbandes der deutschen Volkskundevereine lautgeworden sind und die vorgeschlagen haben, im Titel des Werkes an Stelle von Aberglauben den Ausdruck Volksglauben zu wählen. Unter »Volksglauben« wäre nicht notwendig auch der ganze Umfang der religiösen Betätigungen und Empfindungen des Volkes zu verstehen, seine Auffassung und Gestaltung des Christentums. Dies fällt unter den Begriff der »Volkreligion«, und damit befaßt sich die religiöse Volkskunde. Dem Wort »Aberglaube« haftet nun einmal ein etwas fataler Beigeschmack an, der den biologischen Sinn und Wert, der doch in gewisser Hinsicht den Aeußerungen des Volksglaubens zugebilligt werden muß, vollständig verkennen läßt.

Eine volkpsychologisch wichtige Frage, welcher die Bearbeiter der einzelnen abergläubischen Meinungen in ihren Quellen wenigstens hier und dort nachzuspüren vielleicht Gelegenheit finden, ist die, inwieweit dieser oder jener Aberglaube noch tatsächlich in Kraft stehe, in welchen Schichten der Bevölkerung, in welcher Verteilung bei Männern oder Weibern, bei Kindern oder alten Leuten, bei welchen besonderen Anlässen, und was sich da in dieser Hinsicht etwa noch an Fragestellungen ergeben mag. Das Handwörterbuch würde damit nicht bloß einem Herbar des Aberglaubens gleichen, sondern würde das Leben aller dieser Vorstellungen und Bräuche, ihr Wuchern, Welken und Absterben verfolgen und abschildern. In dieser Hinsicht sei auf die Veröffentlichung des »Wiener Kinderglaubens« (durch Leopold Höfer, diese Zeitschrift Jahrg. 32 und 33) verwiesen, bei welchem

gerade dieser Gesichtspunkt: »was wird von all dem Aberglauben nun noch wirklich geglaubt? von wem? und mit welchem Grad von Sicherheit oder Zweifelhafteigkeit?« besonders oft und deutlich aufscheint.

Jedenfalls wünschen wir dem verdienst- und mühevollen Werk der Herausgeber und zahlreicher Mitarbeiter das beste Gelingen und behalten uns vor, jeweilig würdigend auf den Inhalt desselben im Fortschreiten des Buches zurückzukommen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Prof. Dr. L. Günther: Von Wörtern und Namen. Fünfzehn sprachwissenschaftliche Aufsätze. 1926. Ferd. Dümmlers Verlag. Berlin und Bonn.

Dem sachlichen Inhalt unseres Sprachschatzes, den kulturgeschichtlichen Aufschlüssen, die in den Wörtern und Namen unserer Umgangssprache und namentlich auch der Mundarten vorliegen, nachzuspüren, gewährt reiche Belehrung und viel Genuß zugleich. Beides ist in reichem Maße in dem vorliegenden Werke eines namhaften deutschen Sprachgelehrten zu finden. Kulturgeschichtliche und verkehrsgeschichtliche Erkenntnisse, volkskundliche Ueberlieferungen, Sprachgewohnheiten verschiedener Art und vieles Andere scheinen in den fünfzehn Aufsätzen in anregender Abwechslung auf. Ein Verzeichnis der für das Buch benutzten Schriften führt jene Leser, welche sich mit den behandelten Stoffgebieten noch weiter beschäftigen wollen, weiter. Besonders die Lehrer werden das Werkchen zur Belebung und kulturgeschichtlichen Vertiefung des Sprachunterrichtes mit großem Gewinn nutzen können,

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Dr. S. Seligmann: Die magischen Heil- und Schutzmittel aus der unbelebten Natur, mit besonderer Berücksichtigung der Mittel gegen den bösen Blick. Eine Geschichte des Amulettwesens. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlagsbuchhandlung Strecker & Schroeder, Stuttgart 1927.

Der bekannte Verfasser des im Jahre 1910 erschienenen viel beachteten und benutzten Buches: »Der böse Blick und Verwandtes«, hat mit großem Fleiß und ausgebildeter Kenntnis der Literatur eine Neubearbeitung dieser Materie unternommen, als deren erstes Ergebnis aus dem Nachlaß des 1926 verstorbenen Verfassers das vorliegende Werk von der Verlagshandlung Strecker & Schroeder in pietätvoller Weise herausgebracht wurde. Zwischen dem ersten 1910 herausgekommenen Werke Seligmanns und dieser posthumen Veröffentlichung liegt das bei L. Friederichsen & Co. in Hamburg 1922 erschienene Buch des gleichen Autors: »Die Zauberkraft des Auges und das Berufen. Ein Kapitel aus der Geschichte des Aberglaubens«, in welchem wir bereits eine sowohl stoffgeschichtlich wie methodologisch viel vollkommenere Darstellung der Geschichte und Verbreitung des Blickzaubers erkennen dürfen, als sie in Seligmanns erstem Werk geboten worden war. Die vorliegende dritte Fassung oder Darbietung der gleichen Materie ist insofern etwas Neues, als sie sich ausschließlich mit den magischen Heil- und Schutzmitteln aus der unbelebten Natur beschäftigt und so eine Geschichte des Amulettwesens darstellt. Von dem überreichen, in Tausenden von Einzelnachweisen sich nicht genugtuenden Inhalt des Werkes ist es unmöglich, auch nur eine Andeutung zu geben. Aus dem Magismus des Orients und den verwandten Vorstellungen der Antike bis in die Gegenwart der meisten europäischen Völker ist der Aber- und Heilglaube, der sich auf die Elemente und alle

Stoffe des Erdreichs bezieht, in übersichtlichster Anordnung zusammengetragen zu einem Gesamtbild dämonistischer Weltanschauung, die in unverminderter Kraft noch immer eine zahlreiche Anhängerschaft in allen Schichten des Volkes beherrscht. Eine große Anzahl von Abbildungen, in welchen sich eine ganze Geschichte des Amulettwesens im Bilde vor uns aufrollt, schmückt und erläutert den Text. In unserer Zeit, die sich so intensiv mit dem Wahn und Aberglauben des Volkes in psychologischer Einfühlung und verständiger Kritik befaßt, erscheint ein Werk wie das vorliegende doppelt zeitgerecht. Es darf eines großen und dankbar interessierten Leserkreises sicher sein.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Richard Wiebel: Das Schottentor. Kulturhistorische Auslegung des Portalbildwerkes der St. Jakobskirche in Regensburg. Verlegt bei Benno Filser (Augsburg o. J. 1927). (61 Seiten, 28 Bilder auf Tafeln.)

»Das tiefere Eindringen in diese rätselreiche Welt des Mittelalters macht es zur Notwendigkeit, die ausgetretenen Wege der mythologischen und christlich-allegorischen Lösungsversuche zu verlassen und in Kulturgeschichte, Volkskunde, Aberglauben, Märchen- und Sagenwelt und manch anderen Gebieten sich umzusehen.« Im Zeichen dieses Grundgedankes wird die Bedeutung plastischer Bildwerke romanischer Zeit um manche interessante Lösung bereichert. Im besonderen sieht Verfasser gewiß mit Recht einen einheitlichen geistigen Gehalt in dem uns so seltsam anmutenden Portal des Regensburger Domes wirksam, wobei sich die Ausdeutung der Einzelheiten an der Gesamtvorstellung vom Untergang des Weltgebäudes, Himmels und der Erde, gegenüber dem Bestand des Wortes Gottes und vom Los der vom Himmelreich Ausgeschlossenen gewissermaßen verifizieren läßt. In der machtvollen Sprache des Predigers enthüllt sich dem Verfasser diese alte Weltanschauung, wobei er mit Recht die Bedeutung des Kirchenportals für derlei weltliche und überweltliche Schau in den Mittelpunkt stellt. »Portal-skulpturen wenden sich an den ungelehrten Menschen, der draußen des Weges kommt« Nicht für jeden und überall wird jedes Gleichnis ein und dasselbe bedeutet haben, der Steinmetz schöpfte aus einem werkmäßigen Vorrat, aber gewiß sind es diese Schulen der gläubigen Kunst gewesen, in denen eine auch inhaltlich bedeutsame Kunstüberlieferung gepflegt wurde, die nun mit »Volkskunst« zu identifizieren freilich nicht angezeigt wäre.

Vielleicht sind aber jene Deutungen zulässig, bei denen Verfasser Blätter in einem Kreisgwinde und andere Büschel in den Bogenfeldern der Hauptdarstellung mit den Johanniskränzlein, Kräuterbüscheln des Volkes und dergleichen in einen bestimmten Zusammenhang bringt, vielleicht gilt dies auch von den kettengliederartigen Einfassungen, Zopfstricken und Wellengeschlingen an Bogeneinfassungen u. s. w. — sie ordnen sich dem Inhalt sinngemäß ein — doch wird hier jedenfalls zunächst ikonographische Vergleichung den Weg bereiten helfen müssen, den der Verfasser weist. Zu einer Altertumskunde der bildhaften Realien unserer Altvordern hat er jedenfalls nicht nur Stoff beigebracht, sondern auch die richtige Einstellung knapp, aber klar festgelegt.

A. Haberlandt.

Deutsche Volkheit. Der dem Volkskundler durch die Sammlungen »Atlantis«, »Insulinde«, »Märchen der Weltliteratur«, »Deutscher Sagenschatz« bekannte, verdienstvolle Verlag Eug. Diederichs in Jena hat im Herbst 1925 mit der Herausgabe einer neuen Reihe: »Deutsche Volkheit« begonnen. Der Herausgeber, Paul Zaunert, stellte sich die Aufgabe, deutsche Vergangenheit in lebendigen Bildern uns vor Augen zu führen und dadurch das richtige Verständnis deutschen Wesens zu vermitteln. Von den ersten 40 ungefähr in Jahresfrist erschienenen Bändchen, die wertvolle Beiträge zur deutschen Geschichte und Volkskunde enthalten, seien hier einige genannt:

Bdch. 1. Ida Naumann, *Altgermanisches Frauenleben*. Die Verfasserin bringt aus alten Dichtungen Schilderungen von Leben und Schicksal hervorragender altgermanischer Frauengestalten. Ausgehend von den Berichten antiker Schriftsteller (Tacitus, Plutarch) zieht sie hauptsächlich nordische Quellen heran, in denen sich — wie die Verfasserin einleitend bemerkt — auch die südgermanischen Verhältnisse reich und mannigfaltig widerspiegeln. Die Auswahl vermittelt ein gutes Bild von der Stellung der frühgermanischen Frau im öffentlichen und im Familienleben, von ihren persönlichen Vorzügen und Fähigkeiten, verschweigt aber auch ihre Schwächen nicht.

(7) H. Gumbel. *Alte Bauernschwänke*. Das Bändchen enthält eine hübsche Sammlung von Fabeln und Possen aus vier Jahrhunderten. Einzelne Kapitelüberschriften lauten: Von der Bauern Einfalt, Von Doktor und Apotheke, Vom Essen und Trinken, Von der Bauern großem Mut, Schlaueit, Schlagfertigkeit und Mutterwitz.

(10) H. Marzell. *Die Pflanzen im deutschen Volksleben*. Der durch seine wertvollen ethnobotanischen Arbeiten rühmlich bekannte Verfasser zeigt in diesem kleinen Bändchen, welches eine Fülle interessanter Stoffes in gefälliger Darstellung enthält, das innige Verhältnis zwischen Mensch und Pflanze auf, wie es zum Teil auch jetzt noch bei den Bauern besteht. In mehreren Kapiteln wird Volksglauben und -brauch, der an Bäume, Kräuter Wiesenblumen und ähnliches geknüpft ist, behandelt. Literarische Nachweise beschließen das Büchlein, in welchem der Verfasser auch auf die Widerspiegelung volkstümlichen Brauches in Lied und Spruchpoesie hinweist.

(21/22) E. v. Künßberg. *Deutsche Bauernweistümer*.¹⁾ Dieser Doppelband enthält eine umfassende Schilderung deutschen Bauernlebens aus dem 14. bis 18. Jahrhundert. Der Verfasser läßt die Bauern selbst sprechen, indem er eine große Zahl von Weistümern aus jener Zeit zum Abdruck bringt, deren hohe Bedeutung schon Jakob Grimm erkannt hat, der als erster die systematische Sammlung und Bearbeitung dieser bäuerlichen Rechtsquellen begann. Ein besonderer Vorzug dieses zum großen Teil österreichisches Material behandelnden Buches liegt darin, daß der Verfasser urkundliche Nachrichten aus beinahe allen deutschen Gauen (die Schweiz mit inbegriffen) bringt. Ein Nachwort, das Entstehung, Verbreitung und Bedeutung der Weistümer behandelt und auch auf das Sprachliche eingeht, beschließt die ausgezeichnete Arbeit, für deren Wert schon der Name des Verfassers bürgt.

¹⁾ Vergl. dazu »Wiener Zeitschr. f. V.«, 31. Jg., S. 62 f.

(25/26) H. Hahne. Die hallischen Jahres¹aufspiele
Der Verfasser veröffentlicht eine Anzahl in sich abgeschlossener Einzelszenen, die verschiedene Jahreszeitbräuche in dramatisierter, dichterisch ausgeschmückter Form bieten. Ihre Entstehung verdanken sie »Lehr- und Lernabenden über Sitte und Brauch der Heimat seit der Vorzeit«, die Professor Hahne in Halle abhielt, wo diese Szenen von jungen Leuten aufgeführt wurden.

(29) E. Fehrle, Zauber und Segen.¹⁾ Aus der überwältigenden Fülle von Zauberformeln und Segen, die sich bis in unsere Zeit erhalten haben, greift der Verfasser Proben aus verschiedenen Zeiten und Gegenden heraus, um »Einsicht zu gewähren in die Vorstellungswelt, die diesen Sprüchen und Segen zugrunde liegt«. Daß sie nicht Eigentum eines einzelnen Volkes, sondern Gemeingut der Menschheit, »Völkergedanken«, sind, in der äußeren Form und im Ausdruck zwar verschieden, in ihrem Inhalt aber völlig gleichartig, bezeugt das weit in vorchristliche Zeit zurückreichende Vergleichsmaterial, auf welches der Verfasser am Schluß hinweist.

Der billige Preis (M. 2) sichert den hübsch ausgestatteten und mit guten Illustrationen (Nachbildungen von Kupfern und Holzschnitten) versehenen Bändchen weite Verbreitung.

Dr. Adelgard Perkmann.

Ernst Cassirer: Sprache und Mythos. Ein Beitrag zum Problem der Götternamen. Studien der Bibliothek Warburg. Leipzig 1925. 87 Seiten.

Seit dem Altertum glaubte man das Wesen der Mythen aus den Namen ablesen zu können, und doch sind Sprache und Mythos nicht eines aus dem anderen zu erklären. Jedes ist ein Urphänomen des Geistes, das sich auf kein anderes zurückführen läßt. Einblick in die psychologische und historische Entstehung der Götternamen bedeutet noch nicht Einblick in ihr geistiges Wesen. Cassirer macht den Versuch, auf dem Umweg über die Erkenntnistheorie tiefer in das Verständnis dieser Zusammenhänge einzudringen, und packt die Sache bei dem Problem des Uebergangs vom Einzelnen zum Allgemeinen an, ein Akt, bei dem die Logik schon die Sprache voraussetzt. Es bleibt unentschieden, ob Mythos oder Sprache diesen Schritt zuerst getan haben. Ihren innigen Zusammenhang verrät zum Beispiel die Tatsache, daß ein Wort mit mythischen Kräften begabt erscheint. Das sprachliche Analogon für die Minimumdefinition der Religion, die Tabumanaformel, sind die Interjektionen. Mythos und Sprache haben eine Gemeinsamkeit in der Funktion des Gestaltens selbst, und zwar das metaphorische Denken, das als die Bedingung der Sprachbildung und des Mythos, als ihre gemeinsame Wurzel, anzusehen ist

Dr. Hildegard Hetzer.

Ernst Cassirer: Die Begriffsform im mythischen Denken. Studien der Bibliothek Warburg. Leipzig 1922. 62 Seiten.

Die Anweisung der traditionellen Logik einen Begriff zu bilden reicht nicht aus, wenn man über das spezifisch logische Denken hinaus andere

¹⁾ Ein Beweis für das Interesse, das gerade die Gegenwart dem Gebiet des Volksglaubens und der Volksmedizin entgegenbringt, ist die Herausgabe des »Handwörterbuchs des Deutschen Aberglaubens«, das eben unter der Leitung von Dr. H. Bächtold-Stäubli (Basel) bei W. de Gruyter (Berlin) erscheint.

Denkgebiete ins Auge faßt. Der Begriff ist niemals aus der Eigenschaft der Dinge abzulesen, das was die Eigenschaften nennen, geht auf eine bestimmte Eigenheit des Denkens zurück. Es gibt auch in nichtwissenschaftlichen Gebilden, sogar im Mythos und in der mythischen Phantasie, so sehr dies auf den ersten Blick eine Rationalisierung in sich zu schließen scheint, eine Logik, eine durchgehende Verknüpfungsform und Verknüpfungsregel. Es gibt Kategorien des mythischen Bewußtseins. Das sind in der Hauptsache die Behauptungen, die Cassirer in der vorliegenden Schrift mit Geschick und Scharfsinn zu beweisen sucht. Er behandelt drei grundsätzliche Denkformen: das mythische Denken, das Denken in der modernen Naturwissenschaft und die Denkform in der Astrologie, die vielfach eine Zwischenstufe beider Formen vorstellt und schon als ein großartiger Versuch konstruktiver Weltbetrachtung anzusehen ist. Im Mittelpunkt der Betrachtung steht das Problem der Kausalität, das von jedem der drei Denkstandpunkte aus beleuchtet wird. Konkretes Uebergehen von einer Dinggestalt in die andere, Unterwerfung unter eine allgemeine Regel, Auflösung in zeitliche und räumliche Beziehungen sind die drei entsprechenden Stufen der Kausalitätsauffassung. Dem modernen Denken wird Aehnlichkeit von einer absoluten Qualität, die den Dingen zukommt, zu einem Werk des Bewußtseins; sie ist letzten Endes nur für dieses Bewußtsein da. Die Dingzahl des mythischen Denkens wird ihr zur Funktionszahl. In Kürze streift Cassirer noch den Einfluß der Denkform auf die Religionen, zum Beispiel der persischen und vedischen Religion, stellt die Gnadenwahl als fundamentale religiöse Kategorie bei Augustin, Luther und anderen heraus. Die Klassen und Arten des Seins stehen nicht, wie der naive Realismus meint, von vornherein fest. Die Welt hat für uns die Gestalt, die der Geist ihr gibt.

Dr. Hildegard Hetzer.

Josef Blau: Landes- und Volkskunde der Tschechoslowakischen Republik. Mit 5 Karten und 45 Bildern und Zeichnungen. II. vermehrte Auflage 1927. Verlag Paul Sollors' Nachf., Reichenberg.

Einer der kenntnisreichsten und eifrigsten Volks- und Heimatforscher Böhmens, der verdienstvolle Schulmann Josef Blau, hat in vorliegendem Werk in übersichtlichster Anordnung eine ausführliche Heimat- und Volkskunde sämtlicher auf dem Boden der tschechoslowakischen Republik wohnhaften Volksstämme, der Deutschen, Tschechen, Slowaken, Ukrainer, Magyaren beigebracht, die nicht nur für die sudetenländischen Volkskreise, sondern darüber hinaus für jeden der vergleichenden Volkskunde Befassenen von großem Werte ist. Mit gewohnter Gründlichkeit und außerordentlicher Genauigkeit sind neben den landeskundlichen und den das Wirtschafts- wie die Bildungswesen betreffenden Ausführungen besonders die volkskundlichen Verhältnisse aller genannten Volksstämme vom Verfasser behandelt, wobei die gesamte einschlägige Literatur herangezogen und angeführt erscheint. Das Buch sei weitesten Kreisen zur Benützung und Belehrung empfohlen.

Prof. M. Haberlandt.

Julie Heierli: Die Volkstrachten der Schweiz. Band I: Die Volkstrachten der Innerschweiz. 1922. (160 S., 12 farb. Taf., 165 Abb.) — Band II: Die Volkstrachten der Ostschweiz. 1924. (106 S., 13 farb. Taf.)

171 Abb.) — Band III: Die Volkstrachten von Bern, Freiburg und Wallis. (172 S., 14 farbige und 16 Kupferdrucktafeln, 236 Abb.) Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1928.

Die vorliegende prächtig ausgestattete Veröffentlichung, die noch durch zwei Bände vervollständigt werden wird, darf als Standard-Werk der schweizerischen Trachtenkunde angesprochen werden, das zunächst einmal bis ins 18. Jahrhundert zurück die modischen Wandlungen des Trachtenwesens im Volke mit aller Gewissenhaftigkeit verzeichnet und uns vielfach, wie durch die beigegebenen zeitgenössischen Bilder, so auch durch die Wiedergabe mancher alten Trachtenschilderung erfreut. Wissenschaftlich möchten wir diese keinesfalls missen: es bleibt so dem Leser die volle Möglichkeit der Einfühlung in die Auffassung älterer Tage gegenüber der Volkstracht gewahrt. Manches ältere Stück kommt auch in diesen Zeiten noch als ganz landläufig mit unter, wir erwähnen die faltigen, in der Sennentracht in seltsamer Stilisierung festgehaltenen Leinenhosen des 17. Jahrhunderts, die langen Knöchelhosen der Sennen mittelalterlichen Zuschnitts, die Hirtenhemden, die Frauenstauche, um nur das hauptsächlichste zu nennen. Nicht einverstanden erklären möchten wir uns indes damit, daß die Verfasserin im dritten Band an den alten Quellen, etwa an einer 1817 von Prof. Wyß für das Haslital gegebenen Trachtenschilderung ziemlich scharf Kritik mit »unrichtig«, »Irrtum« u. s. w. übt. Die als Gegenstück herangezogenen Bilder bieten keineswegs so zwingende Kriterien gegen den Inhalt der Quellen. Die Frau (Abb. 122) zum Beispiel trägt das Haar genau wie von Wyß beschrieben und mag das Hütchen in Abwesenheit des Malers schon auch abgelegt haben. Die im Museum der Landschaft Oberhasli verwahrte Brautkrone ist nach der Beschreibung (S. 102) kaum als minderwertig gegenüber dem Stanniol- und Flitterputz anderer Schäppeli (vergl. S. 127) anzusprechen und stimmt so auffällig zu der alten Beschreibung, beziehungsweise Abbildung bei Wyß und Vogel, daß nähere Erkundung noch sehr wohl am Platze wäre. Wie kamen abgelegene Täler denn überhaupt zu ihrem Festkleid, als durch Uebertragung und Zuwanderung? Unrichtig ist es, die Blumenkränze der Mädchen in Berner Patrizierfamilien im 17. Jahrhundert als Vorwegnahme bräutlichen Schmuckes erklären zu wollen. (S. 75). Gerade das Gegenteil ist richtig. (K. Weinhold, »Die deutschen Frauen in dem Mittelalter« I 340, II 296 f.) Der zeremonielle Brautschmuck reicht — etwa in der Oberpfalz — über solche Flitterbüschlein auch vielfach hinaus, was auch für das Haslistück zu bedenken ist. Ebenso wenig befriedigt die Darstellung der Guggisberger Tracht. Indem hier Verfasserin im Ton gewiß übertrieben erscheinende ältere Schilderungen einfach als phantastisch aufgemacht und unrichtig zensuriert, beraubt sie sich des besten Mittels, älteren Trachtenerscheinungen, die dem Spott der Zeit öfter eine billige Zielscheibe boten, ganz unbefangen auf den Grund zu kommen, und weiß demgemäß auch mit dieser recht altertümlichen Tracht bei eher dürftiger Beschreibung auf selbstgewähltem Modestandpunkt nicht viel anzufangen. Die »Phantasiebilder« (Abb. 108—112) zeigen die Tracht, die ganz auch Tiroler Formen entspricht, übrigens viel weniger derb als das Bild von L. Vogel (Abb. 105) oder selbst Reinhardt (Taf. 16). Die »Stöße« (Wadenrohre) sind nur an einem der »Phantasiebilder« ersichtlich (Abb. 109). Die Ausstopfung der Waden entspricht der altertümlichen Modelinie der

Tiroler Ringelstrümpfe und bezüglich des hochaltertümlichen und gar nicht maskeradenhaften Zuges der Entlehnung eines (etwa in der Kirche wie bei Südslawen aufbewahrten) Brautornates durch alle Bräute des Dorfes sei die Verfasserin auf die südslawischen Ornathemden und die (auch von Weinhold a. a. O. S. 312 f. erwähnten) Brautgürtel auf bajuwarischem Gebiet hingewiesen. Die richtige kulturhistorische Einstellung zu den Volkstrachten gewinnt nur der, der sie nicht nur vom Modenstandpunkt und den Anstandsregeln des 19. Jahrhunderts aus betrachtet. Wir hoffen, daß ein abschließender Abschnitt des Werkes den älteren Ueberlieferungen, die aus Mache, Schnitt und Stoff immer noch abnehmbar sind, zusammenfassend ihr Recht werden läßt. F. Lentner (diese Zeitschrift XI, 1905) mag dabei als rühmliches Vorbild für die Erfassung der Volkheit in der Tracht erwähnt werden.

A. Haberlandt.

Prof. Dr. E. Schnippel: Die englischen Kalenderstäbe, Beiträge zur englischen Philologie, Heft V. Leipzig 1926. Verlag von Bernhard Tauchnitz.

Schnippels Arbeit über die englischen Kalenderstäbe ist nicht nur für den Philologen von größtem Interesse, sondern bietet auch dem Volkskundeforscher und Ethnologen höchst lehrreiche Anregungen. Kerbhölzer, Knotenschnüre und dergleichen mehr sind weithin verbreitet. Die englischen Kalenderstäbe oder Clogs — Clogg — Almanack sind vierkantige, gleichseitige Holzstäbe mit quadratischem Querschnitt, an denen die Kerbungen angebracht werden. In dieser Form scheinen sie nur in England vorzukommen. Ein 350tägiges Jahr, geteilt in vier Jahreszeiten, dessen Anfang bereits mit dem 1. Jänner zusammenfällt, ist die zugrunde liegende Jahresform. Die Stäbe wurden von Bauern angefertigt, doch macht sich der kirchliche Einfluß in größtem Maße geltend, was uns nicht wundert, da das praktische Leben des Landmannes, seine Saat und Entezeit, Wetterregeln und allerlei Volksbräuche auf das engste mit religiösen Zeremonien verwurzelt sind. Das gleiche ist ja von den Naturvölkern bekannt. Schnippel gliedert seine Arbeit in zwei Teile: Die Kalenderstäbe, ein mehr allgemeiner Teil, und ein besonderer, der Kalender, in dem er den einzelnen Heiligen und ihren Festen volle Würdigung zu Teil werden läßt. Für den Volkskundeforscher ist besonders in diesem Teile ein überaus wertvolles Material zusammengetragen worden. Dem Verfasser ist es gelungen, drei Schichten der Kalenderstäbe herauszuarbeiten mit der richtigen Voraussetzung, daß es schon vordem Kerbhölzer gegeben haben müsse, gewissermaßen die Vorfahren der Kalenderstäbe. Der Niederschlag altheidnischer Vorstellungen in den Clogs ist nicht anzuzweifeln. Was die Herkunft der Kalenderstäbe betrifft, meint Schnippel, daß das Kerbholz ursprünglich ein altgermanisches Gerät war, das auf britischem Boden seine originelle Gestalt empfangen hat und im Mittelalter durch das Christentum zu einem immerwährenden Kalender umgestaltet und mit der kirchlichen Festordnung erfüllt wurde. Ein sorgfältig ausgearbeitetes Register erleichtert wesentlich das Studium dieser vortrefflichen Arbeit. Hirschberg.

Fritz Krüger: Volkskundliches aus der Provence. Das Museum Frederi Mistral's. (Voretzsch-Festschrift. S. 285—348, 16 Abb.) 1927.

In höchst willkommener Art führt Verfasser mit seinem Beitrag zur Voretzsch-Festschrift in die volkskundliche Bearbeitung Südfrankreichs ein,

die wir vor allem dem romantischen Leben und Werk F. Mistral's verdanken. Selten werden die Wurzeln künstlerischer Gestaltung und induktiver Erkenntnis so nahe beieinander verlaufen, wie in diesem Gesamtwerk, für dessen literargeschichtliche Beurteilung die vorliegende Schrift ebenso von Wert ist, wie sie umgekehrt das Epos Mistral's glücklich als Quelle der Volkskunde zu verwerten weiß. Angaben über französisches einschlägiges Schrifttum ergänzen in erwünschter Weise den Text. A. Haberlandt.

Fritz Krüger: Die nordwestiberische Volkskultur. (Wörter und Sachen, Band X, Heidelberg 1927. S. 45—137, mit 53 Abb.) (S.-A.)

Die Kulturforschung in Europa kann kaum besser gefördert werden, als durch die Tilgung der weißen Flecke in der Kulturgeographie dieses ethnologisch am spätesten entdeckten Erdteiles. Was an der vorliegenden Arbeit, die sich eine systematische Bearbeitung der nordwestlichen Binnenlandschaften der iberischen Halbinsel zum Ziel gesetzt hat, ungemein sympathisch berührt, ist die ebenso sachkundige wie gewissenhafte Feststellung der »Sachen«, ihrer Typengruppen, wie ihrer entwicklungsgeschichtlichen Beziehungen bis in die kleinsten Zweckformen und Einzelheiten. Dem werden die bisherigen, meist eher eklektisch verfahrenen Einzeluntersuchungen zugeordnet. Ob solcher monographischer Kleinarbeit erscheint aber auch der kulturgeographische Horizont nicht kurzzeitig eingeengt, sondern in allen Richtungen nach den gleichartigen Erscheinungen abgesehen, das einzige Verfahren, das als wegweisend und wegbereitend uns den Gewinn einer wissenschaftlichen Volkskunde Europas mehr und mehr sicherstellt. Verfasser behandelt in diesem Sinn Joch und Pflug, Egge, Ernte- und Dreschgeräte, Speicher (auch Strohhaufen) Schuppen, Mahlen und Mühlen, Ziehbrunnen und Wasserhebwerke, mehr kursorisch Weinbau und Bienenzucht, eingehend die Hausformen, vor allem die sonst nur in einheimischen Veröffentlichungen behandelten Rundhütten — wir nehmen hier eine großräumigere Kulturgemeinschaft an als der Verfasser — Herdstelle (Entsprechungen der Wichelsteine!) Hausrat, Balkon, Dach, Ziegelei, Textilarbeit, Tracht und gibt am Schluß eine kulturgeschichtliche Zusammenfassung. A. Haberlandt.

F. Krüger: Die Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete. Ein Beitrag zur spanischen und portugiesischen Volkskunde. (Hamburgische Universität: Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde, Bd. 29. [Reihe B, Bd 11].) Hamburg 1925, Komm.-Verlag L. Friederichsen & Co. (322 SS., 23 Abb., 26 Taf., 1 Karte).

In vortrefflicher Anschaulichkeit läßt Verfasser Landschafts- und Siedlungscharakter der von ihm auf mancher rauhen Winterwanderung durchforschten Landschaft Sanabria im Winkel zwischen Galicien, Leon und Portugal (Traz os montes) vor dem Auge des Lesers erstehen und bietet unter Anführung der von ihm eingehend erhobenen Terminologie eine genaue Beschreibung von Wohnwesen, Wirtschaft und Tracht dieses ziemlich reich gegliederten Gebirgsgebietes, was um so willkommener ist, als Spanien volkundlich fast noch eine terra incognita ist und sich das vom Verfasser erfreulicherweise kurz glossierte einheimische Schrifttum in Mitteleuropa in den seltensten Fällen auftreiben läßt.

Wir verzeichnen bemerkenswerte Förderung unserer Kenntnisse durch die Beschreibung der ansehnlichen Einheitshäuser, die auf Rundhütten zurückzuführen sind, wie auch die Planaufnahme und Schilderung der typischen Herdhäuser, der Backofentypen und anderes Erwähnen wollen wir auch die Hakenpflugformen, die alten Bestandteile der Tracht, bei den Männern etwa Kurzhosen, bei den Hirten Lederschurz und Fellgamaschen, bei den Frauen Schurzröcke. Die einzeln herausgegriffenen Beispiele sollen aber nicht daran irre machen, daß der Wert der Darstellung hauptsächlich in der gewissenhaften Erforschung einer Landschaft in allen Einzelheiten ihrer anthropogeographischen und verkehrsgeschichtlichen Zustände gelegen ist. Nur solche Gründlichkeit schafft wirklichen Einblick in das Volksleben — dem Leser kommen die Abbildungen dabei sehr zu statten — und der Gewinn solcher Einführung reicht über die Einzellandschaft weit hinaus.

A. Haberlandt.

Santal Folk Tales edited by P. D. Boddling. (Institutet for Sammenlignende Kulturforskning.) Vol I. Oslo 1925. 369 Seiten.

Das Buch enthält Erzählungen aus Santal im Originaltext, dem eine englische Uebersetzung beigelegt wurde. Zwei Gruppen von Erzählungen werden geboten: Geschichten von Schakalen und Geschichten von Frauen. Der Schakal spielt im Leben der Bewohner von Santal eine große Rolle, mit ihm kämpft der Mensch, ihn überlistet er, mit ihm hat er immer wieder zu schaffen. Daher macht er ihn zum Mittelpunkt vieler Erzählungen. Warum die Geschichten von Frauen eine eigene Gruppe bilden, erklärt uns der Herausgeber durch eine leider sehr kurze Schilderung der Stellung der Frau im Santal. Die Frau ist unselbständig, immer Eigentum eines Mannes, nie fähig, eigenen Besitz zu haben. Sie wird auch rechtlich nie zur Verantwortung gezogen. Ihr Besitzer wird an ihrer Stelle bestraft. Daher wagen es die Frauen, die scharfsinnig und schlau sind, eine Reihe von Handlungen auszuführen, an deren Ausführung sie, wenn Ihnen Bestrafung bevorstünde, wahrscheinlich nie denken würden. Von diesen weiblichen Schelmenstücken berichten die Geschichten von Frauen. Die eingehende und sicher lohnende Bearbeitung des hier zusammengetragenen Materials in inhaltlicher und linguistischer Hinsicht steht noch aus.

Dr. Hildegard Hetzer.

Dr. Leonhard Schultze: Makedonien, Landschafts- und Kulturbilder. Gustav Fischer, Jena 1927. (250 Seiten, 86 Tafeln, 3 Karten.)

Nachdem die Oesterreicher N. Krebs und der Referent schon im Verlauf des Weltkrieges die Landschaften der westlichen Balkanländer kulturgeographisch zu erschließen bemüht waren, tritt nun auch die Arbeit der deutschen Wissenschaft auf dem Boden Makedoniens ans Licht. Der auch als völkerkundlich hervorragender Schilderer der Kalaharisteppe Südafrikas bestens bekannte Verfasser des vorliegenden Werkes versteht es, in knappem Stil Land und Volk in der naturgegebenen Gliederung uns vor Augen zu führen, wobei Aufnahmen von den Siedlungen und dem einheimischen Volksleben den Text in geradezu glänzender Art unterstützen. Der Leser wird kaum ein Problem der materiellen Kultur unerörtert finden, auch der Völkergeschichte ist der Verfasser nicht nur mit gerecht abwägendem Verständnis

nachgegangen, sondern bringt auch mit Aufsammlung der gebräuchlichen Sachbezeichnungen, denen die volkstümlichen bulgarischen und serbischen Benennungen angereicht werden, Stoff zur Klärung der einschlägigen Fragen bei. Als ein Mißverständnis dürfte sich wohl die Erwähnung »slowenischer« Sprachreste um Ostrovo herausstellen: der vom serbischen Autor gebrauchte Ausdruck soll sie als altslawisch (schlechtweg) kennzeichnen. Volkskundlich gibt Verfasser zunächst einen referierenden Ueberblick über die geschichtlichen Bevölkerungsbewegungen in großen Zügen — die Darstellung verrät das Auge des geübten Geographen — weiters werden die Siedlungsöden — besser wohl Rückzugsgebiete der Waldregion — und die Hirtenbevölkerung, endlich die einzelnen Siedlungsfelder behandelt. Für den Siedlungsforscher ist das Buch trotz der so vorzüglichen bisherigen Arbeiten der serbischen Geographenschule unentbehrlich. Der Anthropologe wird ihm auch für viele gute Aufnahmen, insbesondere der hellen makedonischen Mischtypen, die in ähnlicher Ausprägung auch im Matigebiet Albaniens vorkommen, Dank wissen

A. Haberlandt.

Karte der Völker Europas nach Sprache und Volksdichte, bearbeitet von Prof. Dr. Arthur Haberlandt. Mit Angaben zur Statistik, Religion und Geschichte. 1:3,000.000. Druck und Verlag der Kartographischen Anstalt G. Freytag & Berndt A. G. Wien 1927.

Die vorliegende Karte stellt den erstmaligen Versuch dar, bei Darstellung der Völker Europas auch die Dichte der Bevölkerung gebührend zu berücksichtigen, so daß sie der Darstellung gleichsam das Relief gibt. Zugleich ist damit ein wichtiges Hilfsmittel zur Erfassung auch der wirtschaftlichen und kulturellen Zustände der Gesamtbevölkerung der europäischen Kulturländer gewonnen. Topographie, begedruckte Jahreszahlen und Aufdruck des religiösen Bekenntnisses und die statistische Tabelle der Völker Europas suchen das geschichtliche Bild, das solchermaßen geographisch faßbar gemacht wird, zu vertiefen. Der Karte ist auch ein erläuternder Text beigegeben..

A. Haberlandt.

Prof. O. Leixner: Wien. Ein Führer durch die Donaustadt. Mit 55 Lichtbildern. Wien 1926. Artaria, Geographischer Verlag.

Die diesem sehr übersichtlich angelegten Führer vorausgeschickten »Allgemeinen Bemerkungen« handeln, wenn auch nur ganz kurz, von Wiener Art und Wesen (Volksmusik, Mundart u. s. w.). Es wäre zu wünschen, daß solche »Wiener Führer« künftighin noch ausführlicher sich mit den nicht allzu dürftigen Resten der alten Wiener Volksbräuche befassen, wodurch die Wiener Lokalfarbe noch kräftiger hervortreten würde.

An bemerkenswerten Einläufen für die Bibliothek verzeichnen wir weiter:

G. Freytags Weltatlas: 255 Karten auf 142 Seiten mit Namensverzeichnis. G. Freytag & Berndt A. G. Wien 1927. (Widmung des Verlags.)

Prof. Hickmanns Geographisch-statistischer Universal-Atlas. Vollständig neubearbeitet von Alois Fischer. 80 S., 90 Blätter Karten und Diagramme. G. Freytag & Berndt A. G. Wien 1927. (Widmung des Verlags.)

Tätigkeitsbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1927.

Wie in den Vorjahren hatte sich auch besonders im Berichtsjahr unser Museum bemerkenswerter Fortschritte in seiner weiteren Ausgestaltung zu erfreuen. In dankenswertester Art hat die Wiener Gemeindeverwaltung als die Eigentümerin des Museumsgebäudes nach drei Richtungen den dringendsten, sachlich begründeten Wünschen der Museumsleitung Erfüllung geboten. Im Frühjahr 1927 hat das städtische Bauamt zunächst die dringend notwendige und für die ungefährdete Erhaltung der dort untergebrachten Sammlungen unerlässliche Entfeuchtung einiger Räume des Erdgeschosses vorgenommen, und zwar mit bestem Erfolg. Es begann im Herbst zunächst in den Haupt- und Steigleitungen die Auswechslung der elektrischen Beleuchtungsanlage im ganzen Hause, die, in den schlimmsten Zeiten des Krieges angeeignet, dringendst der Erneuerung bedurfte, um die Gefahr von Kurz- und Erdschlüssen, die schon wiederholt vorgekommen waren, künftighin nach Möglichkeit zu vermeiden. Ebenso wurde der gänzlich schadhafte gewordene Fensteranstrich an der Südfront des Gebäudes erneuert. Dank einer von der Gemeindeverwaltung einsichtsvoll bewilligten außerordentlichen Subvention im Betrage von S 6000 konnte im Spätherbst endlich durch Einleitung der Gasbeheizung in zwölf Räumen beider Geschosse des Hauses die so äußerst wünschenswerte temporäre und lokale Erwärmung der Sammlungsräume, wenigstens im bescheidensten Ausmaße, erreicht werden. Der Kostenaufwand hiefür betrug S 7540.90. Es ist der Museumsleitung eine angenehme Pflicht, dem Herrn Bürgermeister Karl Seitz, dem Herrn Stadtrat Hugo Breitner wie auch Herrn Präsidenten des Stadtschulrates Otto Glöckel für die Vertretung und Erfüllung dieses langgehegten Wunsches den wärmsten und verbindlichsten Dank abzustatten. Auch den ausführenden Firmen, welche die Installation besorgten (K. Brichta) und die Heizöfen lieferten (Haase, Reichardt & Grabner), sei für die tadellose und rasche Ausführung der Arbeiten wie für die Leistungsfähigkeit der Heizkörper und das Entgegenkommen in der Preisstellung bestens gedankt. Die Museumsleitung hofft, in den nächsten Jahren die damit begonnene Erwärmungsanlage im Hause etappenweise weiter ausbauen und damit besonders die winterliche Besuchsfrequenz des Museums in wünschenswerter Art heben zu können.

Wenn solchermaßen einigen dringenden und vitalen Bedürfnissen des Museums in Bezug auf seine bauliche Unterbringung in erfreulicher und dankenswerter Art entsprochen wurde, so bleibt nach wie vor die Bitte der Museumsleitung bestehen, es möge baldmöglichst auch eine entsprechende Herrichtung der bereits sehr schadhafte gewordenen Fassade (innen- und außenseitig) durchgeführt werden, wodurch nicht nur der Erhaltung des Hauses, sondern auch seinem Ansehen als dem eines vielbesuchten wissenschaftlichen und heimatlichen Institutes gedient sein wird.

Ebenso wie die Wiener Stadtverwaltung hat das Bundesministerium für Unterricht den im Vorjahrsbericht 1926 lebhaft geäußerten dringenden Wünschen der Vereinsleitung im Berichtsjahr 1927 Erfüllung geboten, wofür dieselbe auch öffentlich den wärmsten Dank abzustatten sich gedrängt fühlt.

Schon im März 1927 ist die in mehrljähriger Tätigkeit bewährte Bibliothekarin Frau Dr. Adelgard Perkmann in dieser Eigenschaft als Vertragsbeamtin bestellt worden und mit Schluß des Berichtsjahres ist endlich auch dem Direktor des Museums ao. Univ.-Prof. Dr. Arthur Haberlandt die gehörende Vorrückung in die vierte Dienstklasse zuteil geworden. Die Bezüge der übrigen Angestellten des Museums erfuhren auf Grund der Beschlüsse des Museumsausschusses eine freilich recht bescheidene Erhöhung.

Der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie, welche die Museumsbestrebungen seit Jahren in der dankenswertesten Weise unterstützt, schuldet die Vereins- und Museumsleitung für den gegen das Vorjahr namhaft erhöhten Förderungsbeitrag von S 2500 den wärmsten und verbindlichsten Dank, der im besonderen dem Herrn Vertreter der Handelskammer im Museumsausschuß, Herrn Kammerrat Hermann Kandler, für seine stets bewährte Hilfsbereitschaft gilt. Auch die Arbeiterkammer hat durch Gewährung eines Unterstützungsbetrages von S 500 die Maßnahmen zur Hebung des Museumsbesuches und zur Aufschließung der Sammlungen durch Führungen auf das dankenswerteste gefördert.

In der Zusammensetzung der aus Vertretern des Bundes, der Wiener Stadtverwaltung und des Vereines für Volkskunde bestehenden Museumsausschusses ergab sich zufolge des Rücktrittes des bisherigen Vizepräsidenten des Vereines für Volkskunde Generaldirektor Robert Hammer insofern eine Veränderung, als an die Stelle des genannten Mitgliedes Herr Sektionschef d. R. Dr. Arthur Breycha trat. Es ist der Vereinsleitung eine angenehme Pflicht, dem Museumsausschuß für die stets wohlwollende Behandlung der Museumsangelegenheiten verbindlich zu danken, wobei dieser Dank sämtlichen Herren des Ausschusses: Präsident Otto Glöckel, Kammerat Hermann Kandler, Ministerialrat Dr. L. Petrin, Hofrat Doktor F. Schubert-Soldern, Direktor E. Zellwecker in gleichem Maße gebührt.

Der Gesamtausschuß des Vereines hat durch die Zuwahl des Herrn Hofrat Dr. K. Giannoni, Dr. Franz Ottmann und Regierungsrat Doktor E. Schlesinger eine sehr zu begrüßende Verstärkung erfahren. Mit dem wärmsten Dank für die in wiederholten Beratungen den Museums- und Vereinsangelegenheiten zugewendete Mühewaltung der Ausschußmitglieder verbindet das Präsidium die Bitte, denselben auch fürderhin die so notwendige Unterstützung leihen zu wollen.

Es ist den von der Vereinsleitung erbetenen einsichtsvollen und großmütigen Zuwendungen bewährter Museumsfreunde zu danken, wenn im Berichtsjahr bei vorkommenden Gelegenheiten die Museumssammlungen in bemerkenswerter Art bereichert werden konnten. Wir verzeichnen mit verbindlichstem Dank die folgenden namhaften Spenden: Verein der Museumsfreunde (zufolge gütiger Einflußnahme des Herrn Präsidenten Dr. Felix Oppenheimer) S 1500, Verein der Banken und Bankiers S 250, Präsident C. Castiglioni, Kommerzialrat Oskar Trebitsch je S 500, Dr. Alfons Rothschild S 600, Wilhelm Ofenheim S 300. Diese Zuwendungen setzten die Museumsleitung in die Lage, besonders bei Gelegenheit der Versteigerung der bekannten Sammlung J. Salzer im Spätherbst rund 40 sehr bemerkenswerte Volkskunstobjekte aus dem Salz-

kammergut, dem Salzburgischen und aus Tirol erwerben zu können. Vom Museum für Volkskunde in Hamburg ist auf dem Tauschweg eine zirka 80 Gegenstände, hauptsächlich ergologischer Art aus Schweden, enthaltende Sammlung eingelangt. Ebenfalls durch Tausch wurde von Herrn Obermagistratsrat Dr. H. Liebl eine Sammlung jugoslawischer Stickereien (26 Nummern) erworben. Wertvolle kleinere Kollektionen aus dem Wechselgebiete, dem Burgenlande und den Alpenländern verdanken wir Herrn Robert Mučnjak und Dr. G. Kotek. Für geschenkwise Zuwendungen sind wir Frau Frieda Löwy-Wolf und Oberinspektor Richar, Oberinspektor Georg Müller, Dr. A. Haberlandt, Dr. E. Goldstern, Lora Gentilomo, Doktor E. Paschkis, Frau Henriette Feilchenfeld, E. Klier, Rob. Hink zu bestem Dank verpflichtet.

Die Gesamtzahl der im Berichtsjahr den Museumssammlungen zugekommenen Neuerwerbungen beträgt 216 Stück. Der hiefür ausgegebene Betrag beläuft sich auf S 5549.39. Für die notwendige Restaurierung der Sammlungen, die besonders den Eisen- und Holzobjekten zugewendet werden mußte, ist der Betrag von S 279.02 aufgewendet worden. Die Bibliothek erfuhr an Besprechungsexemplaren, auf dem Geschenk- und Tauschwege und durch Ankäufe die nachfolgend verzeichnete, sehr beträchtliche Vermehrung: 163 neue Signaturen, davon 11 neue Tauschzeitschriften (7 deutsche, 1 schwedische, 1 französische, 2 slawische). Der Zuwachs an Photographien betrug 591 Nummern, an Ansichtskarten 17, die Vermehrung der Diapositive belief sich auf 173 Stück zufolge der erhöhten Vortragstätigkeit der Museumsfunktionäre. Benutzt wurde die Bibliothek von rund 1000 Besuchern.

Was die wissenschaftliche und Vortragstätigkeit der Museumsfunktionäre anlangt, so darf zunächst an die Herausgabe des umfassenden Werkes über »Oesterreich, sein Land und Volk und seine Kultur« durch Hofrat Prof. Michael Haberlandt erinnert werden, in welchem der Volkskunde der österreichischen Bundesländer ein hervorragender Platz eingeräumt erscheint. Der einleitende Abschnitt über »die gemeinschaftliche Volkskultur der österreichischen Bundesländer« wurde von Prof. M. Haberlandt, die »Volkskunde von Niederösterreich, Wien und dem Burgenlande« von Prof. Dr. Arthur Haberlandt bearbeitet, während die Darstellung der volkskundlichen Verhältnisse der übrigen Länder durchwegs von berufenen Mitgliedern unseres Vereines, den Herren Schulrat K. Adrian (Salzburg), Prof. Dr. A. Depiny (Oberösterreich), Dozent Dr. V. Geramb (Steiermark), Prof. Dr. A. Helbok (Vorarlberg), Prof. Dr. Oswin Moro (Kärnten), Prof. Dr. W. Wopfner (Tirol) dargestellt worden sind. Der reiche Bilderschmuck zu diesen Abschnitten ist zum großen Teil aus den Bildbeständen des Wiener Museums für Volkskunde bestritten worden.

In dem aus dem Kreise von Wiener Universitätsprofessoren hervorgegangenen Werke: »Die österreichischen Alpen« ist der Abschnitt über die Volkstrachten in den Alpenländern von Prof. Dr. Arthur Haberlandt unter Beigabe zahlreicher Abbildungen (aus den Museumsbeständen) verfaßt worden.

Die Vortragstätigkeit am Museum anlangend wurden von Direktor Dr. Arthur Haberlandt unter Beihilfe der Bibliothekarin Dr. Adelgard Perkmann ein sechswöchiger Kurs als Einführung in die

Rechnungsabschluß des Vereines

Einnahmen.

für das

	Schilling
Kassasaldo ex 1926	4.893 52
<i>Verein:</i>	
Mitglieder- und Bezugsbeiträge S 1.429 52	
Verkauf von älteren Zeitschriften, Ergänzungs- bänden, Festschriften etc. » 737 26	
Subvention des Unterrichts-Ministeriums . . . » 200 —	
Verkauf von Exemplaren der Einführung in die Volkskunde » 78 05	
Zinsen » 3 23	2.448 06
<i>Museum:</i>	
Subvention des Bundes S 8.359 80	
Subvention der Stadt Wien » 9.000 —	
Subvention der Handelskammer » 2.500 —	
Subvention der Arbeiterkammer » 500 —	
Spenden » 3.768 —	
Eintrittsgelder » 1.412 20	
Leihgebühren für Verfilmung etc. » 190 67	
Krankenkassabeiträge des Personals » 459 42	
Pensionsversicherungsbeiträge » 52 —	
Pauschalzahlungen für Kurse und Führungen . » 506 —	
Zinsen » 129 12	
Refundierungsbeiträge » 343 31	27.220 52
Summe der Einnahmen . . .	
	34.562 10

Geprüft und in

Dr. Robert Heine-Geldern.

und Museums für Volkskunde

Jahr 1927.

Ausgaben.

		Schilling
<i>Verein:</i>		
Buchdruckerei für Druck des Jahrganges XXXII und der Sonderabdrucke	S 1.567·60	
Klischees	» 67·31	
Versendung der Zeitschrift und sonstige Porti	» 113·93	
Kanzleidiens	» 320—	
Redaktionshonorar	» 300—	
Zuschuß für Vorlesungen	» 200—	
Ankauf von 300 Exemplaren der »Einführung in die Volkskunde«	» 240—	
Beiträge für Festschriften	» 66·30	
Reisen	» 74·30	
Kanzlei und Drucksorten	» 133·55	3.082·99
<i>Museum:</i>		
Gehalte und Aushilfen	S 8.952·50	
Krankenkasse	» 771·09	
Pensionsversicherung	» 157—	
Stempelabzüge	» 98·70	
Kanzlei	» 146·48	
Porti etc.	» 341·21	
Transporte	» 74·11	
Fahrten und Reisen	» 178·66	
Mietzins	» 1.251·77	
Sammlungsankäufe	» 5.549·38	
Bibliothek	» 859·96	
Restaurierung der Sammlungen	» 279·02	
Gasinstallation und Anschaffungen	» 8.352·93	
Beleuchtung	» 316·03	
Beheizung	» 505·45	
Reinigung	» 362·67	
Telephon	» 458·80	
Gartenpflege	» 81·90	
Vorträge und Führungen	» 419—	29.156·66
Summe der Ausgaben		32.239·65
Saldo		2.322·45
		34.562·10

Ordnung befunden:

Dr. Leonhard Franz.

Volkskunde für Volksschullehrkräfte (94 Personen) und ein vierwöchiger für Mittelschulprofessoren, verbunden mit Führungen in den Museumssammlungen abgehalten.

Um das Zustandekommen dieses Kurses für Altphilologen hat sich in dankenswertester Weise Herr Prof. Dr. Jungwirth bemüht.

Wie im Vorjahre wurde den Frequentantinnen der Vereinigten Fachkurse für Volkspflege unter Leitung der Frau Dr. J. Arlt ein Vortragskurs von 12 Vorlesungen über Sitte und Brauchtum geboten, der sich lebhaftesten Interesses und stärksten Besuches erfreute.

Weiteste Kreise der Bevölkerung wurden durch Radio-Vorträge der Museumsfunktionäre über volkskundliche Fragen und Probleme belehrt. Es sprach Prof. Dr. Arthur Haberlandt in vier Vorträgen über Volkskunst und weiters über Gebildbrote der Weihnachts- und Festzeiten, Dr. A. Perkmann in sechs Vorträgen über verschiedene volkskundliche Themen. Für verschiedene Vereine und volksbildnerische Organisationen wurden insgesamt 26 Führungen durch die Sammlungen veranstaltet. An der Universität hielt Prof. Dr. Arthur Haberlandt in beiden Semestern des Jahres sehr gut besuchte Vorlesungen und Uebungen über »Einführung in die Volkskunde« (Geistiges Leben) und über »Die volkstümlichen Kulturformen Europas«. In der Urania sprach derselbe über die »Volkskunde Tirols«.

An der Heimatschutztagung in Klagenfurt zu Pfingsten nahm Professor Arthur Haberlandt als Vertreter unseres Vereines teil, wobei das neu errichtete kärntnerische Heimatmuseum in Klagenfurt genau besichtigt wurde. (Siehe den Bericht hierüber diese Zeitschrift XXXII, S. 73 ff.) Eine zweite Reise führte den Museumsdirektor nach Zagreb (Agram) zum Besuch und Studium der dortigen Museen mit ihren reichen Sammlungen südslawischer Volkskunst.

Was schließlich den Besuch des Museums betrifft, so verzeichneten wir 3292 zahlende Besucher und den Besuch von 201 Schulklassen mit 4260 Schülern. Wie im Vorjahre haben zahlreiche Fachmänner der Bundesländer und des Auslandes die Museumssammlungen studiert, wobei sich öfters die willkommene Anknüpfung dauernder Beziehungen zu verschiedenen in- und ausländischen Instituten und Fachvereinen ergab, was auch in der oben mitgeteilten Vermehrung des Tauschverkehrs zum Ausdruck kommt.

An der Ehrung für verdienstvolle Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde und ihrer Grenzgebiete hat sich unser Verein in entsprechender Form beteiligt. Dieselbe galt Professor M. A n d r e e - E y s n in Berchtesgaden, Herrn Professor Dr. Ludwig R a d e r m a c h e r, Präsident Hofrat Dr. O. R e d l i c h und Hofrat Dr. F. S c h u b e r t - S o l d e r n. Es seien den Jubilaren auch öffentlich an dieser Stelle nochmals die herzlichsten und besten Wünsche dargebracht.

Wiener Kinderglaube.

Ein Beitrag zu »Volks Glaube und Volksbrauch in der Großstadt«.

Gesammelt in Ottakring und Hernals (Wien XVI. und XVII.)

von Oberlehrer Leopold Höfer, Wien.

(Fortsetzung.)

J

Ja — wenn die Braut das recht kräftig sagt, kriegt sie* das Hausregiment (v).

Jagd wilde; gegen sie gibt man in Hohenmaut und — Hernals einen Christbaum vor die Tür. — Wenn sich ein Jagdhund überpurzelt, fängt er keinen Hasen mehr.

Jäger trägt auf dem Hut einen Hirsch von Blech, damit er keinen Menschen erschießt; ein nachgemachtes Hirschgeweih. — Er wünscht sich »guten Anblick«, daß ihm was schönes begegnet. — Ist die Jagd schwer, muß man die Kugel selber weihen und gießen; ins Weihwasser kommt Salz, da gibt's kein Fehlen. — Der Großvater in Mährisch-Weißkirchen gibt in die Patrone Pulver und Schrot und wieder Pulver, das trifft. — Jagdglück hat man, wenn am Neujahrstag die in die Luft geschossene Kugel wieder auf einen herunterfällt. — Wenn nachts eine Schlange pfeift, darf er nicht die Büchse laden, sonst fährt sie auf ihn.

Jahre bedeutet es, sooft das Kind über die Schnur springt, sooft es den Ball von der Wand fängt. — So viel Jahresringe man (im Baumstamm) zählt, so alt wird man (v). »Ja, aber man zählt sich das Leben ab.« (Vgl. Wuchtern)

Jähzorniger soll sich mit Brennesseln reiben, so wird er geheilt. — Gegen den Gachzorn nimmt man Wasser in den Mund (v).

Jakobnacht. Wer krumme Füße hat, kocht Holzbirnen vom Posch-Birnbaum und legt sie auf (Mähr.-Weißkirchen).

Jänner naß, leeres Faß.

Jauche (»Grundsuppn«) für geschwollene Glieder am Land.

Johannes »mit dem Kind« ins Geldbörsel (Wallfahrtsandenken). — Johanniskäferl: Wenn man zu den Leuchtkäferln hinget und sie verlöschen, stirbt wer. — Johanniskräuter, wo man durchschaun kann, werden gesucht in der Johannisnacht. (Es war was vom Rauchfang dabei, was, das weiß der Schüler nimmer.) — Die Hexen gehn zur Kirche. — Die Tiere halten eine Volksversammlung; verwunschene Tiere werden wieder Menschen. — Stiehlt wer, so schreit was: »Dieb!« — Mädchenträume dieser Nacht gehen in Erfüllung. — Wer um Mitternacht im Walde ist, hört eine Leichenfeier. (Der Schüler schrieb dazu: »Baldurs Tod«; es scheint daher Buchweisheit, etwa aus zweiter Hand.)

Juchazn. Dran kennt man den Steirer; kann ers nicht, so ist er keiner.

Jud heißt ein Riß im Kleid, der Tod bedeutet, ein falscher Einschnitt in die Wäsche (v); im Spiel »Gläserner Turm« wirft der Käufer einen Stein in die Höhe und sagt: »Da fliegt der Jud!«; es ist der Name einer einseitig angebrannten Zigarette, einer Art von Maikäfern, rundlicher Bohnen mit dunkelrotem Fleck; von den Judenerdäpfeln (*Helianthus tuberosus*) (a) erzählt ein Bub: »Die haben wir im Krieg gegessen; das ist eine jüdische Osterpeise.« Die Buben schlagen mit der Hand auf die Armmuskeln: »Då hæ der Jud kã Bã!« (keinen Knochen. S. Zeitschr. d. V. f. V., 5. Jg., 101)

»Die Jungfer im Bade«: »Es träumen die Rabbiner von dem unzerstörbaren Menschenknochen »Lus«, daraus bei der Auferstehung der ganze Mensch wird.« (Kulmus, Anatomie S. 52.) — Von jüdischen Kindern habe ich gehört: 1.) Wenn die Türe aufspringt, kommt der Erlöser. 2.) Wenn sich ein Jude taufen läßt, dreht sich sein Vater im Grabe um. 3.) Schimpft der Jude über einen Christen, hat er Unglück; schimpft er über einen Juden, kriegt er ihn als Verwandten. — Von ihren Sitten und Bräuchen erzählen die Christen-kinder: »Nach der Geburt zieht die Mutter an den Haaren, daß es Locken werden. — Statt der Hufeisen nageln sie eine Rolle mit den zehn Geboten an. — Am Schabbes dürfen sie nichts brechen und nichts machen; sie machen kein Feuer und kein Licht; ich kenn einen Lehrbuben, der ist Schabbesgoi, er zündet ihnen am Samstag die Lichter an und so. — Milch und Fleisch dürfen sie nicht zugleich essen, da haben sie zweierlei Geschirr, sonst wird es trefe. — »Ja, eine jüdische Frau hat bei uns Kochlöffel mit einem Papier in unsern Ofen gesteckt.« Am langen Tag gehen sie zum Donaukanal (vergl. Ganstererteich) und beuteln ihre Sünden hinein, das sind Brotbrösel (A). [Hiezu bemerkt ein Schüler: »Ich hab' auch meine Sünden in den Kanal geschmissen!« Er meint den Beichtzettel; das Sündenverzeichnis.] Ein Gassenliedl singt: »Hintern Ofen, hintern Herd, Hat der Jud die Jüdin gschert.« »Ja, die Polischen (polnischen) tragen eine Kaderl« (Perücke). Ja, sie ist gschert (Deuteronomium Kap. 21, V. 12). — Sie fürchten sich, daß wer am Schabbes stirbt; da müssen mehr beten. — 10 Mann durch die doppelte Tagzahl, also 8 (Kirchberg am Wechsel). — Ihre Leichen stellen sie ins Fenster, daß sie gefrieren. (Vollkommen rätselhaft!) — Der Sarg ist nur geleimt, nicht genagelt, der Deckel ist flach. Die Leiche ist nur in Leinen, ohne Kleider; die zehn Gebote sind drinnen. — Wenn der Judenvater stirbt, muß die Frau eine Woche auf dem Stuhl sitzen. — Wenn sie zum Grab gehen, legen sie einen Stein drauf (v). (Vergl. Zentralfriedhof, Wunderrabbi.) Allgemein ist die Klage, daß sie fragen, wieviel Uhr es ist, obwohl sie Uhren haben; dadurch haben sie Glück, der Antwortende Unglück, darum sagen es die Einen falsch, die andern »Unsere Uhr steht«, »Vorüber ist es«. — Wenn zwei Frauen Wasser übers Kreuz schütten, stirbt ein Jud (a). — Wenn man über einen Stein stolpert, liegt dort ein Jud begraben (A); es steht noch die Nase in die Höh. (Vergl. Musikant.) Am Neujahrstag soll ein Jude zuerst gratulieren, dann hat man Glück (a); kommt ein alter Jude als erster Glück wünschens, hat man Glück fürs ganze Jahr!

Junge könnt man kriegen; es könnt einem der Schnee verbrennen: Beides sagen die Männer. — Wer als Junger viel schön singt, krächzt als Alter.

Jungfrau (oder Junggeselle) ist, wer ein »blattelvolles« Glas ohne Verschütten weiter gibt (A), wer ein Zündholz brennend übernimmt (v). — S. Mimose.

Jüngling, der zu Neujahr zuerst zu einem Mädcl wünschens kommt, der heiratet sie.

Juni. Den am zweiten Juni Geborenen soll man kein Geheimnis anvertrauen. (Aus einem Buch?)

Jupiter. Wenn Venus und Jupiter heiraten (Jahrgänge? Kulmination bei Geburt?), haben sie nie Glück. (Des Schülers Schwester ist Lottokollektantin.)

Juxbasar ziehen, indem man das rechte Ohr hält: Da hat man Glück (v).

K

Kachelofen — es hat drin gehustet, da ist ein Geistlicher im Ort gestorben (bei Melk).

Kaffee. Soviel Tropfen man übrig läßt, soviel Dekagramm nimmt man ab. — Vom Trinken kalten Kaffees wird man schön (A). — Von heißem Kaffee wird man schirch (häßlich). — Vom Dunst wird man schön; wenn man sich damit wäscht, auch.

Kaiser ist, wer zuerst mit dem Essen fertig wird. — Spiel: Kaiser, Korporal und Dieb; Standesliste.

Kaisermühlner werden nach der Geburt in die Donau getaucht: »Wös a echter Kaisermühlner is, ersauft ned.«

Kaktus gut für Lungenkranke.

Kalb. Wenn auf der Schneecalpe (Neuwald, Steiermark) ein Kalb abrutscht, so rutscht in einem Gletscher ein Tourist ab.

Kalt läuft über'n Rücken, da steigt wer über unser Grab (a).

Kaltenleutgeben: Gastwirt Leutgeb vor 120 Jahren. Beim Sechszehnjährigen Krieg wurde ein Brautzug ermordet um Mitternacht. Zum roten Kreuz kommt alle 10 Jahre ein Pilgerzug: Um Mitternacht werden alle Glocken geläutet; Obst, Eier und Butter werden einige Tage dort gelassen und bewacht.

Kalvarienberg. Man kauft sich einen hl. Antonius aus Blei und eine hl. Maria für die Geldtasche, daß das Geld nicht ausgeht. — Eine Frau hat sich angeschlagen und hat geschimpft, da hat der Wachmann gesagt: »Da hast Dem Lebtag kein Glück!«. — Steine werden abgekletzelt: Glück (a). — Wer verkehrt drüber geht, hat Unglück. — Man darf nicht zweimal drüber gehn und nicht verkehrt anfangen; ich habs getan und wirklich hab ich meine kleine Schwester verloren. — Wer verkehrt geht, wird vor einem Bild steif. — Steinchen nehmen, da findet man was und verliert nie was; den abgekletzelten Stein steckt man in ein Holzkreuz. — Wer den Hut nicht abnimmt, hat kein Glück.

Kamillente: Wenn kleine Kinder Bauchweh haben (A), daß die Wind weggengan; auch Vögeln wird er eingegeben.

Kamin. Wenn das Feuer brummt, sind Hexen drin. — Wenns im Kamin saust, läßt der Teufel Feuer aus; da lösch'n die Dä'n'n das Feuer. — Die Hexen reiten auf Besen durch (Mährisch-Neustadt); der Teufel tut kehren. — Wenn der Kaminlochschlüssel zu klein ist, soll man keinen neuen kaufen, es sitzt Falschheit drin. — Wenn es schön wird, wird es dem Teufel im Kamin zu klein.

Kamm fällt: Besuch. — Soviel Zähne man ausbricht, soviel Jahre hat man kein Glück.

Kanalgitter als volkskundliches Rätsel! Draufsteigen: Schläge (A); unversehens, bricht man was; Gefängnis; Regen; häuslicher Streit (v); man wird überfahren; Einbruch in selber Nacht; Verdruß; einmal draufgestiegen, Butter verloren; Verdruß; viel Hiebe, wenn mit linkem Fuß; man verliert was oder fällt aus dem Bett Wenn Strohalm drüber liegt, ists Draufsteigen Unglück. Drüberspringen bringt Schläge (A); ein unreines Gesicht. »Ein Herr hat mich zurückgerissen: Da kriegt man keine Schwiegermutter.« (Vergl. Randstein? s. Fasttag.) — Sooft man draufsteigt, um soviel Jahre früher stirbt die Mutter. — Ein kleines Kanalgitter bringt Glück. — Kanalräumer: Wenn er eine unten gebogene Insichtkerze hat, glaubt er, er wird was finden.

Kaninchen nehmen Krankheiten auf sich. — Sieht man eins, muß man schnell einen Stein aufheben und ihn küssen (Krems a. D.).

Karawatschen um rote Eier (karbatschen).

Karfreitag. Wenn man in Teich oder Fluß badet, kriegt man keine wehen Füße. — Wer den Herd putzt, bestreicht dem lieben Heiland seine Wunden. (Mutter aus Liebau, M.) — Vor Sonnenaufgang soll man sich waschen (v), das bringt Glück. — Es müssen an dem Tag sieben Wetter sein. (Traunsee, O.-Oe.) — Eier dieses Tages gegen den Blitz. — Wer in sieben Kirchen geht, hat Glück (v). — Singen und Lachen ist verboten. — Gegen Ungeziefer wird der Mist ausgekehrt und an die Straße geworfen; wer vorübergeht, kriegts (Marchegg); mit Deckeln wird zusammengeschlagen zum Vertreiben der Ameisen.

Karl der Große. (Aus den Sagen des Hermannskogels?) Sein Sargbrett ist gebrochen, ein Fuß ist heruntergehängt; da ist der Leichenträger gestorben.

Karpfen: Im Kopf ist die Muttergottes. Die Schuppe ist ein Amulett; gegens Licht sieht man die hl. Muttergottes drin (auch in der Bohne und Erbse).

Karsamstag. (Erste Volksschulklasse: »Da kommt der Himmelvater aus der Erde heraus und nachher wird einer verbrennt.«.) »Die Judn«, »Der Judas« (a). — »Die Watte der Sterbenden (von den Versehngängen) wird verbrannt; der Judas wird verbrennt, da nehmen manche Leute Asche und Kohlen« (v). — Am Ostersamstag soll man sich in Milch waschen, da wird man schön. — Wenn auf der Türschwelle Flecken sind, springt der Osterhase vorbei. (Großvater aus Seitz, Steiermark.) Von den Eierschalen (dieses Tages) legen die Hennen gut. — Es wird Holz geweiht für die Felder.

Karten, des Teufels Gebetbuch (a). — In den Karten ist das ganze Leben. — (Sollten sie nicht Verwandte der — Runen sein?) Daß die Karten die Zukunft künden, dagegen vernahm ich nur: »Der Todestag ist nicht eingetroffen!« — Kartenaufschlägerin Was sie sagt, trifft immer alles ein (a). — Sie hat uns gesagt: »Es steht Ihnen ein Brief ins Haus, eine Frau vom Land wird sehr falsch zu Ihnen sein — da ist eine alte Jungfer«. Und wir haben vom Land einen Brief bekommen, unsere Sommer-Hausfrau gibt trotz der Angabe das große Zimmer einer verwandten alten Jungfer. — Wenn Dam und König durchs Mischen zusammenkommen, kriegt man eine schöne Frau (schönen Mann). — Unsere Kaffeeköchin machts alle Mittwoch; es ist immer wahr. Haus, wo das Pferd ist (Herzaß), was der Jud sagt und vieles noch. Man muß 15 Karten ziehen, dreimal zum Herzen abheben.

Kartenspiel: Großvater sagt, man soll nicht mit dem Rücken gegen den Mond sitzen, da verliert man. — Wer dreimal auf den Tisch spuckt, hat Glück (vergl. Schach). Nur so spizln (v). — »Beim ,Saukopf wird der Verlierer so tief in die Erde eingegraben, als drei gezogene Karten ausmachen.«? »Das sagt man nur so.«

Kartoffeln (s. Erdäpfel) soll man nicht zählen (A); meine Mutter leidet's nicht; da müssen die armen Seelen leiden; es ist kein Segen dabei, sie werden zu wenig (v), sie zerkothen (v). — Man steckt sie in den Sack, gegen das Verschreien. — Wenn man sich beim Schneiden in den Finger schneidet, wird eine schlechte Ernte oder es kommen rote Kartoffeln. — Gerieben und roh kommen sie auf Geschwüre.

Kaspåbeln (s. G) — gegen wunde Füße und Krätzen.

Kastanien (wilde, Roß-). Die ersten drei kommen in den Sack, daß immer Geld drin ist; die alten kommen ins Feuer (v). — Wer Roßkastanien im Sack hat, wird nicht schwindlig. — Einem kleinen Kinde soll man keinen Kastanienkranz umhängen; sie drücken es tot. — Sie helfen gegen Durchfall; gegen Pferdekolik.

Kasten knarrt; die Geister wollen mit einem reden; dessen Gewand drinnen ist, der stirbt oder wird krank (v). — Wenn die Tür aufgeht, ist unterm Kasten ein Beutel Geld.

Katecheten (s. Geistliche) drei begegnen ist Unglück. — Mit einem zusammenstoßen ist gut für die Lotterie. Eine Frau hat den Seipel begegnet und hat gewonnen.

Kater mittags in der Sonne am Dach miauend, verkündet Brand; einmal haben sie in Krumau (N.-Oe.) deshalb einen erschlagen. — Morgen ist unserm Kater sein Namenstag; er heißt Peter (v). — Der unsere heißt Katerbäuli. (Die Katzen sind den Wetterhexen vertraut und heißen wie die Wetterherrn: Peter und Paul.) — Wenn sich der Kater (»die Stiefeln«) putzt, kommen Gäste (a).

Katholik: Wenn ein alter Katholik stirbt, muß man einen Topf Wasser ausschütten, sonst sterben andere nach.

Katze. **A n g a n g.** Ueber den Weg: Verdruß, Unglück (A); der Jäger hat eine schlechte Jagd (v); begegnet eine schwarze, soll man lieber zurückgehen; wer als Erster über den Weg geht, stirbt; die Reise ist umsonst; wer ihr begegnet, läßt sie quer vorübergehen, macht einen Schritt zurück und läßt niemanden dazwischen gehen. — **A n h ä n g s e l:** Einem falschen Mädchen hängt man eine bucklige Katze um als Anhänge; nach einem Jahr ist sie nimmer falsch. — **A r m e S e e l e.** »Großmutter hört eine Katze zu Allerheiligen und kann keine sehen; da war eine arme Seele!« — **A u g e.** Wenn man ihr ins Auge schaut, stirbt sie und der Mensch wird krank. Man kennt's, ob sie Fleisch gestohlen hat; die Augen sind dann rot. Wer ihr lang hineinschaut, kriegt Katzenaugen; da soll man auf die Seite gehen (Abort!). — Wenn man ins A. sch. lügt man- — **B e s u c h** kommt, wenn sie ruhig auf dem Sessel sitzt (Zürich); wenn sie zur Tür sieht, und sich putzt (A). — **B o a** heißt auch Katze; wenn man sie kleinen Kindern anhängt, erschrecken sie im Schlaf. — **B u c k e l m a c h e n** verkündet Besuch. — **D a c h.** Ist eine Leiche im Zimmer, darf man die Katze nicht hineinlassen, sie kann die Toten nicht leiden; man wirft sie aufs Dach. — **D r e i f a r b i g e** (dreigescheckete) über den Weg bedeutet Glück. — **D u c k e n** und drücken sie sich und gehn sie auf und davon, so ist eine Leiche nahe; sie können den Geruch nicht vertragen, Manche wälzen sich aber im Gestank- — **E r t r ä n k e n?** Da muß man dafür ein altes Häfen auf den Zaun hängen, sonst gibts Unglück. — Wenn man eine ertränkt, wird man immer Katzen haben (auch wenn man sie nicht will?). — **F a l s c h.** Sie durch den Hof laufen sehen, da erlebt man eine Falschheit. — **F e u e r.** Wenn eine Katze oder ein Hund verendet, wird die Leiche aufs Dach geworfen, daß kein Feuer auskommt (Burgenland). — **F u ß.** Unglück, wenn sie uns über den Fuß läuft; wem sie zwischen die Füße kommt, der stirbt (v). — **G l ü c k.** Wenn eine Katze über den Weg läuft und man spuckt dreimal, hat man Glück. — **H a a r** giftig; Verschlucken bringt Tod (a). — **H e x e r e i** gibts, wenn sie um Mitternacht zwölfmal miau schreit. Eine Hexe war früher Katze bei der Hausmeisterin. — Eine trinkt die Milch aus; wie man ihr die Vorderpfoten abschlagen will, verwandelt sie sich in die Nachbarin. — **H i r n** (Schale und Inhalt). Zuerst leckt sie das Hirn, dann hackt sie es aus. — **K l o s t e r.** Eine Katze ins Kloster tragen, bringt Unglück. — **K r a n k e** — zu denen kommt sie jeden Tag; die einen werden gleich gesund, die anderen sterben bald. — Wenn sie Fleisch und Milch stehen läßt und schreit und zum Kranken will, stirbt der. — Wenn man sie zu einem Kranken ins Bett gibt, wird der gesund. — Wenn sie sich zu Füßen legt, wird man krank. — **L e i c h e.** Sie beißen Zehen und Nase ab; sind schon von den Kranken nicht wegzubringen (mehrere »Beweise«). (**Zu** Gescheite frisst die Katz [v]). — **M i a u e n** — da packt man sie schnell beim Schweif und hält sie in die Höhe (Holland; ähnlich in Wien). — **N a s c h e n** — da kriegen sie ein Halsband, daß sie auf den Vorderpfoten rennen. — **O f e n.** Sitzt auf ihm die Katze zu Neujahr, brennt er das ganze Jahr schlecht (Dänemark). — **P u t z e n** und einen ansehen, der kriegt Schläge. — Wenn sie sich putzt, wird sie verkauft; man erwartet Besuch (A); tut sie's auf dem Dach, kommt wer Seltsamer. — **R e g e n** — wenn sie sich wäscht, gegens Fenster gerichtet; wenn sie Gras frisst (v). — **R o t e** bedeuten Glück. — **S c h i e l e n.** Wenn sie scheanglt, kommt Unglück. — **S c h w a n z.** Wenn sich die Spitze bewegt, ist sie besonders falsch (wütend), da hat sie was vor. — **S c h w a r z e** bedeuten einen schlechten Traum; zu Neujahr auf dem Dach gesehen, ein schlechtes Jahr; bedeutet Glück(!); wenn sie bei Nacht miaut, Tod in der Familie; dreimal ausspucken, dann Glück; wenn sie auf dem Faß sitzt, wird der Wein gut. — **S c h w e i ß** steckt sie in den Mund schlafender Kinder, die ersticken (A). — **T o d,** s. schwarze; eine alte Katze klettert ungewöhnlich hoch miauend auf einen Baum; nächste Woche am gleichen Tag zur selben Stunde ist ihre Frau tot. — **U n s i c h t b a r** kann man sich machen, wenn man in der Nacht eine ganz zerkoht und das kleinste Teilchen in einen hohlen Zahn gibt. — **V e r k a u f e n?** Man läßt sie in den Spiegel schauen, daß sie nicht wieder heimfindet. — **V e r t r e i b e n** kann man sie wenn man ihr die Füße in Nußschalen voll Leim gibt. — Vorbedeutend.

Wenn sie vom Fenster springt, wird sich ein Selbstmörder hinunterstürzen. — Weiße bedeutet Unglück. — Zünden kann kein Blitz, wenn man sie beim Schweiß übers Dach wirft. [Anmerkung zu Ertränken und Dach: Höfler, Gebildbrote S. 88, »Katzentöten mehrfach als »ühnendes Frühlingsopfer . . .«] — Katzenfell von einer frisch getöteten Katze legt man schwer Kranken auf. — Katzenhaare (s oben) schlucken: Man wächst nicht und stirbt (in drei Jahren) an der Auszehrung (A); das Haar wandert herum, nichts schmeckt, man verhungert; man erstickt; man wird schön! Sie machen einen Kropf; der Mensch wird zum Gerippe. — Katzenküsse machen schwer krank. — Katzenkräutl (Thymian?). Sie riechens gern und wälzen sich drin (v) (vergl Melissengeist, Katzenminze). — Katzerl (Weidenblüten) gibt man am Palmsonntag in den Königstall (Kaninchen).

Kauen. Den Kindern ohne Zahnderln muß man die Bröckeln »käuscheln«, sonst können sie nicht schlucken (v).

Kaufmann hat Glück, wenn er am Ersten Schulden macht oder wechseln muß in aller Gottesfrüh.

Kauz mit Nagel durch den Kopf an Türpfosten, dann schadet nichts

Kehren muß man zum Ofen, nicht zur Tür.

Keller. Wenn die Kerze ausgeht, stirbt wer.

Kellner muß im Café für einen Gast die Karten wie ein C, für den andern wie ein S legen. — Zerbricht er beim Dienstantritt (nach dem Ruhetag) ein Glas, so wird er die ganze Woche Pech haben.

Kern des Christabends- und Sylvesterapfels durchschneiden ist Tod, alle unverseht bedeuten langes Leben (A).

Kerze flimmert am Krankenbett: Tod (A); für Todfälle ist eine geweihte im Haus (a); sie brennt dampf: Ein Bekannter ist gestorben; mein Cousin hieß Tod, meine Mutter sah ihn mit der Kerze, wirklich war er tot. — Altarkerze biegt sich links, Frau stirbt; wohin zuerst eine flackert, der stirbt zuerst. Wird zu Allerheiligen oder Allerseelen keine angezündet, fährt der Teufel ums Haus. (v). Wenn sie umfällt und weiterbrennt, Tod. (Einmal trafs zu, einmal nicht.) — In Krumau läßt eine reiche Braut eine große Kerze in einer Wasserschüssel schwimmen, die Freier auf Korken kleine; die des Zukünftigen bleibt bei der Großen. — Wenn bei Nacht eine brennt, gehts ins Bett. — Verfluchen kann man wen in einer gewissen Nacht mit Leintuch und angezündeter Kerze vorm Spiegel.

Kessel — ein Kind fällt hinein; es wird am Rauchfang gesehen.

Keuschheitswimmerl heißen die Finnen u. dgl. im Pubertätsalter; sie zeugen von Enthaltsamkeit. (Bei »Jugendlichen« [a].)

Kiebitz. »Geh weg, Knofel, mir fällt nix« (v).

Kiefer. Wem sie bluten, der wird reich.

Kieselsteine bringen Unglück.

Kind abmessen mit 2 Jahren; es wird doppelt so groß. (Hovorka-Kronfeld, Volksmedizin XI 634; mit 3 Jahren). Baden in Nadelsprossen auch angesetzten (in Alkohol ausgelaugten). — Dachtropfen. Wenn es unter diesen kommt, haben böse Geister Macht (Südmähren). — Man darfs nicht durchs Fenster geben, sonst wirts ein Dieb (a); wächst nicht (v). — Fremdes Haus als Geburtshaus: Da muß man ihm Geld in die Handgeben. — Friedhofbesuch ist tödlich für Kinder unter einem Jahr (a). — Haare unter einem Jahr schneiden ist lebensgefährlich v. — Herausnehmen darf man das Kind nie aus dem Betterl ohne ein Kreuz drauf zu machen, sonst kommt was Böses hinein (v). Herkunft: Kleinkinderglaube »Der Himmelvater wirfts herunter; wenn Kinderl sterben, kommens in den Himmel, da wirfts d. H. h.« — Hut schen kleine Kinder ihr Wagerl, so kommt noch ein Kinderl nach (v). — Kleider. Bevor das Kind auf die Welt kommt, soll man die Kleiderchen nicht einer Puppe anziehen, sonst ist es totgeboren; wenn es lebt, ist es krank. — Kreuzweg. Dort hört man die wimmern, die gestorben sind. — Küssen

soll mans unter einem Jahr nicht, da kriegts den Ausschlag. — **Lachen** bedeutet bei einem Sechswochenkind, daß es nicht davonkommt (v); es wird ein Engerl. — **Mon d**: gegen ihn muß man die Fenster verhängen oder den Kopf bedecken, sonst kriegt das Wiegenkinderl keine schönen Haare (später s. mondscheinig). — **Nägel**, s. d. — **Neugeborene** müssen zuerst bekreuzt werden; vergißt mans, werden sie ausgetauscht (v). — **Photographieren** vor einem Jahr: Tod. — **Regnen** wird es, wenn die Kinder beim Spiel recht schreien. (vgl. pracken). — **Schielen** wird es, wenn man es im Wagerl von rückwärts ruft (v); da wächst es auch nicht. **Schreien**, vieles: da sieht es seine Zukunft und wird sich daher selbst das Leben nehmen. (Tulln. — **Silberketterl** soll man ihm keins umhängen, sonst wird es sich erhängen. — **Sommersprossen** kriegts, wenn es unter einem Jahr angereget wird (a). — **Spiegel** gucken macht kleine Kinder blind (a) und dumm; wenn es später zum Wasser geht, glaubt es, das ist ein Spiegel, und fällt hinein; es wird eitel (v). — **Stolpern** soll mans nicht lassen, sonst kriegt es krumme Beine. — **Ungetauft** soll man das Kind nicht auf die Gasse tragen, sonst wirds nichtsnutzig — **Verloren** geht ein Kind, da fällt einem der Teller herunter. — **Vor der Geburt** darf man ihm keine Schuh kaufen, sonst läuft es (später) davon — **Windeln** und Wäsche darf man nicht auf den Boden hängen (unter einem Jahr, besonders unter sechs Wochen), auch nicht ins Freie, sondern in die Küche (a). — **Zählen** soll man die Kinder nicht (v).

Kinderschwüre s. Schwurformen.

Kinderspiel ist vorbedeutend (A). — Wenn sie Tod spielen, kommt er (A); sie nahmen den Waschtrog als Sarg und ein schwarzes Tuch, der Älteste ist gestorben. — Wenn ein Kind Sand über den Kopf wirft, spritzt der Tod heraus.

»**Kinderverzahra**« stehlen Kinder und fressen sie.

Kinderwagen leer hutschen, heißt dem Kinde den Tod zuführen (v); es kann nicht schlafen (A); es kommt ein Fieber ins Haus; wenn das Kind unter einem Jahr ist, fängt es nicht zu laufen an; borgt man den Wagen her, so wächst das Kind nicht.

Kinderzahl errät man im Spiel mit Steinchen. »9 Kinder hab i« (6 fängt der Handrücken) »drei sind mir gestorbn« (4 fängt die Handfläche) »Zwei hab ich dem Kaiser gebn« (drei fängt der Handrücken) »Drei sind mir überblieben.« — Mit Magariteln, soviel Blüten man das drittemal noch hat.

Kindstaufe ruft alles lustig, wenn beim Fest Wein verschüttet wird (A); da glaubens, sie kriegens was Kleines.

Kinn spitzig, Frau bissig (a).

Kino-Operateur kriegt vom Lehrmeister ein Hufeisen und einen Buchenzweig. (Weil man beim Gewitter die Buchen suchen muß?)

Kirche — zum erstenmal in fremder, gehn drei Wünsche in Erfüllung (a). — Wer nicht den Hut abnimmt, den trifft der Schlag; wer mit der Ferse ankommt, hat das göttliche Haus geschlagen. — Wer arbeitet zur Kirchenzeit, wird lahm (Wimmersdorf). In der Kirche essen — die Leiche hat den Mund offen (v); das nächste Essen ist nicht gesegnet; der Herrgott räumt einem den Magen. — Drei Vaterunser ohne Umschauen, da geht ein Wunsch in Erfüllung. — Wer eine Stunde aufs ewige Licht schaut, kommt nicht in die Seligkeit. — **Kirchenglocke**: Der Teufel ist drin, wenn sie schlecht klingt.

Kirschen isst die Mutter vor Fronleichnam nicht, sonst weinen die verstorbenen Kinder im Himmel (v). — Traum von schwarzen Kirschen bringt Unglück. — **Kirschenstengel** reißen, daß man sieht, wer länger lebt. (Der den stärkeren Stengel hat.)

Kitzeln darf man kleine Kinder nicht, sonst wachsen sie nicht.

Klapperschlange (neben dem Haifisch, Elefant und Tiger das beliebteste Tier der Kinderstube). Im Traum bedeutet sie den Tod der Schwiegermutter. — Die Hausschlange!

Kleeblatt mit vier Lappen unverhofft finden, da geht in Dänemark ein Wunsch in Erfüllung. — Vierblättrig Glück (A). — Wenn ein Schwein eins zerbeißt, ists Unglück, wenn eine Gans: Glück. — Wenn man beim Suchen einen Unfall erleidet (Bienenstich, stolpern), gilt das Finden nichts. — Gegen Bienenstich legt man ein Kleeblatt auf. — **Kleewagen** begegnen Glück.

Kleid verkehrt anziehen bringt Schläge, aber man kann nicht verschrien werden (v). Herborgen darf man keins vom Kind, sonst wächst es nicht. — Wenn beim Nähen Blut floß, hat die Käuferin eine gute Hochzeit. — Verkehrt anziehen bringt Glück und hilft gegen die Trud (v). — (S. Haar.) — **Dran** nähen, wenn mans anhat, macht vergeßlich; es zerreißt bald; man muß den Daumen in den Mund stecken, sonst wird der Mund zugenäht.

Kleine Leut hat Gott erschaffen, große Leut sind selber gewachsen (A).

Klettenwurzelöl ist das Beste für die Haare, da werden die Wurzeln fest, da fallen sie nicht aus (v).

Klopfen (an der Tür) ist eine Kundmachung (a). — Wenn niemand da ist, ists die Seele eines Verstorbenen. — Durch unnötiges Klopfen wird wer krank. — Hausschlangen in der Mauer. — Man soll ausspucken (v). — Klopfts dreimal, ist wer gestorben (Fenster, Tür, Wand) (A). — Wenns nachts klopft, soll man nichts reden. Die Nachbarin sagte: »Herein!« da kam eine weiße Gestalt. Sie wurde krank samt dem Kind; Mutter war still, da kam nichts. — Wenns nachts klopft, nimmt man eine geweihte Rute und schlägt auf die Tür (wenns in der zweiten Nacht wieder klopft).

Klosterfrau (Nonne) von vorne gesehen Unglück, von hinten Glück; auch wenn man ausspuckt, Glück. — Urgroßmutter hatte von ihnen den Hof gekauft; in der Fröh war Getrappel, da suchte ein Geist nach Geld. (Peuerbach, O.-Oe.). Wer eine sieht, kriegt Kopfweh; er soll einen Knopf halten. — Man macht beim Sehen ein Kreuz, dann geht man zu ihrem Kloster hin; bei der Tür ist eine Kasse, da legt man eine Münze hinein (Zweites Kind: »Einen Hunderter.«). Klosterschwestern sehen, bringt Unglück (A); man macht eine Faust, bis man sie nimmer sieht; man wirft was hinter sich; es ist sieben Tage Regenwetter; wo sie gehn, wächst sieben Jahre kein Gras; man geht schnell auf die andere Gassenseite, berührt Eisen und sagt dreimal toitoi. — Ungerade Zahl bringt Unglück. Eine bedeutet Unglück, zwei eine Freud, drei, daß man was kriegt. — Im Vorjahre hat Mutter eine gesehen und wirklich hat sie nächsten Tag mit meinem Bruder gestritten. — Ohne Köpfe sitzen Klosterschwestern in der Kirche (Vater aus Tirol.). — Wenn eine Klosterschwester oder Hebamme ins Zimmer kommt, sagt man: »Jetzt ist der Teufel an die Wand gemalen.«

Knaben, die beim Essen sprechen, kriegen eine plauderhafte Frau (A).

Knacken Sooft die Finger beim Anziehen krachen, soviel Verehrer, soviel Bräute, sooft heiratet man; soviel Kinder (a); wenn dann die gebogenen Finger beim Quetschen wieder knacken, soviel sterben (oft mehr als man hat). — Wenn der kleine Finger knackt, wirts ein Mädcl, beim nächsten ein Bub u. s. f.

Knarren die Schuhe, ist man noch was schuldig (A).

Knecht. Wenn am Christtag die Pferde wiehern, bleibt er nur 14 Tage im Dienst; wenn er in der Christnacht mit dem Pferd vors Tor geht und vor einer schwarzen Gestalt ein Kreuz macht, behält ihn der Herr.

Knoblauch nimmt man zum Einreiben, wenn man Hieb kriegen soll. (S. Knofel.)

Knöchelwetzler kriegt einmal viel Geld ins Haus.

Knöchen, den man unverhofft auf dem Acker findet, muß man dreimal anspucken und drei »Gegrüßet seist Du, Maria!« beten. — Vor die

Schwelle geworfen, bringt er den Tod ins Haus. — Jemand hat ein Bein geschluckt und Sauerkraut gegessen, da ist der Knochen herausgesprungen (v).

Knödel ins Fett fallen lassen, da stirbt wer (Burgenland). — Bei Lemberg werfen sie vor der Christmette ein Knödel an den Plafond; wenns klebt, haben sie ein gutes Jahr.

Knofel (Knoblauch s. d.) aufs Brot, da vergehen die Würmer (a). (Vergl. Bandwurm.) — Mit Watte ins Ohr bei Zahnweh.

Knöpfe zählt man: Soll i, soll i net u. s. w. (A). — Mit Knöpfen (und Geld) soll man nicht spielen, sonst hat man kein Geld; es kommt die Not; wenn von zweien einer bricht, bedeutet es ein schlechtes Auge (Sobieslau). Läßt man sich am Leib Knöpfe annähen, steckt man den Finger in den Mund, sonst wird das Fleisch mit angenäht. Wenn viele abreißen, ist wer krank. — Damit spielen bringt Verdruß; sie halten nicht beim Annähen. — Wenn man wissen will, ob etwas ausgeht, gibt man unter einem Vaterunser ungezählte Knöpfe an eine Schnur und sagt dann ja und nein. — Will man wissen ob der Mensch auf einem Bild (Photographie) tot ist, hält man darüber an vier Fäden einen Knopf; dreht er sich, ist derjenige tot (Vergl. Schlüssel).

Knorpeln essen macht die Haare lang (Vergl. Haarwax).

Knospender Baum erschlägt den, der ihn umschlägt (Klattau, Böhmen).

Knüpfen. Wenn man ein verknüpftes Seidenband findet, ist es von der Trud.

Köchin, die Suppe versalzt, ist verliebt (A). — Wenn sie was übergehen läßt, kommt sie zu spät zum Tanz; wird sie was fallen lassen (v).

Kochlöffel. Mädchen, das mit ihm ißt, kriegt einen dummen Mann; wird keine gute Hausfrau; die ihn abschleckt, wird vergeßlich.

Kohlen aufs Dach, schlägts nicht ein; der Krampus legt sie schlimmen Kindern ein.

Komet ist größer als die ganze Welt (Erde). — Er ist das Feuer. Einmal hat er die ganzen Ziegeln heruntergehaut. — Mit rotem Schweif bedeutet er: »Es fließt Blut«; er zeigt Krieg an (a). — Wenn einer fällt stirbt wer. Wenn ein Komet kommt, werden die (Ei-) Dotter lauter Sterne.

»**Komm mit**« schreit nicht nur der Kauz (A), sondern auch die Amsel. — So ruft der Vogel auf dem Spitalbaum; es ist immer eingetroffen. Wenn der »Kumm mit« die ganze Nacht schreit, ist der Tod da.

Kopf dreht sich beim Geköpften um, wenn man seinen Namen ruft. — Wenn man einem Toten den Kopf abschlägt und legt einen Laib Brot darauf, lebt der Tote noch eine halbe Stunde. — Wenn ein Kind einen großen Kopf hat, geht man zum Ofen, schlägt ein Ei auf; wenn das Kind das Ei erwischt, wird er kleiner. (Vergl. Eiertüldi?) — Einem Kranken darf man sich nicht zum Kopf setzen, sonst stirbt er. — Man muß den Willen der Frau erfüllen, daß das kleine Kind einen Kopf hat. — **Kopflöser Schatten** am hl. Abend = Tod (A). — **Kopfschuppen** darf man einem Kind unter 1 Jahr nicht runtertun, sonst stirbt es. — **Kopfweh** Man soll ihn dreimal an die Türschwelle anschlagen. — Dagegen legt man Sauerkraut aufs Knie.

Korallen am Hals werden blaß und der Kranke ist gesund (A). Wenn sie die Farbe verlieren, haben sie die Krankheit eingesaugt. Werden sie weiß, so kennt man, daß die kleinen Kinder krank sind (a).

Körperljud. Schulanfänger: »Am Kalfariberg da machens an Körperljud, der wird verbrennt; da kann man sich was zhaustrogn, das ist ein Glück.« (Vergl. Karsamtag.) — Er hat einen Nagel vom Kreuz gestohlen, da hatten die Füße nur mehr einen Nagel (A). Er hat eine eiserne Nase; die Leute lassen sich an ihm den Zorn aus; er wird angespuckt und angeschneuzt.

Korn: Die heiligste Dreifaltigkeit ist drinnen (Gföhl).

Körner: »Drei Körner im Brot, Vier Blätter im Klee: Wer die gefunden, Der rufe: Juchhe!«

Koseformen: Walperl, Trutscherl, Hexi, Wetterhexl, Teufelr.

Kot: Aus Uebermut haben sie Schuhe aus Gatsch (Schlamm) gemacht, da hat es Frösche gereget (Lichtenwörth, N.-Oe.). — Ein frisches Roßknödel zertreten, heißt den Teufel zertreten.

Krachen (s. Knacken; bei meinem Vater hat es gestimmt. — Kommt von Waldhexe; wenn die Möbel krachen, sind Geister in der Wohnung (v).

Krähe. Wenn man sie zertritt, kommt Regen und er kriegt Schläge. — Sie schreit »Schnee«. — Wenn sie auf dem Rauchfang pfeift (schreit) kommt der Tod — Ihr Vorbeiflug nimmt den Buckel weg. Man geht drauf schlafen, früh ist er weg.

Krampus. Der Name bedeutet vielleicht soviel wie Hutzelputzel, verhutzelter Butz; Zwetschkenkrampus, krampensauer und Kramperltee wären die Bindeglieder. Sein Name weckt in allen Klassen das fröhlichste Hallo; wohin das Christkind nicht kommt, bringt er die wonnig gruseligen Hiebe; auch Vater und Mutter kriegen vom Segen was ab. Einige Elementarschüler mögen das Treiben schildern: »Ich bin hinters Bett und er hat sich den Schädel angehaut.« »Bei uns darf er nicht hinein, weil das ein neues Haus ist.« »Ich bete, wenn der Krampus kommt, und wenn ich bald fertig bin mit dem Beten, hau ich ihm eine Watschen abi (Ohrfeige).« »Es gibt nicht einmal einen Krampus, die Leute verstellen sich nur so.« Woher? »Von der Hölle, aus dem Wald, vom Land; die Aepfel nimmt er von den Bäumen.« »Mein kleiner Bruder hat dürfen vor Niglo (Nikolaus) auf den Christkindmarkt fahren, hat er gsagt: Ich fahr in d' Höll, daß ich den Krampus siech« (sehe). Sein Aussehen wird nach Bildern, Zuckerbäckergestalten und der Natur beschrieben: Schweif, Kette, oft Hörner, Butte, Pelz, stets eine Rute. Von schlimmen Buben heißt es, sie seien dem Teufel aus der Butte gesprungen; dorthinein kommen die Gefangenen. — »Wann er mi in d' Butten steckt, Friß i ihm die Aepfel weg« singen die Prahler. »Und wenn er kommt und sie finden keinen schlimmen Buben, da kriegens einen Zorn, die Teufeln.« Selten heißt das Fest nach dem hl. Bischof Nikolaus, manchmal nach dem Krampus: »Teufelsfest«. Eingelegt werden nach alter Sitte nebst Dörrobst, Aepfeln und Süßigkeiten Kartoffeln, Kohlen, selbst Pferdemit. »Der Niglo hat mir an Apff gebn, der Krampus hat mir wieder gnumma.« »Meine Mutter hat mi in seine Butten gschmissen und wie ich in der Butten war, hab ich alles rausgenommen.« »Der Krampus schmeißt die schlimmen Kinder in das Feuer.« ... »Wann man ihm d' Larven abreißt, ist's keine Hetz mehr.« (Vergl. Nikolaus, Vaterunser.) Ein »Gebet« »Kritsch, kratsch, krallawatsch, Schamerl oberm Tisch, Schamerl unterm Tisch, Krampus, Krampus, Krampus«. — Die Bürgerschüler wissen: »Wenn an seinem Tag im Ofen der Wind bläst, fährt der Teufel durch« (v). — In Znaim (Mähren) hat die Mutter eines schlimmen Buben mit einem Bekannten vereinbart, daß er ihn als Krampus mitnimmt. Bevor der kommt, ist der Bub weg. (Der wirkliche Teufel hatte die Gestalt angenommen.) Die Frau findet lauter Stücke. — Wenn man in der Krampusnacht unbeschrien von 12 bis 1 in den Spiegel schaut, sieht man ihn. — Nicht alle Kinder sind dafür; einige schrieben den Tod ihres Kameraden dem Schreck vor dem Krampus zu.

Krank, schwer: Man nimmt von dreizehn Türen einen Span und macht dem Kind einen Tee draus. — Man wirft auf dem Friedhof ein Totenbein hinter sich (v). Kranke Tiere fressen heilsame Beeren. — **Krankenzimmer:** Eine Schwalbe drin bringt Tod. — **Kranke r,** der von toten Verwandten träumt, wird gesund. — Wenn man ihm ein Ei kocht, sagt man ein Vaterunser dabei — Wenn er Brot verlangt, wird er bald gesund. — Wird er photographiert, stirbt er, auch wenn er von der Uhr (Zeit) redet; wenn beim Fenster eine schwarze Frau hereinsieht. — Den Schleim vergräbt man unter der Dachrinne. — Ein Kranker, der unbedingt aufstehen will, will in den Sarg. — **Krankheit spielen:** Da wird man krank. — Heilende nackte Frau mit Salbe, drei Kreuzlein macht sie, dann sagt sie einen Reim; dann muß man schweigen, bis man »Ja« hört.

Kranz hat die Großmutter in Lichtenwörth zu Ostern auf den Baum gehängt für ein langes Leben. Auch in Jakobsdorf (Böhmen) glaubt man, daß man da lang lebt. — Traum von bekränzter Figur bedeutet Tod.

Krapfen (s. Fasching). Zur Probe haut man mit der Faust drauf; wenn sie wieder ihre Form kriegen, sind sie gut gemacht. — Man darf sie nicht zählen, sonst gehen sie nicht auf und werden Dalken.

Kratzen beim Beerensuchen, da macht man drei Kreuze auf den Ritzer. — Traum von kratzender Katze bedeutet Glück.

Krätzen (vergl. Warzen). In einen Faden werden soviel Knöpfe gemacht, als Krätzen, dann wird er unter dem Dach vergraben, wo die Regentropfen fallen. — Krätzen kriegt, wer einmal erschreckt wurde. Heilendes Krätzenkraut ist die Wolfsmilch. — Krätzig er. Wer einen ausspottet: »Da und da hat ers,« der kriegt selber dort. — Wer viel Krätzen hat, von dem sagt man, er hat einen Krätzigen aus'pott'.

Kraut (Meist das Sauerkraut). Ein nachträglicher Glückwunsch wird nur angenommen, wenn der Beglückwünschte noch kein Kraut gegessen hat (A). — Wenn man Kraut oder Rüben klein schneidet, werden sie klein wachsen (Sebenstein). — Vom Essen kriegt man eine feine, schöne Stimme (v). — Wer viel isst kriegt reiches, schönes Haar (A). — Er wird schön (a). — Es ist gut gegen Seitenstechen. — Gegen Warzen muß man in einem Gasthausgarten herumkriechen, um ein gewisses Kraut zum Bestreichen. — Wer Kraut isst, kann nicht sterben, die Seele verwickelt (verfangt) sich darin.

»**Krautkopf**«. Name der schützenden Faust (vergl. Blitzableiter); das Letzler Schlag darf nicht zurückgegeben werden.

Krebs aus Schokolade oder zu Sylvester gegossen (aus Blei) ist Unglück drohend (v). Man gibt ihn nicht auf den Christbaum; er geht zurück, das Jahr vor. — Er ist ein Unglückstier, alles geht den Krebsgang; er bedeutet Faulheit (a).

Krebsenfangerin, die Hebamme, ist einigen Kindern aus dem Lied bekannt: »Der Tischler lebt vom Hobeln, D' Frau Mayer in unserm Haus, dö lebt von Krebsenfanga« (Vergl. Giftschwammerln).

Kreide essen, dann kann man gut und hoch singen (A).

Kreis. Beim roten Kreuz in Groß-Weikersdorf machen sie nachts einen Kreis; wer hinaustappt, hat Unglück. — Die Geister ruft man mit drei großen Kreisen, in der Mitte ist ein Kreis. Auf einem Papier sind Zahlen, ein Wasserglas wird mit den Fingern gehoben. — Man macht um den Punkt, wo man steht, 100 Kreise, immer größer, und betet für jeden ein Vaterunser. Wird man von Sonnuntergang bis Mitternacht fertig, kommt die Madonna herein und erfüllt einen Wunsch. (Vergl. Märtyrin; Hubertus, Hexenkreis, der bei Shakespear, Lustige Weiber . . . V/3 beschrieben ist.)

Krenn reinigt das Hirn (v).

Kreuz macht man in Holland mit der Hand auf den Mastbaum (siehe Auto). — Aufs Bett gegen die Trud, auf den Dachboden gegen den Blitz bei jedem Blitz (A), der Kutscher machts auf den Wagen; wenn was verloren ist, kann man schon das Kreuz drüber machen (A); man macht immer drei für die drei Personen; wenn es blau am Fenster erscheint, ists ein Todeszeichen (v). — In der Weihnachtsnacht darf keines am Tisch liegen, sonst stirbt wer. — Man darf sich keins schenken lassen, sonst nimmt mans Kreuz mit heim (= Jammer).

Kreuzen sich zwei Leichen (begängnisse) so stirbt wer.

Kreuzer drücken dem Toten die Augen zu, früher Vierkreuzerstücke oder Silbergulden. — Wenn man einen findet, wirft man ihn hinter Bett; man nagelt ihn auf die Schwelle; Geschäftsleute auf den Ladentisch; unter den Türstock. (Die Münze ist seit Jahrzehnten außer Kurs.) — Wenn beim Kreuzerwerfen im Frühling einer im Kot steht, stirbt der Werfer bald.

Kreuzform bilden Hämmer und Werkzeuge, besonders bei den Bergleuten. — **Kreuzotter** (wohl Verwechslung mit der Ringelnatter) ist in Südungarn Milchbrocken mit dem Kind; der Vater haut sie mit der Hacke auf den Kopf, das Kind wird krank.

Kreuzschnabel in Schlesien heilend und gegen den Blitz, auch in Oberösterreich. — Er soll Pfarrer sein, daß er die Kranken wieder gesund macht. — Er hat dem Heiland die Nägel herausgezogen und sich damit den Schnabel verbogen (v). — **Kreuzspinnne** zieht Nummern für die Lotterie (A). »A Frau hat mit ana Kreuzspinnerin 700 Gulden gwunna; mir tan däs a.« — Sie verbindet die Glücksnummern mit Fäden. — Wenn der Wind noch weit weg ist, stellt sie schon das Netz gegen den Wind; sie zeigt den Sturm an. — **Kreuzweg** Wer dort zu Weihnachten »Ticktack« hört, heiratet einen Uhrmacher, wie meine Mutter; wer ein Schweindl hört, einen Fleischhacker. — Sieht man beim Losen (= Horchen) eine weiße Gestalt, wird ein schlechtes Jahr; es kommt viel Hagel (Zlabings). — Mit Kerze und Sessel sieht man dort die Sterbenden des Jahres (v). — Wenn man hämmern hört, wird der Sarg zugenagelt (Burgenland).

Krickerlfras: Vom weinerlich verzogenen Gesicht. — Schmeller: ahd. chrucka, was gekrümmt ist, isländisch krókr Haken.

Kriegstabak. Der Himmelbrand (die Königskerze) heißt wilder Tabak; Nußblätter; Heublumen; abgekochter Tee; Huflattich; Hopfen; Buchenlaub; Steinwindling als Tabakersatz.

Kronawetzbier (Wachholderbeeren) für den Magen.

Krone auf dem Schlangenkopf bringt Glück. — Wenn man einen Zahn hinters Bett wirft, kommt eine Maus und bringt eine goldene Krone.

Krönleinnatter. (Die Krone der Ringelnatter besteht aus zwei gelben Flecken.) — Man legt ein weißes Tuch hin und läuft davon ohne Umdrehen (v). — Es ist aber sehr gefährlich (v); alle Schlangen warten vorm Haus.

Kropf vergeht, bei Vollmond gerieben. — Man bekommt ihn von zu viel Lachen; oder wenn die kleinen Kinder beim Plärren immer den Kopf in die Höhe geben.

Kröte. Aus ihrem Giftsaft kommen Krätzen (A). — In ihr ist eine Hexe; wenn ein Kind mit ihr isßt, darf man sie nicht stören oder davonjagen. — Sie sehen bedeutet Unglück. — Wenn eine tote unterm Bett liegt, kann keine Trud kommen. — Wer sie zertritt, hat den ganzen Tag Unglück. — Man darf sie nicht zerhaun, sonst kann die Sonne nicht untergehn. (Bei Neulengbach und bei Weißenbach a. Tr., N.-Oe.) — In **Mistelbach** wurde der Raubritter am Schloßberg in eine Kröte verwandelt. Eine Kröte hat dort den Kirchenbau bei Nacht immer zerstört; man hat sie mit dem Sakrament gebannt, gefangen und eingemauert. (»Der Dachrinnenvorsprung sieht aus wie eine Kröte.«) — Sie kann einen verzaubern; sie verzaubert die Kuh im Stall und vertreibt die Milch (v). — Im Brunnen reinigen sie das Wasser und nehmen das Gift heraus; wo die meisten Kröten sind, dort ist das beste Trinkwasser (Oberhollabrunn). — Wer sich in der Krötenlacke wäscht, bekommt keine Runzeln. — Wenn sie bei Regen über den Hof kommt, bringt sie Glück (Tulln). — Der junge Luzifer schaute nach dem Teufelssturz zu, wie Gott die Vögel formte und sie ihm aus der Hand flogen; er machte es nach, da patschte die Kröte hinunter. Sie gehört zu Teufels Tierreich, ist ein Hexenhelfer, speit Milch, die sie aussaugt. »Wenn man ihnen die Krätzen am Buckel aufsticht, rinnt tatsächlich Milch heraus« (Steyr).

Krug wird in die Erde eingegraben; wenn das Wasser trotzdem verdunstet, hat man Glück in der Wohnung (Schweiz).

Kruzifix (vergl. Kreuz). Man soll es nicht von Fremden borgen, sonst hat man ein Kreuz (Jammer). Wenn es fällt (in die Suppe!) kommt ein Einbruch.

Kübel. Glasur wegstoßen bedeutet Tod. — Wirft man den Zahn rücklings in den Kübel, so wächst ein neuer nach.

Küchenkredenz soll nicht weiß gestrichen werden, sonst wird ein kleines Kind davonlaufen.

Kuckuck. Er weißsagt die Jahre bis zur Heirat (v), bis zum Tod (A). — Wenn man den ersten hört, muß man mit Geld scheppern (A) den (Geldsack rütteln), dann ist immer eins da. — Ich habe den Wunsch getan, der Vater soll zurückkommen, und wirklich . . . Wer ihn das erstmal hört, legt sich auf den Rücken gegen Halsweh und klopft dann dreimal auf die Geldbörse.

Kugeln. Das Spiel beginnt meist um Lichtmeß und dauert in den Sommer hinein. Es gibt viel Zauberei dabei: Wenn eine Kugel vascheanglt (verschießt = durch Ansehen verzaubert) ist, muß man eine andre nehmen; es gibt eigene Glückskugeln, die beim Einkauf verlangt werden (meist rötliche). Viele wehren das Beten ab: »Wir brauchen keinen Betvater.« — »Wenn Einer red't, da vascher i« (verliere ich). Als Verhexung sagt man auch: »Nix drin«; wenn man nach einem Patzer scheidt: »Schlechter Vorreiter, guter Nachscheiber.« — »Wer putzt, der pfluzt«; — wenn man das sagt, wischt er Schmutz hinein statt der Kugel.

Kuh. Großvaters Kuh muhte stark; am nächsten Tag wurde der Nachbarin ein Knäblein geboren. — Wenn sie trotz Angefressenheit schreit, kriegt eine Frau ein Kind (v). — Wenn sie brüllt, schlägt sie der Bauer in Oberhollabrunn, weil sie Unglück verkündet. — Wenn sie in der Christnacht in das Weihnachtslied dreinplärrt, kommt Glück. — Wenn man beim Melken singt, geben sie mehr Milch. — Kriegt sie ein totes Kalb, ist Einer in eine andre verliebt; wenn es schnell stirbt, verliebt sich jemand; das Mädchen im Stall ist in einen verliebt. — Zu Ostern kriegt sie Palmkatzeln zum Schlucken. — Wenn eine Kuh verendet, muß man sich die große Zehe mit Blut einschmieren, daß man nicht dem Tod entgegengheht. — Wenn man der Hausschlange keine Milch gibt, wird die Kuh hin (v). — Wenn der Bauer sie nicht putzt, geht sie nicht (als Zugtier). — Wenn sie am Maul blutet, muß man sie schlachten; wenn sie sich an der Bretterwand reibt, kriegt sie bald ein Kalb; wenn sie kein Wasser hat, regnet es. — **Kuhfladen** nur frisch, gegen Gicht; auf den ganzen Leib (Gersthof). — Auf den Fuß, gegen Geschwulst (a). — Er ist gut für die Hühneraugen (Bauernwitz?). — **Kuhstallfenster** ist verhext, wenn ein fremdes Häferl dort ist.

Kukuruz (Mais) roter bedeutet einen seltenen Gast. — Geht er schwer herunter, steht schwere Arbeit bevor (Blumau, N.-Oe.). — Wenns beim Kukuruzabhäuten recht schnell geht: »Der Teufel hilft mit«; wenn Heuschrecken dabei knischkern, sagt man: »Der Teufel knirscht mit den Zähnen«.

Kümmel und Einbrennsuppe sind gegen Bauchschmerzen; auch als Schnaps (a).

Kunde: Wenn die erste Kunde weggeht und nichts kauft, kommt keine zweite; die erste kann handeln, wie sie will, da läßt der Geschäftsmann nach.

Kurzschluß am heiligen Abend bedeutet Unglück (v); zu Neujahr auch.

Kutscher, dem das Lazäui (Leitseil) reißt, geht das Pferd durch, wenn eine alte Frau über den Weg geht.

L

Lachen macht dick (v); wer viel lacht, wird schön (v).

Laden knarrt unterm Tritt: An dieser Stelle sinkt das Haus.

Lahm: In St. Pölten in einem Hohlweg ist ein Marterl, wer da nicht den Hut abnimmt, wird lahm (vgl. Kalvarienberg.) — **Lähmung** da sagt man, es sind Geister vorgetreten. (Hexenschuß, Trude).

Laib; ein versteinertes Brotlaib ist beim Haupteingang der Stefanskirche von einer Wirtin, die war so sierig. (geizig? das Wort heißt etwa krankhaft).

Lampe brennt besser, wenn man einen Tannenzweig mit Zapfen da-runterhängt; zu Neujahr gibt man Salz hinein. — Wird sie von Tisch ge-

schlagen, kommt der Teufel und würgt. — Raucht sie, hat man einen unruhigen Schlaf. — Geht sie aus, stirbt wer in der Nacht (a). — Die Lampe fällt, das Leben erlöscht, es brennt was: So wars beim Brand der Olympia-Arena. (Varieté in Hernalts).

Lamperl (Lämpchen) für die armen Seelen soll wenigstens am Samstag brennen, da haben sie Urlaub.

Land, fremdes; da muß die Zunge verkehrt wachsen.

Lange Finger, wer sie hat, stiehlt gern, der mit langen Füßen läuft gern.

Langen haben wir herausbekommen zu Sylvester beim Bleigießen; da kam der Weltkrieg

Laterne. Sooft die Alte daheim schimpft, sooft fällt der Betrunkene an.

Läuse (s. Urzeugung). — Wer sie hat, besitzt gesundes Blut und bekommt viel Geld in dem Jahr. — Sind nur auf ge undem Kopf (A). — Die Gewandläuse rennen davon, wenn wer stirbt, (Im Weltkrieg erprobt). — Wem eine Laus über die Leber gerumpelt ist, der ist schief gewickelt; zwider. — Im Traum bedeutet eine große Laus Verdruß, eine Laus Unglück, viele Glück; Geld.

Laute. Wenn dem Spielern drei Saiten springen, hat seine Frau Unglück.

Läuten Übermütige abends mit Gabel, Messer und Löffel und hängen sie ein weißes Tuch vors Bett, so läutet nachts ein Geist; man sieht ihn. — Unglück hat, wer während des Läutens in die Kirche kommt. (Horgen bei Zürich).

Lavendel. Da bleibt die Wäsche schön weiß und riecht gut; gegen Schaben (v).

Lawur (Lavoir.) Wenn schmutziges Wasser über Nacht drinnen bleibt, kann man nicht schlafen.

Lebende trotz ihrer Abwesenheit im Spiegel oder wandelnd sehen, bedeutet den geschehenen oder baldigen Tod (A). — Wenn man einen Toten sieht, holt uns der.

Lebendige Ameisen helfen gegen Gicht. (v).

Leber (s. Laus.) Ist die Schwiegermutter leberkrank, geht der Schwiegersohn zum Fleischhauer und kauft eine Leber ohne »Danke« und »Bitte«; daheim fängt er mit ihr einen Streit an und haut ihr ins Gesicht. — Wer eine weiße Leber hat, kann drei oder viermal heiraten (v). — Einige Gruselmärchen handeln von der gebratenen Leber eines Toten (Gehängten). — Gegen Wolfsblindheit (»wenn die Sonne weg war, sah Mutter nichts mehr«) wird eine Leber gekocht, eine blaue Schürze kommt drüber, so daß der ganze Dampf auf die Augen geht.

Leberblümchen soll man nicht ins Glas geben; wenn sie abfallen, ist das Glück weg.

Leberngang. Bei Mistelbach werden die Lebernhäufen (Grenzhügel) wieder aufgerichtet. Da gehen sie die Gemeindegemarkung ab und die zum erstenmal mitgehn, kriegen eine Orfeige, daß sie sich alles merken.

Lebzelten essen, bringt Glück (v). Bei den Lebzelten-Gänsen ist Streit, ob man beim Kopf oder Schwanz anbeißen soll (Fisch) — Lebzeltenschifflein ist vom hl. Sebastianus. Da wird man heilig, wie er.

Lehnend muß die Leiter sein, dann bringt das Durchgehen Glück (v).

Lehrer. Wenn ihm die Tafel herunterrutscht, wird er einen hierbleiben lassen.

Lehrling, am ersten Tag verletzt, soll den Beruf aufgeben. — Wird er am ersten Tag belobt, wird er nicht frei; er lernt nicht aus bei dem Meister (v) (vergl. Spieler).

Leiberl (Weste) verkehrt anziehen, bringt Glück.

Leiche. Man macht Tür und Fenster auf, daß die Seele zum Himmel kann. — Wenn der Blitz einschlägt, wird sie lebendig.

Leichenbegängnis ohne Windlichter, da findet der Tote nicht ins Himmelreich. — Das Friedhofor soll dem Letzten auf die Fersen schlagen, daß der Tod draußen bleibt (bei Linz). — In dem Haus, bei dem sich zwei kreuzen, stirbt wer (a) Zu spät kommen, da stirbt wer nach. — Wer schlampert ist, kommt zu der eigenen »Leicht« zu spät (Leichenbegängnis!). — Wenns dabei regnet, stirbt wer aus der Verwandtschaft. Der Aelteste soll hinterm Sarge gehn, denn er folgt nach (in der Sterbereihe). — Einer Magd war eine »schöne Leich« versprochen und sie kriegt die letzte Klasse. Trotz Ausziehens geistert sie in der Familie, bis das Grab geschmückt und eine Messe gelesen wird. — Das letzte Paar im Zug stirbt zuerst (v). — Wer durch einen Leichenzug geht, stirbt (v). — **Leichenhalle**; wenn dort was vergessen wurde, stirbt wer nach. — **Leichenmahl**: Wein und Brot ist das Richtige. — **Leichenträger**: Wenn sie was krachen hören, hat der Tote keine Ruhe im Grabe. — **Leichentuch** wird an einen Obstbaum gehängt, da trägt er besser. — **Leichenwache** Wem über den Kopf eine Taube oder ein schwarzer Vogel fliegt, der stirbt auch. — **Leichenwagen** sehen, bedeutet Unglück (im Traum?) (s. Pferd). — **Leichenzug** grüßen (Hut ab!), sonst Tod! — Wer immer mitgeht, stirbt bald (alte Leute tuns manchmal). — Wenn nochmals wer zurückgeht, weil er was vergessen hat, stirbt wer aus dem Haus.

Leimhäferl, heißes, gibt in die Tasche, wer viel Geld drin hat. — **Leimwasser** gegen Wanzen.

Leinöldunst gegen Halsweh.

Leintuch umnehmen, darunter Kerze (und Spiegel); jeder Schlafende muß nachfolgen (A). — Vor Spiegel, gegenüber der Tür, Licht: So sieht man zu Sylvester den Zukünftigen (v); so erfährt man seine Lebensdauer.

Leistenbruch. Ein Schüppler Haare, Zehennägel, ein gefundener Hufnagel kommen in ein Baumloch in der Höhe des kranken Kindes; wenn es über das Loch hinauswächst, ist der Bruch verwachsen (Steyr).

Leonore? In Oedenburg (Ungarn) ist des Mädels Geliebter gestorben; als Reiter auf einem Schimmel holt er sie zu sich in die Grube.

Leopold dem VI. nimmt die Stille im Grabe weg, wer am Leopoldsberg die ersten Veilchen pflückt.

Lepoidt (= gebotene Schutzstelle) »is kreuzweis« (a); »Eisen«; »Hocker!« (a)

Lerche: Wenn sie am Friedhof trillert, lockt sie die Lebenden (ins Grab).

Lernen durchs Draufsetzen aufs Buch; es kommt unter den Kopfpolster, morgens kann man's (a).

Letzte Wünsche eines Sterbenden muß man erfüllen, sonst hat er keine Ruhe im Grabe (v). (s. Christinchen).

Licht — wandelndes, ruft dem Urgroßvater um Mitternacht im Walde zu: »Geh mit!«, er tut es nicht. — Ein Licht ging vorm Vater her in ein Haus, wo vor einer Woche ein Toter heruntergetragen wurde; es wurde nicht mehr gesehen. — Beim Gewitter verlöscht mans, weil es den Blitz anzieht — **Drei Lichter**: Die Jungfrau heiratet nicht (A); Todesfall (v); es kommt keine Hexe. — Die Lichter nachts sind Seelen. Alle Kinder wollen zu Allerseelen Lichter brennen; man hilft damit den armen Seelen. — Wer mit Licht spielt, spielt mit dem Teufel, der kommt bei Nacht. — Die Leute sagen, wenn das Licht erlöscht, brennt es in einem Dorf. -- Das Licht war aus, der Vetter war tot (A). — Hinterm Kasten kratzt es, das Licht wird schwach; Großvater hatte im Spital an der Tucht gekratzt und war dann ausgelöscht. — Weiße Lichter an der Mauer sind Geister.

Lichtmeß. Sonne bringt viel Schnee. — Wenn dieser an Dächern tropft, wird noch ein strenger Winter. (Drohobicz, Galizien). — Der Bär lacht, wenns stürmt; kommt der Dachs aus dem Loch, muß er noch lang hinein. — Wenn

zu Maria Lichtmeß stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit. Wenn nur soviel Schnee fällt, daß man ihn auf einem schwarzen Rock sieht, wird das Heu gut geraten. — **Lichtspalt.** Was die Gestalten an der Wand bedeuten, geht in Erfüllung.

Liebespaar: Küssen auf offener Straße? Das Verhältnis geht bald zu Ende. — **Liebestrank:** Lindenblüten, Eichenrinde, Süßholz; ein Schnapsstamperl täglich. (s. Zucker).

Liebtmich-Blume Chrysanthemum, Leucanthemum; Er (sie) liebt mich Vom Herzen Mit Schmerzen Ein wenig Oder gar nicht (A).

Liegen und essen, da verwandelt man sich in ein Tier. — Wenn man hoch liegt, träumt man schierch. (häßlich).

Liesl: Frau Liesl heißt die Sonne; schmeckede Liesl die Carreau-Dame

Lindenblüthen zum Schwitzen (A).

Lindwurm kommt aus dem Ofen (Rascholo).

Links essen, behagt nicht; Gabel links halten, schlägt nicht an; wer mit der Linken Brot abschneidet, wird krank. — Tut der linke Fuß weh, stolpert man und muß eine Krücke tragen. — Wenn die linke Fußsohle sticht, hat hat man einen weiten Weg. — **Linkshändler** haben ein gutes Gedächtnis.

Linsen (und einen Sauschädl) muß man zu Sylvester essen (a), das macht reich; am Neujahrstag, daß man immer Geld hat (a) (auch in Bayern); je mehr man ißt, desto mehr hat man das Jahr. — Wir machen sie am hl. Abend. — Linsen und Bohnen am hl. Abend, daß man das ganze Jahr Arbeit und Geld hat. — Nachts soll man (in einer bestimmten Nacht) Linsen ausschütten, da kann der Teufel nicht darauf gehen (Vergl. Heinzelmännchen und Erbsen bei Kopisch).

Lippen. Wenn sich zwei küssen, aber nicht auf die Lippen (mißratener Kuß?) so steckt der Teufel dahinter.

Loben macht krank (a). (Vergl. Verschreien.)

Loch in Hermaus am Genfersee. Ein alter Mann zu Schiff warnt die Kinder. Ein Mädchen achtets nicht und geht mit dem Hund vorbei, der läuft ins Loch und wird nicht mehr gesehen. Der Mann war verschwunden. Sicher war er ein Zauberer, sagen die Leute. — Wer zu heiligen Zeiten näht, vernäht den Hennen das Loch, da legen sie nicht (v). — Hat man eine Grille herausgekitzelt und steigt aufs Loch, so wird dieser Fuß nicht wund.

Locken verführen; sie sind »Buama winka« (Vorarlberg).

Löffel (oder Gabel) fällt; hör auf! — Tod; das Glück zerschellt. — Wenn er im Häfen bleibt, oder am Teller, kann man nicht schlafen (v); es gibt Streit.

Lose muß man mit Heu zusammenwinden. — Man soll sie von einem Juden ziehen lassen; wenn er's einem gönnt, gewinnt man.

Lotterie. Was passiert, kann man setzen; wenns wahr ist, gewinnt man (Aehnlich a). — Großmutter hat geträumt, daß sie auf einen Judenkopf, das ist der Dreier, gesetzt hat und gewonnen; und so geschah es. — Man sagt, das Glück kommt im Schlaf. — Besonders gut ist ein Traum vom 24. Februar, dazu das Alter und die Hausnummer. — Von Schmutz träumen ist gut für die Lotterie. — Von einer Jüdin, einem Schuh und einer Kerze: Das ist ein Terno geworden. — Weil der Schnee zergeht, hat Großmutter Unglück. — Man soll gehen, wenns regnet. — Den Zettel muß man ausspucken. — Das Geld soll man sich ausborgen (v). — Hinaus aus dem Haus gibt man den linken Fuß zuerst; mit dem Rücken geht man zuerst hinein (v); mit dem rechten Fuß auf die Kollekturtür, mit linken Fuß hinein; mit dem rechten Fuß haut man an die Budel (den Ladentisch) an, dabei darf man keine Gedanken haben. — Viele haben in der Wiener Ziehung kein Glück. — Alle wollen das Los mit dem großen Adler haben, das erste. — Wer an neun Tagen neun Sterne zählt, macht den Haupttreffer. — Lotterieschwestern nehmen gerade Zahlen; beim Aufschreiben wollen sie keine Beistriche zwischen den Nummern, da haben sie Unglück; beim Siebener darf kein Strich durch sein. — Wer hinter einer geht, soll sie vorbeilassen und hinter ihr ein Kreuz machen, daß sie aufhört.

(Fortsetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Stierschmuck beim Almabtrieb in Goldegg im Pongau, Salzburg.

Von Dr. Georg Kotek, Wien.

Als ich im abgelaufenen Sommer 1927 in meiner Sommerfrische Goldegg im Pongau eines Tages auf dem Dachboden des Rohrmoserhofes in Begleitung des Bauern nach altem Gerät Ausschau hielt, fand ich in einem Winkel ein verstaubtes Holzgebilde. Aus einem 30 cm hohen und 20 cm im Durchmesser haltenden Buchenblock war eine Glocke in Form einer äplerischen Kuhschelle mit rechteckigem Querschnitt ausgehauen. Der Traghenkel war aus dem vollen Holz gewonnen, die Wandstärke betrug etwa 5 mm, als Klöppel diente eine Holzkugel an einem Drahtbügel, der in eine Oese zuoberst im Hohlraum der Glocke eingelassen war. Den Anstrich bildete braune Oelfarbe mit gelbem Randsaum, beiderseits war als Zierat eine blumenartige barocke Rosette aufgemalt. Der Ton der Glocke war dumpf, aber weithin klingend. Solch eine Glocke kam mir zum erstenmal unter die Augen, auf meine Frage teilte mir der Bauer mit, es sei dies eine Stierglocke. Es gelang mir, sie für unser Volkkundemuseum zu erwerben. Von meinem Hausherrn und verständnisvollen Helfer beim Aufsammeln alter Lieder und Weisen, dem Postboten im Ruhestand Engelbert Wapperl, erhielt ich dann nähere Mitteilungen, was es mit dieser Glocke für eine Bewandnis habe. Sie kommt darnach nur bei der Almabfahrt zur Verwendung. Durchschnittlich Mitte Oktober, je nach der Witterung, wird das Vieh zu Tale getrieben. Die vier schönsten Kühe gehen als Glockenkühe voran, zwei tragen „Rumpel“, zwei tragen „Speis“ Glocken. Sie sind auch schön aufgekränzt und geziert. Nach ihnen geht der Stier, der in besonderer Weise geschmückt ist, fast als wollte man aus ihm eine lächerliche Figur machen. Um den Hals trägt er an breitem, gesticktem Bande die geschilderte Holzglocke, seitlich hängen an ihr zwei Sinnbilder der Sennertätigkeit auf der Alm, der „Seihriedl“ und der „Reischpl“. Ersterer ist eine dicke, mehrfach zusammengelegte Schnur aus Kuhschwanzhaaren topfartig gedreht. Er wird in den Blech- oder Holztrichter, der zum Umgießen der schäumenden Milch verwendet wird, eingesetzt und hält als Filter Haare und Unreinlichkeiten zurück. Der „Reischpl“ ist ein enggebundener kleiner Besen von 70 cm Länge aus den Reisern der Heideblume (*Erica carnea*). Er dient zum Scheuern des für die Milch- und Käsebereitung gebrauchten Holzgeschirrs, das mit heißem Wasser „ausgeraischpelt“, ausgerieben wird. Das Prachtstück der Stierausrüstung ist aber der Kopfputz. Auf einem jochartig gebogenen, aber schwächeren Holzbügel sind zwei starke Hirschabwurfstangen aufgesetzt, zwischen denen eine etwa 15 cm große Spottfigur angebracht ist. Auf dem vollständigen Stück, das ich für das Volkkundemuseum erwerben konnte, steht ein „Jaga“, offenbar eine alte Krippenfigur mit feingeschnittenem Kopf, gekleidet in Joppe, Weste und lange Hose, aus Stoffresten angefertigt. Dazu trägt er breitkrempigen Hut, Gewehr und „Griesbeil“, einen Bergstock.

Ich konnte auch noch eine zweite Figur auftreiben, allerdings nur mit großer Mühe.

Sie stellt die Karikatur einer alten Sennerin dar, ein verhuzeltes Weibchen mit großem Kopf, stieren Augen, breiter Nase und einem mächtigen Buckel. Sie ist in der üblichen Tracht mit langem Rock, Spenser und Schultertuch gekleidet und trägt eine alte, quer über die Mitte geteilte Pelzhaube, die entfernt an eine bischöfliche Mitra erinnert. Die Figur stützt sich in schleichendem Gange auf einen derben Knotenstock, in der anderen Hand trägt sie einen „Schottenrührer“. In natura wird ein solcher hergestellt, indem man ein $1\frac{1}{2}$ bis 2 m hohes, etwa 4 Finger dickes Fichtenstämmchen, das rundum gleichmäßige Astbildung zeigt, abkappt und entästet; bloß der zweite Astkranz von oben wird stehengelassen. Solange das Holz noch frisch und feucht ist, werden die stehengebliebenen Aeste nach obenhin gegen den Stamm zu eingebogen und mit der Spitze in vorgebohrte Löcher eingeklemmt, die sich etwa 10 cm ober der Astbeuge befinden. Einen solchen Schottenrührer in Zwergform, aber gleichfalls so hergestellt, hält die Figur in der Hand. Der Stier wird überdies schön aufgekränzt, und so kommt der Zug, erst Rinder, dann Geißen und Schafe mit ihren Kuhschellen, gefolgt von der Sennerin und dem Melker mit den Schweinen ins Dorf.

Der Melker verteilt an die Zuschauer, die von allen Seiten herbeigelaufen kommen, den „Schnurau“, eine beliebte Eiermehlspeise, oder die Almleute haben eine Flasche Schnaps mit zum „Doihbringen“. Den Beschluß macht der Wagen mit den Habseligkeiten und etwa noch vorhandenem Rest des Almnutzens. Was mag diese ganze Aufmachung des Stiers bedeuten? Soll etwa damit zum Ausdruck kommen, daß nun seine Herrschaft zu Ende ist?

Johannestag in Kematen (bei Wels).

Mitgeteilt von Marietta Marković, Linz.

Am Johannestag ist es Brauch, daß eine ganz in Reisig eingewickelte Gestalt, im Gesicht maskiert, auf einem Wagerl von Buben gezogen durch den Ort und die nächst gelegenen Ortschaften geführt wird. Vor dem Wagerl geht einer mit einer Stange, auf welcher Kränze gebunden sind, von welchen farbige Schleifen herabhängen. (Lichtbaum.)

Dem Lichtbaumträger zur Seite gehen die Ministranten.

Dieser Zug geht von Haus zu Haus, und die Begleitenden singen dabei folgendes Lied:

„Waldmann, Waldmann, Birnbaum bülli (Büllibirn, Mostbirn),
Trinkt a saure Mili,
a saure Mili, Bier und Wein,
wird der Waldmann lustig sein.“

Während dieses Gesanges wirft der Waldmann von seinem Sitze aus seinen Stock gegen die Mitziehenden, das verursacht viel Lärm und Lustigkeit. So geht es von Haus zu Haus, überall wird von den Ministranten gesammelt. Abends wird Holz gesammelt und dabei gesungen:

„Der heilige St. Veit
laßt bitten um a Scheit,

der heilige St. Florian
sagt um 8 Uhr 's Feuer an.“

Beim Johannesfeuer wird sodann der Waldmann in Gestalt einer Puppe verbrannt.

Dieser Brauch soll in Kematen (vielleicht auch in Gallsbach) schon über 100 Jahre bestehen und von einem gewissen Asböck, der von Bayern eingewandert sein soll, mitgebracht worden sein.

Literatur der Volkskunde.

Neuere Arbeiten zur Siedelungskunde an den Grenzen des deutschen Volkstums und in den Nachbarländern.

Von Dr. Arthur Haberlandt, Wien.

Für eine meist in landschaftlicher Beschlossenheit betriebene Wissenschaft, wie die Siedelungskunde, die zudem nur aus dem methodischen Zusammenwirken mehrerer Wissenszweige ihre Erkenntnisse zu gewinnen mag, ist es notwendig und ersprießlich, ab und zu Umschau über das gesamte Arbeitgebiet zu halten, das ihrer Betrachtung unterworfen ist, um nicht einer gewissen Einseitigkeit in der Zielsetzung zu verfallen. Eine solche Ueberschau unter Berücksichtigung aller Wegrichtungen schafft in sehr willkommener Weise die erst kürzlich erschienene Festschrift für R. K ö t z s c h k e. (Deutsche Siedlungsforschungen. Rudolf Kötzschke zum 60. Geburtstag, dargebracht von Freunden, Fachgenossen und Schülern. 297 S., 5 Karten. B. G. Teubner Leipzig-Berlin 1927.) Wenn auch hier die Ergebnisse der deutschen Siedlungsforschung im Wesentlichen mit Beispielen aus Sachsen belegt sind, gesellt sich ihnen doch auch eine Reihe von Arbeiten zur Kunde der neuen Oststaaten und es ist hieran alles Wesentliche klargestellt, was auch im Umkreis der deutschen Siedlungsgeschichte Beachtung und Klärung erfordert. Walter Uhlemann: „Gegenwartsaufgaben vergleichender Siedlungsforschungen auf deutschem Volksboden“ bespricht zunächst ganz allgemein die anthropogeographischen Grundlagen der Siedlungstätigkeit, siedlungsfreundliche und siedlungsfeindliche Böden, die geschichtliche Forschungsarbeit mit den Mitteln der Vorgeschichte, Geschichte, Volkskunde, Sprachforschung (insbesondere Orts- und Flurnamenkunde, Dialektgeographie), aus deren Zusammenwirken nun erst ein Gesamtbild des Werdens und Lebens der Siedlungen in der Landschaft entsteht. Mit Recht wird auf das Problem der Siedlungskonstanz nachdrücklich hingewiesen, ebenso wird man dem Verfasser beistimmen, wenn er die Siedlungsformen funktional und nicht bloß formal erfaßt sehen will. Die geschichtliche Mitgift der Siedler wird dabei eben so wenig zu vernachlässigen sein wie der Siedlungsraum. Daß hierfür schon aus der rein kartenmäßigen Betrachtung im kulturgeographischen Verstande noch sehr viel zu gewinnen wäre (Spezialartikel), deutet Verfasser wohl etwas zu flüchtig an.

Erfreulich erweitert wird der Gesichtskreis über die rein ländlichen Siedlungen hinaus in dem Hinweis auf das kulturgeschichtliche Problem

der Stadtsiedlung. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auf diesem wie auf anderen kulturellen Gebieten Stadt und Land miteinander in jeglicher Landschaft in einer innigen Wechselwirkung stehen, deren Erkenntnis allein ihr kulturelles Leben wie ihr äußeres Bild voll verstehen läßt. Der Aufsatz führt auch das einschlägige neuere Schrifttum in guter Sichtung an. Rudolf Martiny: „Morphologische Siedlungsforschung“ bleibt ziemlich befangen in theoretischen wirtschaftsgeographischen und geschichtlichen Erwägungen. Als zu eng möchte Ref. die Einordnung der deutschen Bauernhaustypen in nur zwei (oberdeutsche und niederdeutsche) Gruppen bezeichnen. Steht doch die oberdeutsche Gruppe, namentlich Haus und Hof der Alpen, in ganz wesentlichen Belangen dem mitteldeutschen Haus (nicht bloß Gehöft!) ganz eigenartig gegenüber und hat darin — ebenso wie der ostdeutsche Laubenhautypus — eine fast ebenso alte und eigenständige Vorgeschichte aufzuweisen wie etwa das niedersächsische Haus. Gute Gedanken finden wir bezüglich des Wegedorfes entwickelt, wie Verf. es dem planmäßig angelegten Straßendorf mit regelmäßigen Gewannen gegenüberstellt. Auch das recht verschiedenartige Bild, das Rodungssiedlungen bieten, verdient Beachtung. Friedrich Walter: „Beziehungen zwischen Bodenbau und Siedlungsgeschichte“ gewinnt aus der Betriebslehre wertvolle Gesichtspunkte für die Nutzungsmöglichkeit des Bodens sächsischer Landschaften in vorgeschichtlicher Zeit. Für die Bronzezeit ergibt sich in der Lommatzer Pflege und der Dresdener Elbtalweitung etwa eine Ausdehnung der Besiedlung auf Böden, die kaum anders als mit Weidenutzung beansprucht worden sein können, wobei der Mangel an Siedlungen — es sind hier nur Gräberfelder aufgedeckt worden — auf eine nur sommerliche — alpwirtschaft — Wirtschaft schließen ließe. Auch der Umfang der geschlossenen alten Slawensiedlung kann auf Grund betriebstechnischer Erwägungen mit ziemlicher Sicherheit festgelegt werden, ebenso der Gang der Rodungstätigkeit im deutschen Kolonisationsgebiet. Wenn man die Flurgrößen und die Lage der Rittergüter mitberücksichtigt, gewinnt man in die wirtschaftsgeschichtlichen Voraussetzungen der abschnittsweise fortschreitenden Siedlungstätigkeit noch lehrreicheren Einblick. Als irrig muß jedoch die Annahme des Verf. bezeichnet werden, als hätten im Bergland vor Eintreffen der Deutschen keine slawischen Siedlungen entstehen können, weil der „slawische Hakenpflug“ nicht geeignet war, auf etwa vorhandenen Waldlichtungen den Boden so zu bearbeiten, daß ein Anbau lohnte. Erstlich ist der Haken nicht slawisch, sondern wie got. = hōha und der neuzeitliche Siegensche „Hoch“-Pflug lehrt, auf germanischem Boden ebenso alt wie dort und wahrscheinlich schon urgermanisch, und weiters ist dieser dem ukrainischen „ralo“ völlig gleichende Haken just als Rodungspflug im Siegener Land wie im Schwarzwald und anderwärts bis ins 19. Jahrhundert in Verwendung geblieben, da er auf Rodland viel leichter zu handhaben ist als der schwere Scharpflug, worüber man das Urteil eines durchaus erfahrenen Landwirtschaftlers wie R. Braungart vergleiche (der nur ethnologisch leider fast stets entgleist ist). Walter Frenzel: „Vorgeschichtliche und neuzeitliche Siedlung in ihren Beziehungen und Bedingtheiten“ stellt in lehrreicher Art unter anderm das Problem der Siedlungskonstanz

auf Grund gemachter Erfahrungen klar. Fritz Krause: „Die völkercundlich-völkercundliche Forschung in ihrer Bedeutung für die Siedlungskunde erläutert an Beispielen aus Nordwestsachsen“, erfreut durch die gediegene Auslegung eines ausgebreiteten Tatsachenstoffes. Wir entnehmen ihm vor allem die Feststellung der Lehmbautechnik (Stampflehmwände) auch für das nordwestliche Sachsen. Sie dürfte in erster Linie doch anthropogeographisch bedingt sein, da sie wie von Slawen in der mährischen Hannakei, so in Ungarn ganz unterschiedslos auch von Magyaren und im deutschen Burgenland wieder von Deutschen gehandhabt wird, und hat, wenn wir alte Bilder mitberücksichtigen, früher wohl auch in Deutschland weitere Verbreitung gehabt. Nicht ganz so viel wie der Verf. möchte sich Ref. von der eingehenderen Festlegung der Typologie des sogenannten fränkischen Gehöftes erhoffen. Nicht nur das streng vierseitig umbaute Gehöft darf unter den geschichtlichen Begriff „fränkisches Gehöft“ erfaßt werden, sondern allgemein die Anlage eines regelmäßigen Hofsystems, in dem das meist giebelseitig zur Straße gerichtete Wohngebäude mit stets gegebener Längsteilung seiner Räume in kleineren Anwesen oft, wenn auch nicht immer, wie in der anzusetzenden fränkischen Grundform den Stall in diese Längsflucht noch einbezieht, wobei es nur selbstverständlich ist, daß Wirtschaft-, Landschafts- und Kulturumständen entsprechend eine Unzahl von Sondertypen und Untergruppen der Hofverbauung vom Streckhof bis zum Vierseithof unterschieden werden können, die, wie Ref. aus persönlichen Begehungen zur Genüge weiß, ja meist in einem und demselben Dorf nebeneinander bestehen. Mit vollem Recht fordert Krause indes Beachtung insoweit für sie, als es sich bei seinen Studien um Grenzgebiete mit verschiedener völkischer Zugehörigkeit der Siedler handelt, auf die sich möglicherweise die eine oder andere landschaftliche Abweichung beziehen lassen. Es darf aber daran erinnert werden, daß die meisten Mißverständnisse in der Haus- und Siedlungsforschung dadurch entstanden sind und noch immer entstehen, daß man in Misch- und Übergangszonen die Probe auf das Exempel der nur in ihrem Hauptstock und hauptsächlichsten Werdegang stammheitlich faßbaren Hausformen machen will, und daß Punktforscher dabei meist versucht sind, in die typologischen Einzelheiten ihrer kleinen Welt ein unermessliches Schwergewicht zu verlegen, ohne auch nur einmal auf einer der schon längst bestehenden Hausformen-Karten sich der Ausbreitung und Abwandlung des betrachteten Typus in seiner Gesamtheit zu versichern. Auch in Sachsen ergeben sich beispielsweise, wie vielfach anderwärts auch, neuere Umbauten giebelig gestellter Wohnhäuser zur Traufstellung wohl ohne Wesenswandel in diesen Gehöften. Immerhin wird die Lokalforschung die näheren Umstände dieser Veränderung geschichtlich klarzustellen haben. Durchaus anschließen möchten wir uns der Forderung R. Kötzschkes, die Siedlungen stets als eine Ganzheit zusammen mit der Dorfflur aufzufassen, worauf Kr. bei dieser Gelegenheit nachdrücklich hinweist. Die Analyse der Dorftypen lehrt in der Tat allerorten, daß nur in Abwägung aller aus dieser Ganzheit entspringenden Kriterien eine volkmäßige oder gar stammheitliche Besonderung der Dorftypen zu gewinnen sein wird. Da

aber die ursprüngliche Anlage einer ländlichen Siedlung, wie Kr. betont, in der Regel doch für jede Wandlung und Vergrößerung von ausschlaggebender Bedeutung geliebt ist, lassen sich im Zusammenhang mit Ortsnamenforschung fast überall ausreichende Hinweise für eine Zuschreibung an bestimmte Siedler gewinnen. Der stets verbleibende Rest von Unsicherheit mag bei Vertretern der „exakten Methodik“ Anstoß erregen oder sie zur Kritik herausfordern, aber induktive Erkenntnisse sehen eben in der Regel nicht anders aus. Nach Krause ergeben sich solchermassen in Sachsen die Rundlingsformen und die Sackgassendörfer als Siedlungstypus vornehmlich der slawischen Bevölkerung, die Straßenger- und Reihendörfer als der der deutschen Kolonisten, wenn diese auch den Wehrtypus des kleinen Rundlings gleichfalls nicht ganz verschmäht haben. Hans Beschoner: „Ortsnamenforschung und Siedlungsgeschichte in Sachsen“, schließt sich dem vorangehenden Abschnitt ganz folgerichtig an und berücksichtigt besonders das heikle Kapitel deutsch-slawischer Namensdeutung im Erzgebirge, ein Anhang behandelt Arbeiten über Wüstungen im Freistaat Sachsen. Heinrich Felix Schmid: „Die sozialgeschichtliche Auswertung der westslawischen Ortsnamen in ihrer Bedeutung für die Geschichte des nordostdeutschen Koloniallandes“, zeigt die Wandlungen auf, die die Ortsnamenforschung auch in den slawischen Ländern mit dem Fortschreiten der geschichtlichen Forschung durchgemacht hat. Die Lehre einer bestimmten sprachlichen Prägung der ON in völkisch erwachsenen Siedlungsgemeinschaften gegenüber der der „späteren“ Gründernamen wurde langsam zugunsten einer geschichtlich mehr individualisierenden Betrachtung ausgebaut. An diesem Fortschritt ist hauptsächlich die polnische Siedlungsforschung beteiligt. Herbert Schönebaum: „Die Bedeutung der Siedlungsvorgänge für die Entstehung des ungarischen Komitats“, wendet sich nach Ansicht des Ref. zu Unrecht zunächst gegen den von Gy. Prinz in einer noch zu besprechenden Arbeit verfolgten Gedanken, daß die magyarischen Siedlungen im Alföld (Wirrhaufen mit ringförmiger Umgrenzung) altertümliche östliche Siedlungsprinzipien erkennen ließen, die noch aus der älteren (vortürkischen) Periode herkommen. Verf. unterscheidet dann für das Komitat Turocz, das allein auf Grund einer Arbeit von E. Malyusz in den Kreis der Betrachtung gezogen wird, das lange Reihen- und Haufendorf zumeist slawischer Zugehörigkeit (Ortsnamen!) und das kurzreihige oder Quadratdorf, dessen Namenreihe fast restlos magyarischen Ursprung zu erkennen gibt. Als maßgebend für den günstigen Verlauf der magyarischen Kolonisation hierselbst wird die Aufnahme deutschen Landrechts und Stadtrechts im Bereich einer Art Veteranensiedlung in ausbaufähigem Neuland angenommen. Das Haufendorf erscheint hier bemerkenswerterweise als Fortbildung der kurzen Reihensiedlung. Paul Johansen: „Siedlungsforschung in Estland und Lettland“ behandelt das Problem der Einzelhofsiedlung der Letten im Gegensatz zu der estnischen Dorfsiedlung und zeigt, daß auch bei diesem geschichtlich erhärteten Tatbestand nicht mit Verallgemeinerungen gearbeitet werden darf, da auch die Semgallen als rein lettischer Stamm ehemals in Dörfern wohnten, seit dem dreizehnten

Jahrhundert aber vor den Verfolgungen der Litauer in Einzelhöfen in die Wälder zurückwichen. In sehr lehrreicher Art wird die Verknüpfung der Siedlungen mit den Burgen und Hakelwerken des Landes aufgezeigt. Auch zahlreiche Erkenntnisse zur Wirtschaftsgeschichte der ostbaltischen Völker lassen sich aus dem inhaltsreichen Aufsatz gewinnen. Helmuth Gröger: „Meissen. Ein Beitrag zur Städtegeschichte der ostdeutschen Kolonisationszeit“ und Fritz Curschmann: „Eine Denkschrift Brenckenhoffs“ (im Jahre 1762 an Friedrich II. über Wiederbesiedlung, Urbarmachung von Brüchen usw. in der Provinz Pommern) seien nur kurz angeführt. Den Beschluß des außerordentlich inhaltsreichen Bandes bilden pietätvolle Worte des Gedenkens für Alfred Hennig, den früh Gefallenen, aus dessen Feldforschung wohl noch manche schöne Erkenntnis ausgereift wäre, von Werner Radig. Ueberschaut man die Arbeiten in ihrer Gesamtheit, so kann gesagt werden, daß bei der kulturgeschichtlichen Ausdeutung der Formen der Grundsatz kaum angefochten erscheint, daß verschiedenvölkischen Siedlungsgebieten im großen und ganzen eine Verschiedenheit der überrkommenen Siedlungstypen entspricht, wobei natürlich mit geographischer und geschichtlicher Wandelbarkeit und Ueberschneidung der Formkreise gerechnet werden muß, sobald man von der rein charakterisierenden Entwicklungslehre zur individualistischen Geschichtsschreibung übergeht. Eine viel kritischere, um nicht zu sagen skeptischere Einstellung tritt gegenüber der Voraussetzung stammheitlicher Grundlagen für die deutschen Siedlungsformen im besonderen zutage. Wie uns scheinen will, glaubt man die Entwicklungslehre mehr und mehr von der Voraussetzung stammheitliche Ueberlieferungen im Haus- und Siedlungswesen ablösen und rein auf anthropogeographische und wirtschaftsgeschichtliche Erwägungen gründen zu sollen oder zu müssen. Bevor wir hiezu mit Gewähr für einen objektiven Blickpunkt Stellung nehmen können, empfiehlt es sich wohl, die Ergebnisse der Forschung auch für andere Siedlungszonen und auch Außenposten der deutschen volksmäßigen Kolonisation näher in Betracht zu ziehen. Für den verschiedenvölkischen Osten, soweit er als altes deutsches Kolonisationsgebiet noch ins Gewicht fällt, verzeichnen wir als bemerkenswerte Neuerscheinung in den „Ungarischen Jahrbüchern“ (herausgegeben von Robert Gragger, Bd. IV, Heft 2, 3/4, Berlin 1924, W. de Gruyter & Co.), „Gyula Prinz: Die Siedlungsformen Ungarns (S. 127 bis 142, 335 bis 352) (mit 16 Kartenausschnitten und dem Entwurf einer Uebersichtskarte). Verfasser betrachtet die Siedlungsformen an Hand der Spezialkartenblätter des alten ungarischen Territoriums zunächst ganz objektiv als „Formgebilde“ im Sinne der Siedlungsgeographie, wobei sich zeigt, daß manchmal der Bodencharakter, manchmal völkische Unterschiede für die Planung mancher Siedlungstypen maßgebend sind. Dem folgt eine gute und klare Schilderung der vorfindlichen Formtypen und ihres individuellen Formkreises. Das Haufendorf kommt in allen Landschaften als ganz natürliche Anhäufung in allen Verdichtungsstufen vor, wozu auch geschlossenreihige Endformen zu ziehen sind. Bei den strahligen und fasrigen Haufendörfern des Alföld/Tieflandes findet Verf. die nächsten Formentsprechungen in den Großsiedlungen Turkestans. Es ist dies in Ungarn eine ganz selbständige Siedlungsform von natürlichem

Wachstum bei ausgesprochenem Wehrcharakter. Dem steht das siebenbürgische Wirrhaufendorf gegenüber, es ist „in den meisten Fällen ganz unglaublich ungünstig, ohne Erkenntnis der geographischen Wirkungen und vollkommen ohne Anpassung an das Relief gebaut“. Ein interessantes Ergebnis für „natürliche“ und „primitive“ Siedlung an und für sich. Die Siedlungsform stützt sich in erster Linie auf Bäche, weil die Siedler keine Brunnen graben konnten. Verf. glaubt sie aus „wallachischer Hordensiedlung“ mit allgemach erfolgreicher Flurverteilung ableiten zu können. Einfache Haufenformen findet Verf. auch im Donaugebiet und auf serbischem Volksboden. Aber selbst bei lockeren Anhäufungen bevorzugt der Slawe eine Art Reihensiedlung, auf Höhenrücken sowohl wie im Tal. Nur wo die Wege begangener sind, zeigt die geschlossene Siedlungsform Neigung zur Straßendorfform. Ausführlich wird über die Anpassung dieser Reihenbildungen an den Landschaftscharakter gehandelt. Davon deutlich unterschieden ist nun wieder die Anlage des geschlossenen Straßendorfes, das vielfach als Platzstraßendorf mit Gabelung der Straße entlang dem Dorfplatz („Spindelstraßendorf“) entwickelt ist. Verf. bezeichnet es mit Recht als deutschen Kolonistentypus. Es gehört zur Vervollständigung dieser Definition die Feststellung, daß es mit regelrechter Gewannflur ausgestattet in Erscheinung tritt, was bei den einfachen Reihenbildungen bei den Südslawen keineswegs der Fall ist.

In einer recht klaren und übersichtlichen Karte wird dann, einbegleitet von erläuterndem Text, die Typenverbreitung vorgeführt. Das Südalpöld ist ein Bereich später planmäßiger Ansiedlung („Schachbretgrundrisse“), das Nordalpöld vor allem zeigt die strahligen oder faserigen „turanschen“ Haufen, die als Gründungen von Viehzüchtern wie in den Ebenen Turkestans aufgefaßt werden. Diese Vergleichung ist vielleicht kulturgeschichtlich etwas zu eng abgesteckt, indes betont Prinz gewiß mit Recht den wohl nur aus alter Mitgift der Einwanderer erklärbaren Gegensatz dieser Siedlungen gegenüber solchen in völlig gleicher Umwelt im Alpöld sowohl wie etwa in der ukrainischen Steppe, die als Straßendorfer ausgebildet wurden. Gegen Siebenbürgen zu wiegt das wallachische Wirrhaufendorf vor, unterbrochen von den deutschen Kolonisationsgebieten mit geschlossenen Straßendorfern. In der Gegend der oberen Theiß hebt mit dem slawischen Siedlungsbereich die lockere Reihen- und Verkehrsstraßensiedlung an. Im Gebirge lösen sich die Talstraßen mehr und mehr in Einzelhofsiedlung auf, gegen die Zips zu mehrten sich wieder die deutschen Spindelstraßendorfer, die beiderseits der oberen Donau, im Raab- und Waaggebiet, die typische Landschaftsgruppe stellen. In Kroatien und Slawonien treffen wir überwiegend Reihensiedlungen, zum Teile wohl auch in Anlehnung an die planmäßige Siedlungstechnik im Bereich der Militärgrenze im 18. Jahrhundert. Als wesentlich für unsere Darstellung darf — abgesehen von dieser allgemeinen „ethnographischen“ Klärung der Siedlungsformen auf dem Boden des alten Ungarn, das uniform, so auch von O. Schlüter, bisher als Straßendorfgebiet angesprochen worden war — angesehen werden, daß es auch hier ein Gebot gewissenhafter Untersuchung ist, das geschlossene Straßendorf (mit Flurzwang — Gewannsystem!) als völkisch bestimmt von den übrigen Reihensiedlungen auszusondern. Als irgendwie stammheitlich bedingt wird sich

dieses Straßendorf unseres Erachtens unter den Deutschen Ungarns freilich, von den Siebenbürger Sachsen abgesehen — von denen noch zu handeln sein wird — kaum bezeichnen lassen. Ist doch der Hauptstock der Besiedlung auch westlich von Budapest späten Datums. Neben Baiern und Schwaben — der Hansag soll mit solchen aus der Bodensee-gend im 16. Jahrh. neu bevölkert worden sein — haben aber immerhin Deutsche aus den Rheingegenden und Lothringen, denen die Straßendorf-siedlung sehr wohl bekannt war, eine ansehnliche, ja örtlich eine überwiegende Rolle unter den herangezogenen Kolonisten gespielt, auf die sich die Regierung bei ihren Bebauungsplänen, die in der Uniformierung dieses Straßendorf-typus sicher ein übriges getan haben, stützen konnte.

Marian Sidaritsch: „Geographie des bäuerlichen Siedlungs-wesens im ehemaligen Herzogtum Steiermark“ (Veröffentlichungen aus dem Geograph. Institut der Universität Graz H. 2). Verlag U. Moser (J. Meyerhoff), Graz 1925. 83 S., 5 Textkärtchen, 2 farbige Kartenbeilagen, hat die Indikationsskizzen des Franzisceischen Katasters (1820—1825) in zwei-jähriger Arbeit durchgearbeitet und daraus Flurcharakter, Ortsgrund-riß und Hofformen der unterschiedlichen Landschaftsgebiete klar heraus-arbeiten können. Wie Verf. selbst sagt, ist damit die bäuerliche Siedlungs-geographie von Steiermark nach dem Stande vor rund 100 Jahren auf eine breite quellenmäßige Grundlage gestellt, er verhehlt sich aber nicht, daß dabei nur einige vergleichende Gesichtspunkte herausgegriffen werden konnten, anderes aber nur auf Begehungen der Gebiete zu gewinnen ist. An Flurtypen werden unterschieden: die Gewinnflur, die — wie in knapper Zusammenfassung der einzelnen Abschnitte hier gleich hinzu-gefügt sei — Hand in Hand mit der Dorfsiedlung geht, die zwischendurch auftretende Streifenflur mit Allmende der Dorfgewannen, die später, wenn aufgeteilt, nach Gewannen vermessene wurde, und die ihr entsprechende Waldhufen-Gewinnflur. Da Orts- und Hofform in diesen Flurgebieten Abweichungen gegenüber denen der Umgebung aufweisen, ferner in einem Landschaftsgebiet bei gleichem ebenen Boden verschiedene Flur- und Sie-delungsformen bestehen, gibt Verf. selbst der Meinung Ausdruck, daß „bei Verteilung der Gewinnflur weitgehend auch Tatsachen der Besied-lungsgeschichte maßgebend waren“. Die Weilerflur zeigt den Grundbesitz in kleineren Blöcken zerstückelt in Gemengelage. Sie begleitet die verschie-densten Siedlungstypen und ist nicht an den Weiler gebunden, wohl aber der Weiler an sie. Da der Weinbau an klimatisch günstige Hänge ge-wiesen ist, zeigt sich den Flurblocken vielfach eine Weingartenstreifenflur gesellt. Die Einödlflur (Blockflur) ist die typische Form im Einzelhofbereich; sie geht aus naheliegenden Beziehungen vielfach in Weilerflur über. Nun stellt Verf. wohl im allgemeinen fest, daß die Einödlflur mit dem Haufen-hof dem Gebirge eignet, die Gewinnflur mit Dorfsiedlung der Ebene, aber er überzeugt uns nicht, wenn er das Bild der Weilerflur anthropo-geographisch als das der Hügellandschaft und Talungen davon abzu-grenzen sucht (S 27). Tatsächlich spricht er als Geograph dann selbst in den Ergebnissen S. 75 aus, daß die Weilerflur als Flur der ältesten Sied-lungsschicht der slowenischen Landnahme und der nachfolgenden deutschen Ueberschichtung (7.—9. Jahrh.) in Betracht kommt. Damit hat

er zweifelsohne das Richtige getroffen, wobei er S. 39 auch die Gegen-
 gründe gegen eine Ansicht ins Treffen führt, die diesen Typus etwa der
 slowenischen Besiedlung allein oder auch römischen Vorformen, wie in
 Westdeutschland, zuweisen wollte. Ist doch die Weilerflur durch das
 ganze Alpengebiet hin bis in die Schweiz und darüber hinaus verbreitet.
 Wie möchten hier jedoch noch näheren Zusammenhang mit den Einzel-
 höfen suchen, wie dies Bünkers Arbeiten namentlich für das obere Mur-
 gebiet dartun. An Dorfformen ist das Haufendorf nicht allzusehr ver-
 breitet, doch erscheint es im Osten sowohl im Unterland wie im ost-
 steirischen Gewannflurgebiet nicht eben selten. Die obersteirischen
 Haufendörfer sind zumeist wohl aus Weilern erwachsen. Das Straß-
 dorf nennt der Verf. unglücklicherweise Längsdorf, womit alle sied-
 lungsgeschichtlich bedeutsamen Unterschiede zwischen Reihensiedlung (der
 Slawen? s. o.), volkstümlichem Gewanndorf und späteren (oder nicht-
 deutschen?) Gründungen mit Streifenflur naturgemäß verwischt werden.
 Ueber diese wichtigen Verhältnisse der „Ganzheit“ der Siedlung im
 Sinne R. Kötschkes (s. o. S. 65) läßt die Arbeit also kein klares Urteil zu.
 Platzdörfern, die aus Haufen- wie aus Straßendörfern einfach durch weit-
 räumigere Umbauung eines Dorfanfanges hervorgewachsen sind, wird dem-
 gegenüber wohl eine zu weitgehende typologische Bedeutung zugemessen.
 Auffällig sind die ausgesprochenen Rundlinge im unteren Murgebiet, für
 die Verf. das im Grenzland zur Wehrhaftmachung der Dörfer sich ein-
 bürgernde Vorbild der sogenannten Schützenlehen annimmt. So ganz voll
 befriedigt uns diese Erklärung freilich auch nicht. Flur und Siedlung
 wechseln auf einem und demselben Boden wie erwähnt in der Regel
 gleichsinnig, und Verf. sucht nun nach den für die Erklärung heranzu-
 ziehenden siedlungsgeschichtlichen Tatsachen, wofür auch die Hofformen
 herangezogen werden. Hiezu glaubt der Verf. die vom Haken- bis zum
 Vierseithof abgewandelten Mehrseithöfe der Oststeiermark von denen
 des anschließenden burgenländischen Dorfgebietes abtrennen zu können,
 wenn er auch die Gegensätzlichkeit des Westbereiches der Haufenhöfe
 und des Ostbereiches der geordneten Formen sonst ganz richtig aus-
 wertet. Dies wird daraus erklärlich, daß ihm der Kataster nur einfach
 Grundrißformen bot, er den Haustypus in toto daraus aber nicht ent-
 nehmen konnte. Schon die eine oder andere hauskundliche Begehung an
 Ort und Stelle hätte ihn aber gelehrt, wenn er schon Feldforschern, die
 sich so gründlich umgetan haben, wie A. Dachler und K. Rhamm, nicht
 gutgläubig folgen wollte, daß auch die oststeirischen Höfe in Wirklich-
 keit tatsächlich zu einem Großteil dem Typus des fränkischen Gehöftes
 zugehören, wobei mit einem Uebergangsgürtel zu rechnen ist, in dem
 der bauliche Charakter des alpinen Haufenhofes in den Anwesen mehr
 und mehr in den Vordergrund tritt. Dachler nennt diese die bajuvarisch-
 steirischen Drei- und Vierseithöfe, hat aber — heute noch zu recht be-
 stehend — in einer besonderen Studie die Abhängigkeit des Typus von
 den siedlungsgeschichtlichen Gegebenheiten im benachbarten Burgenland
 und Niederösterreich ganz klar herausgearbeitet, auch wenn seine Inter-
 pretation der die Ausbreitung des Typus begleitenden Mundartform stamm-
 heitlich sich nicht bewährt. Rhamm hat zur Unterscheidung des alpinen
 und des Dorftypus in der Buckligen Welt weiteres beigetragen, die Er-

klärungsgrundlagen aber kaum zu verändern vermocht. Jedenfalls treffen wir uns mit dem leider so unerwartet früh und jäh dahingerafften Verfasser in dem Gedanken, den ganzen Bereich des Ostens der Steiermark mit Hof- und Dorfsiedlung einer planmäßig aus Norden (und Osten!) fortschreitenden deutschen Kolonisation zuzuweisen, wogegen uns für das Unterland das Problem des Wiederaufbaus nach den kriegerischen Zerstörungen der Türkenzeit, das wohl manche Uebereinstimmungen mit den pannonischen Slowenen wird klären helfen, nicht genügend in Betracht gezogen erscheint. Wenn wir solchermaßen teils für eine andersartige Einstellung eintreten wie bei den Gehöfteformen, oder in siedlungsgeschichtlicher Hinsicht eine Vertiefung der Typologie der Dorfbildungen für notwendig halten, so schmälert dies das Verdienst der Arbeit, bei tunlichster Objektivität der Beobachtung der siedlungsgeschichtlichen Ausdeutung ein gewissenhafter Wegbereiter zu sein, in keiner Weise. Was hier geleistet ist, wird nur der voll ermessen, der in die beigegebenen Karten der Flurtypen und Siedlungstypen sowie der Gehöfteformen mit ihrer ungemein wirklichkeitstreuen Grenzziehung selbst Einblick nimmt.

Ein weiterer Umblick im Bereich der Südzone des Deutschtums läßt vor allem das alte deutsche Südtirol gegenüber Italienern als Gebiet völkisch unterscheidbarer Siedlungsformen erkennen. Hermann Wopfner: „Deutsche Siedlungsarbeit in Südtirol“ [Schriften des Instituts für Sozialforschung in den Alpenländern an der Universität Innsbruck, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Lamp, I. Folge, Universitätsbuchhandlung Wagner, Innsbruck 1926 (56)], gibt vor allem einen vorzüglichen Ueberblick über die mittelalterliche germanische Siedlung in Rhätien, und insbesondere die aus der geographischen Verteilung der Ortsnamen erhellende früheste Landnahme der Baiern, die Stellung der Ladiner und Alpenromanen zum Deutschtum und zur italienischen Nation, und bespricht auch nach Gebühr die Bedeutung der geistlichen und weltlichen Grundherrschaften und der Städte für den deutschen Charakter des Landes, in dem sich die Sprachgrenze seit Jahrhunderten im großen und ganzen gleichmäßig erhalten hat. Siedlungskundlich ist die neuere Erhärtung vor allem der Tatsache wichtig, daß ein Großteil des deutschen Besitzes in Südtirol aus grüner Wurzel gerodet wurde, wobei die Leistung dieser Arbeitsmensen durch die Anlage von Einzelhöfen, die die Baiern überall bevorzugten, noch erheblich mehr an Gewicht gewonnen hat. Den Romanen fällt demgegenüber vorzugsweise die Ausgestaltung des tirolischen Dorftypus mit eng zusammengebauten Häusern in unregelmäßigen Dorfstraßen zu; Kulturgeschichte und geographie besagen somit typisch und überall dasselbe; wir können wohl ein Uebergreifen der unterschiedlichen Siedlungsformen von einem Volksgebiet ins andere, ihre gleichsinnige Anwendung hier und dort feststellen, der Hauptsache nach aber ist ihr Formcharakter völkisch deutlich unterscheidbaren Bindungen der Wirtschaft und seelischen Gemeinschaft entsprungen.

Friedrich Metz: „Die ländlichen Siedlungen Badens I. Das Unterland“ (Badische geographische Abhandlungen, C. F. M. Müller, Karlsruhe 1926, 170 S., 63 Kartenausschnitte), gibt uns einen Ueberblick

über Boden, Wirtschaftslage, Untergrund und Gelände und Siedlungsmaßnahmen des Gebietes im großen, strebt auch durch andeutenden Vergleich mit älteren Siedlungsperioden und den Bodenfunden eine gewisse kulturgeschichtliche Vertiefung der Landschaftsschilderungen an, bekundet jedoch, angesichts des Umstandes, daß der Verf. sich zu einer persönlichen Kenntnis aller 600 Gemeinden des Unterlandes bekennt, eine für den Außenstehenden nicht ganz erklärliche Oberflächlichkeit in der Beschreibung der Siedlungen nach Typus und Anlage. Es genügt doch wohl in einer auch für den Kulturforscher bestimmten Arbeit nicht, zu sagen, daß die Weindörfer im Taubergrund wohl von je städtischen Aufbau gehabt hätten, daß im Maingrund von planmäßiger Anlage nicht viel zu sehen sei, wie auch eine knappe Uebersicht über die geltenden Haus- und Dorfformen am Platze gewesen wäre. Wir möchten wünschen, daß die dem Geographen gewiß aufschlußreiche und lesenswerte Arbeit nach dieser Seite hin recht bald die unerläßliche kartenmäßige Ergänzung finden möge, wie dies mustergültig von M. Sidaritsch in der eben besprochenen Arbeit geleistet wurde. Der Kulturforscher vermag die für ihn wichtigen Zusammenhänge mangels jeder Uebersichtskarte vorläufig nur etwas mühsam zu überschauen.

(Schluß folgt.)

Oesterreich, sein Land und Volk und seine Kultur. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner. Herausgegeben von Prof. Dr. Michael Haberlandt. Verlag für Volks- und Heimatkunde in Wien und Weimar. XIV, 506 Seiten 4^o.

Ein Werk von ungewöhnlicher Reichhaltigkeit der Ausstattung und des Inhaltes liegt vor uns, eine Schilderung des heutigen Oesterreich nach seiner Naturausstattung, Besiedelung, Volkskunde, materiellen und geistigen Kultur, bearbeitet von 28 auf ihrem Gebiet als maßgebend bekannten Verfassern. Die Leitung des Ganzen lag in den Händen des Altmeisters volkskundlicher Forschung in Oesterreich, der auch mehrere Kapitel außerhalb des der Volkskunde gewidmeten Abschnittes beige-steuert hat. Sein Verdienst ist es jedenfalls, daß diesem, für unsere Leser besonders wichtigen Abschnitt, ein sehr breiter Raum zugewiesen ist, etwa ein Drittel des ganzen Umfanges. Das erscheint berechtigt, wenn wir erwägen, daß neben der zusammenfassenden Schilderung der gemeinschaftlichen Volkskultur Oesterreichs aus der Feder des Herausgebers jedes Bundesland seine eigene Darstellung durch einen speziellen Kenner seines Volkstums erfahren hat, so Niederösterreich mit Wien und dem Burgenland durch Arthur Haberlandt, Steiermark durch Viktor Geramb, Oberösterreich durch Adalbert Depiny, Salzburg durch Karl Adrian, Kärnten durch Oswin Moro, Tirol durch Hermann Wopfner, Vorarlberg durch Adolf Helbok. Vorausgeschichte ist eine anthropologische Schilderung der österreichischen Bevölkerung von dem leider uns so früh entrissenen Gustav Kraitschek.

Wie das ganze Buch, so ist auch der volkskundliche Abschnitt mit Bildern reich ausgestattet. Volkstypen, Tracht, Hausformen, Einrichtung, Brauchtum, Volkskunst sind dabei gleichmäßig berücksichtigt. Wir erw-

halten hier ein Gesamtbild des Volkslebens, wie wir es für das heutige Oesterreich sonst nirgends wiederfinden. Auch manche Kapitel in den übrigen Abschnitten des Buches berühren sich nahe mit der Volkskunde, so die Siedlungsgeschichte von Bettina Rinaldini, dann die Kapitel über Land- und Forstwirtschaft, über Musik, Leibesübungen usw.

Ein hervorragender Schmuck des Buches sind die 8 Farbentafeln, besonders die Landschaftsbilder nach Autochromaufnahmen von F. Benesch; aber auch die 17 Vollbilder, meist nach photographischen Aufnahmen, verdienen neben den 437 Textabbildungen und 3 Kartenbeilagen rühmend hervorgehoben zu werden. Das Ganze ist eine Leistung, auf die Herausgeber und Mitarbeiter sowie der Verlag gleich stolz sein können. Das Buch wird sicher dem Wunsch entsprechen, den Bundespräsident Hainisch in seinem Geleitwort vorangeschickt hat, daß es Fremde veranlassen möge, unser Land zu besuchen und lieb zu gewinnen.

Professor E. Oberhumer.

Die österreichischen Alpen, eine zusammenfassende Darstellung. Herausgegeben von Hans Leitmeier. 6 + 414 S., 102 Abbildungen und 38 Tafeln. Leipzig und Wien, F. Deuticke, 1928.

Der stattliche Band ist aus einer Reihe von Vorträgen entstanden, die von den Volkstümlichen Universitätskursen im Jahre 1926/27 abgehalten wurden. Von den 20 Aufsätzen des Buches kommen hier wohl nur die volkskundlichen in Betracht, von denen sich der von Otto Reche mit der Bevölkerung der österreichischen Alpen befaßt. Der Verfasser gibt einen Ueberblick über die rassische Zusammensetzung der Bewohner und erwähnt, daß Vernachlässigung der Anthropologie und des erhöhten Interesses für alles Ausländische die deutsche Rassenkunde noch vor großen Aufgaben steht. Interessant ist die Heranziehung zweier volkskundlicher Untersuchungsgebiete, der Siedlungs- und der Hausformenforschung. Arthur Haberlandt behandelt in einem weiteren Abschnitt des Buches die Volkstrachten der Alpen. Hiebei werden in ausführlicher Weise die einzelnen Teile der älplerischen Kleidung und ihre zweifache Herkunft — einerseits aus dem Bedürfnis der Landschaft (Kniehose, Wetterfleck), anderseits aus der Mode (spanische Spitzhüte) — erörtert. Alltagskleid und Sonntagstracht sowie die Verschiedenheiten in der Kleidung der Ledigen und Verheirateten, der Jungen und Alten werden mit treffender Kürze behandelt. Eine große Zahl von äußerst instruktiven, selten anzutreffenden Bildern illustriert die trefflichen Ausführungen des gelehrten Verfassers, welche den Stoff des Aufsatzes nicht nur in populärwissenschaftlicher Weise darbieten, sondern auch die vom Standpunkte des Heimatschutzes wichtige Frage der Lebensfähigkeit der alten Trachten mehrmals streifen. Das Volkslied in den österreichischen Alpen wird nach der textlichen Seite hin in einem klar geschriebenen Aufsatz von Viktor Jung vertreten. Der Verfasser stützt sich hiebei hauptsächlich auf die neueren Publikationen über das österreichische Volkslied und bietet zum Schlusse eine kurze Geschichte der Volksliedforschung in Oesterreich, wobei er auf mannigfache, bisher nicht ausgeschöpfte Quellen hinweist. Interessant ist der Hinweis auf die Verwandtschaft der Jodlersilben mit

den klangvollen Refrains der Minnesänger (Tandaradei). Sehr ausführlich ist die Tonkunst in den Alpen in einem mit vielen instruktiven Notenbeispielen versehenen Aufsätze von Robert Lach behandelt. Anknüpfend an den Urschrei bespricht der Verfasser den Juchezer und Almschrei als eines der primitivsten, bis in die vorhistorische Zeit reichenden Ausdrucksmittel. Hervorhebenswert sind die lichtvollen Hinweise des Einflusses der älplerischen Volksinstrumente (Alphorn usw.) auf die Entwicklung der Volksmusik sowie die interessante Aufdeckung mannigfacher Beziehungen zwischen Volksmusik und hoher Musik. Neben Haberlandts Ausführungen über die Trachten gehört Lachs geschickt und überzeugend vorgebrachte Darlegung zu den wertvollsten des prachtvollen Bandes. Zum Schlusse sei noch auf Otto Lehmanns Aufsatz: „Die Besiedlung und die Verkehrsstraßen der österreichischen Alpen aufmerksam gemacht, der ebenso wie die früher genannten Arbeiten von volkskundlichem Standpunkte viel des Interessanten bietet.

R. Zoder.

Anton Mailly: Niederösterreichische Sagen. H. Eichblatt-Verlag, Leipzig-Gohlis, 1926.

Der auf dem Gebiete österreichischer Sagenforschung eifrig tätige und verdienstvolle Verfasser bringt im vorliegenden Bändchen eine schöne Sammlung niederösterreichischer Sagen in kritischer Auswahl. Die Einleitung enthält einen kurzen Abriss über die Entstehung der Sagen und ihre Quellen, sowie einen Rückblick auf die Geschichte der Sagenforschung in Oesterreich. Literarische Nachweise und Anmerkungen bilden den Abschluß des Buches, das vom Reichtum Niederösterreichs an Volkssagen Zeugnis ablegt und so auch für den heimatkundlichen Unterricht von besonderem Wert ist.

Dr. A. Perkmann.

Gustav Alexander: Herrengrunder Kupfergefäße. Mit 48 Abbildungen auf 19 Tafeln. Verlag von Julius Springer in Wien, 1927.

In einer ausführlichen, reich und schön bebilderten Monographie befaßt sich der Verfasser, ein eifriger und erfolgreicher Sammler der Herrengrunder Kupfergefäße, mit diesem auch volkskünstlerisch bemerkenswerten Zweige kunstgewerblicher Betätigung, der in Oberungarn im Sohler Komitat in der Zeit von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis gegen 1820 blühte. Unter dem Namen „Herrengrunder Kupfer“ (sog. Bergmannsbecher, Bergmannsschalen) werden kupferne, getriebene Ziergefäße zusammengefaßt, die meist Becher- oder Schalenform haben und gewöhnlich mit einer gravierten Inschrift versehen sind. Die Gefäße sind durch den Ort und die Zeit ihrer Herstellung, durch ihre meist einfachen Formen, mit teilweiser Feuervergoldung und Rauhung der Außenfläche, durch die gravierten, sehr stereotypen Inschriften und durch die häufige Anbringung von Zierstatuetten, Vexiervorrichtungen und anderweitigem Zierat charakterisiert. Die kurzweiligen Inschriften, vorzugsweise gereimte Sprüche, nehmen meist Bezug auf die wunderbare Verwandlung von Eisen zu Kupfer in Herrengrund und variieren das Hauptmotiv: „Eisen war ich, Kupfer bin ich, Silber trag' ich, Gold bedeckt mich“ in mannigfaltigster Weise. Einige Verwandtschaft zeigen die Herrengrunder Inschriften auch

mit den alten Bergmannssprüchen. Die Inschriften, die in verschiedener Form von der wunderbaren Verwandlung von Eisen in Kupfer berichten, bilden den bleibenden Hinweis auf die zur Zeit seiner Entdeckung (1605) unerklärliche, wunderbare Eigenschaft des Herrengrunder „Zementgewässers“. Die Sprüche wollen zumeist auf das Ungewöhnliche und Geheimnisvolle der Aufbringung des Kupfers und der Herstellung der Gefäße verweisen, und die Herrengrunder Bergwerksposie war ergiebig genug, um für den langen Zeitraum von ungefähr 170 Jahren genügend Abwechslung in den eingravierten Sprüchen zu bieten. Süddeutsche, westböhmisches, schlesische Arbeiten sind vielfach das Vorbild für die Herrengrunder Geräte gewesen.

Der Verfasser erweist sich mit seinem Gegenstand auf das Gründlichste vertraut, der auch volkskundlich und volkskünstlerisch ein nicht geringes Interesse bietet. Die vielen Abbildungen bilden einen sehr anziehenden Schmuck des schönen Werkes. Prof. M. H a b e r l a n d t.

Altösterreichische Volkstänze mit Beschreibung und Noten. Zweiter Teil. Gesammelt von R a i m u n d Z o d e r. Herausgegeben von der Oesterreichischen Volksbildungsstelle. — Wien, Bundesverlag 1928.

Die Grundwurzeln des Volkstanzes, hinabreichend in so verschiedene Gebiete, wie sie religiöse Vorstellungen, Geschlechts- und Spieltrieb darstellen, lassen sich auch für das Gebiet der österreichischen Alpen, wengleich in verschiedenem Ausmaße, nachweisen. Am geringsten sind die Ueberreste der ersten Gattung. Auf religiöse Vorstellungen wird man wohl mit Berechtigung einen „Tanz auf dem Kirchhofe zu Scheunenstein“ zurückführen dürfen. So wird eine Radierung von dem älteren Gauermann in einem Wiener Blatt des Jahres 1818¹⁾ angekündigt. Hier haben wir offenbar die Aufnahme der Braut in die Sippe des Mannes vor uns, an der auch die Verstorbenen Anteil nehmen. Heute ist nur mehr das „Weisen“ im Kreise der Lebenden nach dem Hochzeitsmahl üblich. Auch der „Bandltanz“ scheint in diese Gruppe zu gehören; abgesehen von anderen möglichen Beziehungen sei auf das bei katholischen Prozessionen übliche „Bändertragen“ durch Mädchen erinnert. — Auch äußere Einflüsse blieben dem österreichischen Volkstanz nicht fern, wie das Beispiel des „Schwedischen“ beweisen möge. Die Bezeichnung überliefert u. a. L. Seidl-Derschmidt aus Steiermark, leider ohne Ortsangabe²⁾. „Schwedische Tänzle“ finden wir in einer süddeutschen Tabulatur³⁾, die 1629 zu schreiben begonnen wurde, während wenig später jene Periode des Dreißigjährigen Krieges einsetzte, die als „schwedischer Krieg“ bezeichnet wird⁴⁾. Auch das „gesunkene Kulturgut“ mag in Betracht kommen; wenn wir vernehmen, wie bei dem Ball, den Ludwig XIV. zur Feier des Duc de Bourgogne gab, das Brautpaar den Tanz eröffnete, dann die Braut mit dem König von England, dieser mit der Königin usw. wechselnd ihn fort-

1) Intelligenzblatt vom 16. May 1818.

2) Heimgarten 1906, S. 93.

3) Imhoff'sches Tabulaturbuch, Mus. Sammlg. Wiener N. B.

4) Vgl. auch G. Freytag, Vermischte Aufsätze I (Schwedische Volkslieder) und O. Weise in der Zeitschr. f. hochd. Maen, I, S. 132 ff.

setzen⁶⁾, so gemahnt uns das an die heute noch üblichen „Ehrentänze“ bei bäuerlichen Hochzeiten⁶⁾). Im Rahmen der Barockbühne mit ihren unerschöpflichen Einfällen und Schaustellungen traten erneut höhere und niedrigere Elemente des Tanzes in Wechselwirkung.

Die dankenswerterweise bereits in zwei Heften vorliegende Sammlung altösterreichischer Volkstänze von R. Zoder ist ohne Zweifel grundlegend. Sie ist keine Blüte der jetzt herrschenden „Volkstanzbewegung“, sondern die Frucht langjähriger Sammeltätigkeit und eingehender Literaturkenntnis. Ergänzungen zur Literatur werden sich mitunter ergeben, das hat seine Ursache in der großen Zersplitterung des Materials, Zusammenhänge werden klar, die heute kaum noch im Umriß zu bemerken sind — das alles kann nichts an der Tatsache ändern, daß die österreichische Volkskunde um eine Sammlung von dauernder Geltung bereichert worden ist.

Einige Ergänzungen, die sich dem Schreiber dieser Zeilen nach der Drucklegung ergaben, seien hier beigebracht. *Schwabentanz*: Das hohe Alter mag auch durch die große Ähnlichkeit des ersten Teiles der Melodie mit anderen, alten und weitverbreiteten Liedweisen erhärtet werden, wie „Es wohnte eine Müllerin“⁷⁾ und „Was braucht ma auf an Bauerdorf“⁸⁾. *Drei lederne Strümpf*: Der Sammler von Tiroler Liedern, J. Strolz, sagt in seinen handschriftlichen Bemerkungen⁹⁾ zu dem Buch „Oesterreichische Volkslieder“ von Ziska und Schottky 1819, die er bald nach dem Erscheinen dieses Buches niederschrieb:

Zwo ledani Schtrimpf,
Drai dazua san finf;
Wann i oan'n valia(r),
So blaima do no via(r).

Das nämliche Liedchen ist in Vorarlberg der Chor eines anderen Gesanges und das ganze die Begleitung eines Wettspieles, wobei zwei gegenüberstehende Personen bald gerade, bald kreuzweise nach dem Singtakt sich in die vorgeworfenen Hände klatschen. Es verrät auch nach dem Metrum mehr schwäbischen Ursprung.

Karl Reiser, Sagen Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus, 2. Band, S. 421 ff., handelt ausführlich mit Beschreibung, Weise und Gesätzen über den „Dreilidre Strümpf“-Tanz, wie er im Allgäu üblich war. Reiser spricht die Meinung aus, daß „Tanz und Gesang sich erst allmählich zusammengefunden haben, daß für die verschiedenen Tanzabteilungen eben Schnadahüpfeln und Trutzverse beigezogen wurden, sofern sie in Rhythmik und nach Inhalt nur einigermaßen passend erschienen...“

K. M. Klier.

Wiener Vorstadtkunst der Gegenwart, gezeichnet von Karl Fränkel, Text von Anna Fränkel-Rothziegel. 1927. Wien.

In den letzten Jahren hat sich die volkskundliche Forschung mit Eifer und Erfolg auch den lang vernachlässigten Zeugnissen von Brauch-

⁶⁾ O. Bie, Der Tanz, S. 191.

⁷⁾ Das deutsche Volkslied XXIV, S. 45.

⁷⁾ Erk-Böhme, Liederhort, No. 156 b.

⁸⁾ Preiß, Unsere Lieder, S. 168.

⁹⁾ Im Archiv des Ferdinandeums zu Innsbruck.

tum und Volksglauben der Großstadtbevölkerung, dort, wo sie noch bodenständigen Charakter besitzt und Anteil an den allgemeinen angestammten Volksgütern hat, mit forschender und sammelnder Aufmerksamkeit zugewendet. Auch das auf die Volkskunst gerichtete Interesse der Volkskunde beginnt Zeugnisse volkskünstlerischer Betätigung in den untersten Schichten der Großstadtbevölkerung und namentlich ihrer Kinderwelt aufzuspüren. Das Ergebnis einer solchen Schürfung sind beispielsweise die im vorliegenden Bilderbuch gesammelten Produkte primitiver Wiener Vorstadtkunst. Es sind dabei Proben aus verschiedenen Kunstzweigen gebracht, volkstümliche Bildereien, Kinderspielzeug, wie es auf den Marktbuden der Vorstädte für billiges Geld feilgehalten wird, die Figuren und Puppen der Kasperltheater, Devotionalien u. dgl. m., einiges auch von den Belustigungen des Wurstelpraters. Daß manches von diesen Dingen einen alttümlichen und volksmäßigen Hintergrund besitzt, ist zweifellos, wie dies z. B. von den „Baumkraxlern“ vom Kalvarienberg in Hernals gezeigt worden ist. Man mustert mit Vergnügen die bunte Reihe dieser Volksprodukte, welche die für ihren Gegenstand begeisterten Herausgeber aus dem Schoße des Volkes aufgespiert haben, und bemerkt nachdenklich die tiefe Kluft, welche das Kunstempfinden dieser Bevölkerungsschicht von dem unseren trennt. Dagegen verbindet manches diese Produktion mit der ländlichen Volkskunst, wiewohl auch hier charakteristische Unterschiede nicht zu verkennen sind.

Deutsches Vaterland. Oesterreichische Zeitschrift für Heimat und Volk. Das Waldviertel: III. Band. Volkskunde. 8. Jahrg. 1926.

Mit wenigen, aber dafür um so anerkennenderen Worten soll auf diese schöne und inhaltsreiche Veröffentlichung zurückgekommen werden, zu deren Inhalt Dr. Heinrich R a u s c h e r (Volkskunde des Waldviertels), K a r l S ü ß (Ueber Waldviertler Sagen und ihre Gestalten), Dr. Z. S p o n n e r (Volkskundliches aus der Wachau) und Dr. Eugen F r i s c h a u f (Bürgerlicher Waldviertler Hausrat im 16. Jahrh.) beigesteuert haben. Zum ersten, dem Umfang und Inhalt nach hervorragendsten Beitrag hat auch Dr. E. F r i s c h a u f zahlreiche Mitteilungen geliefert (namentlich für das Brauchtum des Familienlebens, des Jahresablaufs und des Arbeitslebens). So ist eine ausgezeichnete volkskundliche Monographie des Waldviertels zustande gekommen, und es ist nur zu wünschen, daß besonders in Niederösterreich die anderen Landes- und Volksteile eine ähnlich gewissenhafte und angenehm lesbare Abschilderung erfahren.

Prof. M. H a b e r l a n d t.

R. Berliner: Denkmäler der Krippenkunst. B. Filser, Augsburg. Lieferung I—VI.

Kunstwerke nach dem Metermaße einzuschätzen, würde jeder Gebildete mit Entrüstung zurückweisen, und doch geschieht das in gewisser Hinsicht bis auf den heutigen Tag. Ist doch die Kunstgeschichte fast ausschließlich die Geschichte der Großkunst. Was unter das bestimmte Maß sinkt, hat, wenn es überhaupt Beachtung findet, zum „Kunstgewerbe“ zu wandern. Damit aber werden wir um die richtige Einschätzung ganzer Zeiträume gebracht. So drängt doch alles darnach, die nicht immer erfreuliche Großplastik des Barocks und seines Ausklanges, die ganz im

Dienste des Weltmacht- und Baugedankens stand, durch ansprechendere und tiefer wurzelnde Werke der Kleinplastik zu ergänzen. Wurde in dieser Hinsicht von den Porzellan-Sammlern der Anfang gemacht, so finden wir in der neu erwachten Wertschätzung alter Krippen eine wertvolle Ergänzung hiezu, die um so bedeutsamer ist, als wir hier auf bürgerlichen und des weiteren auf volkstümlichen Boden kommen. Bei näherem Zusehen gewahren wir, wie diese Krippenkunst allmählich zurückführt zur Spätgotik, wie in diesen kleinsten Kunstwerken ganz gewaltige Probleme stecken, wie sie noch entfernt das mittelalterliche, volkseigene Drama widerspiegeln, das, in der religiösen Idee wurzelnd, aus Musik und Tanz geboren, als Kunst der Bewegung und der Raumerfüllung machtvoll am Ende seiner jäh abgebrochenen Entwicklung in Erscheinung trat.

Einem schlichten, fernab vom zünftigen Kunstgetriebe stehenden Münchener Kaufmann, Max Schmederer, haben wir die erste große Krippensammlung zu verdanken, die im Münchener National-Museum ihre würdige Aufstellung fand. Sie umfaßt hauptsächlich süditalienische (sizilianische und neapolitanische) Krippen, darunter solche von Persönlichkeitskünstlern, und altbayerische Krippen, während die alpenländischen Krippen schwächer vertreten sind. Auf diesem Schatze fußend, hat es nun R. Berlinder in dankenswerter Weise unternommen, dessen Hauptwerke zu veröffentlichen und daneben zur Ergänzung auch andere bekannte Krippendarstellungen, wie des Joh. Th. Stammel, des F. X. Hitzl, mit einzubeziehen. Nicht nur Weihnachts-, auch Passionskrippen werden uns vorgeführt. Das Werk soll 15 Lieferungen umfassen und durch einen Textband beschlossen werden. Was bereits vorliegt, berechtigt zu den besten Hoffnungen. Es wäre dem Werke zu wünschen, daß es bei dem mäßigen Preise und der guten Ausstattung weiteste Verbreitung fände. K. Spieß.

Karl Gröber: Kinderspielzeug aus alter Zeit. Eine Geschichte des Spielzeugs. Deutscher Kunstverlag. Berlin 1928.

Das vorliegende, prächtig ausgestattete und großzügig angelegte Werk unternimmt es, das große Gebiet des Kinderspielzeugs, wie es von den Erwachsenen der Kinderwelt bereitgestellt wurde, im Kulturkreise des Abendlandes von der Antike bis zu Beginn der modernen Spielzeugindustrie in Wort und Bild aufzuzeigen. Es werden der Reihe nach in einzelnen gesonderten Abschnitten behandelt: das Spielzeug der Antike und des Mittelalters; das ritterliche Spielzeug des 16. Jahrhunderts; die Herstellung von Spielzeug durch das zünftige Handwerk; das Puppenhaus; die Puppe vom 16. bis zum 19. Jahrhundert und der Zinnsoldat; das mechanische und automatische Spielzeug und das Papierspielzeug; Spielzeugkuriosa; das deutsche Holzspielzeug des 18. und 19. Jahrhunderts; Herstellung und Handel im 19. Jahrhundert. Der Schluß bringt dann die literarischen Nachweise. Nicht weniger als 306 Abbildungen auf 100 Doppeltafeln (davon 12 in Farben) breiten ein entzückendes gegenständliches Material von hohem kulturgeschichtlichen Wert und Interesse vor uns auf. Ist doch die Welt des Kinderspielzeugs vielfach nur eine Verkleinerung des kulturellen Lebensapparates der Großen, und hat sich in ihr eine Menge von Einzelheiten und Lebenszügen unserer Anschauung erhalten, die wir in unseren eigentlichen kulturgeschichtlichen Sammlungen

nicht belegt finden. Begreiflicherweise ist der deutsche Kulturkreis am stärksten ausgeschöpft, doch ist auch auf die Einflüsse von romanischer Seite, die auch auf diesem Gebiete nicht fehlen, geachtet. Wenig vertreten ist der slawische Lebenskreis, der wie überall auch hier recht alte Formen bewahrt.

Prof. M. Haberlandt.

O. Schrader: Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. Zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von A. Nehring. 2 Bde. 672 + X S., 59 Taf. u. 61 Abb. im Text, 712 + S., 113 Taf., 92 Abb. W. de Gruyter u. Co., Berlin 1917—26.

Als unentbehrliches Standardwerk des europäischen Kulturforschers wird bei strengster Auslese O. Schraders Reallexikon stets an erster Stelle stehen müssen, und es ist doppelt zu begrüßen, daß der schon in 1. Auflage allgemein gewürdigte Text in der — bis auf den Registerteil nunmehr abgeschlossenen — 2. Auflage alle Erweiterung und die erforderlichen Zusätze erfahren hat, die ihn wiederum auf der Höhe der Zeit stehen lassen. Indes hat er wie von Schrader selbst noch, so durch den pietätvollen, aber sichtenden Zugriff des neuen Bearbeiters A. Nehring noch ein Mehreres gewonnen: straffere Gliederung, die nicht nur die Uebersicht über die oft recht stattlichen Artikel erleichtert, sondern auch die Problemstellung und die gefundene Antwort zu einer klarer durchdachten hat werden lassen als noch in der Erstauflage. Besonders in Artikeln wie etwa Erbschaft, Familie, Heirat ist der Gewinn ein beträchtlicher. Neu sind auch die Artikel über Völkerschaften, die sehr erspriessliche kritische Einführung in dieses so wenig übersichtliche Arbeitsgebiet vermitteln. Mit den Bildern wie auch textlich wird sehr ausgiebig volkskundlicher Stoff zur Aufhellung der alten Zustände herangezogen, die ohne ihn manchmal nur in blassen Spuren aufscheinen würden.

A. Haberlandt.

Walter Schmidkunz: Die Geschichten vom Christuskind, wie sie die alte Barbara erzählt hat. Verlag Josef Kösel und Friedrich ~~Pöckes~~. München 1927. Mit Holzschnitten und Buchschmuck von Rudolf Wirth. *1. Aufl.*

Der Gedanke, die evangelischen Berichte von der Geburt und Kindheit Jesu, sowie die lieblichen Marienlegenden in volkstümlich-äpplerischer Auffassung und in ihrem herzigen Volkston für kindliche Seelen und Gemüter vorzutragen, ist schon von Peter Rosegger, Ludwig Thoma und andern Dichtern verwirklicht worden. Walter Schmidkunz hat nun im vorliegenden schönen Buche in reizvollster Einkleidung und edelster volkstümlicher Sprache diesem Gedanken aufs Neue Erfüllung gegeben. Für Lehrer und Schulgemeinden, aber auch für den traulichen Familienkreis ist mit diesen lieblichen Geschichten ein erquickender Lesestoff dargeboten, dem nur die ausgebreitetste Wirksamkeit zu wünschen ist.

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Gustav Jungbauer. I. Jahrgang, 1. und 2. Heft. Prag 1928. Im Buchhandel durch die J. G. Calvesche Buchhandlung in Prag.

Unter der vielversprechenden Leitung einer auf volkskundlichem Gebiete so bewährten Kraft wie Prof. Dr. Gustav Jungbauer erscheint

nunmehr in ihrem ersten Jahrgang eine neue Zeitschrift, welche der Volkskunde der Sudetendeutschen durch wissenschaftliche Forschung auf vergleichender Grundlage und durch rege Stoffsammlung für ein künftiges Archiv für sudetendeutsche Volkskunde dienen soll. Ein mit großer Freude zu begrüßendes wissenschaftliches Unternehmen, dem die Erfolge bei dem weitverbreiteten Interesse für volkskundliche Dinge und dem neu-erstärkten Volkstumsgefühle unter allen Sudetendeutschen nicht ausbleiben werden. Der reiche und vielseitige Inhalt der beiden ersten bisher erschienenen Hefte bekräftigt die gewinnreiche Durchführung des verheißenen Programms. Wir finden bisher als Mitarbeiter sehr berufene Männer wie J. Blau, Dr. K. Eßl, Dr. Ernst Jungwirth, Albert Wesselski, Dr. Eduard Winter u. a. m. Wir werden gelegentlich wieder gern auf den Inhalt der neuen Zeitschrift zurückkommen und wünschen ihr herzlichst Blüte und Gedeihen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Karpathenland. Vierteljahrsschrift für Geschichte, Volkskunde und Kultur der Deutschen in den nördlichen Karpathenländern. Herausgegeben von Erich Gierach. Geleitet von Josef Hanika und Friedrich Repp. I. Jahrgang. Reichenberg 1928.

Im Verlag der Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung erscheint soeben, als willkommene Ergänzung der vorstehend angezeigten sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde diese neue Vierteljahreszeit-schrift, welche sich mit der Volkskunde und Geschichte der Karpathen-deutschen beschäftigen will. Als Herausgeber zeichnet Univ.-Prof. Dr. Erich Gierach (Reichenberg), dem ein wissenschaftlich verdienstlich bewährter Schriftleitungsausschuß — besonders sei Prof. Josef Hanika hervorgehoben — zur Seite steht. Das erste soeben herausgekommene Heft bringt ein halb Dutzend wertvoller Aufsätze zur deutschen Volkskunde der Slowakei und der Zips. Eine Hauptaufgabe der Z. soll auch die Berichterstattung über Neuerscheinungen in magyarischer oder den in Betracht kommenden slawischen Sprachen sein, soweit sie das Arbeitsgebiet der Z. berühren. Als ein gemeinsames Werk Sudetendeutscher und Karpathendeutscher soll die Zeitschrift die neuen kulturellen Beziehungen zwischen den beiden Gruppen enger gestalten helfen, die schon die nahe Verwandtschaft der beiden Gruppen erfordert und die den neuen Verhältnissen Rechnung tragen. Möge das verdienstliche Unternehmen den gewünschten Erfolg zeitigen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Ein »Schneckenkirchtag« im Bezirk Wiener-Neustadt und seine Beziehungen.

Von Dr. Arthur Haberlandt.

Unter den volkskundlichen Aufzeichnungen, die wir dem Sammeleifer des von Lehrer O. M. Klier nachstehend gewürdigten weiland Prof. August Hofer verdanken (Landes-Lehrerseminar in Wiener-Neustadt), befindet sich eine Mitteilung, bei der es ein glücklicher Zufall fügt, daß sie geradezu als Schulbeispiel für die Wichtigkeit der Feststellung aller erreichbaren Einzelheiten einer Ueberlieferung noch in der Gegenwart zwecks ihrer Ausdeutung unter vergleichendem Gesichtspunkt gelten kann. Sie betrifft den

»Schneckenkirchtag (gebräuchlich im Bezirk Wiener-Neustadt). An einem bestimmten Tag wird, wo der Schneckenkirchtag abgehalten wird, ein galgenartiges Gerüst errichtet. An diesem Galgen hängt, auf ein Brett gemalt, eine Schnecke. An dem Galgen sind lange Stricke befestigt. Die Schnecke soll nun geschlagen werden. Die Burschen erscheinen in Fleischerkleidung. Einer mit einer Hacke tritt nun zur Schnecke, führt den Schlag auf dieselbe aus und in demselben Moment spritzen die Burschen ein schon bereitgehaltenes Blut umher (Jux, da doch der Schnecke kein Blut gibt). Nun fassen die Burschen die am Galgen befestigten Stricke und gehen durch die Menge der Zuschauer. Hinter den Reihen derselben angelangt, schließen sie sich paarweise und die Leute sind somit eingefangen. Durch ein kleines Lösegeld kann sich jeder Gefangene befreien.« (Mitgeteilt von Josef Kurz, IV. Jahrgang.) (A.)

Dieser Bericht gibt an und für sich recht bemerkenswerten Aufschluß über einen schon offensichtlich abgeschwächten Brauch, bei dem einmal nicht bloß eine auf ein Brett gemalte Schnecke eine Rolle gespielt haben dürfte. Wir könnten aus dem Gebiet der vergleichenden Volkskunde hiefür eine leidliche Wiederherstellung versuchen, würden damit aber nicht ebenso weit kommen, als uns dies gelingt, seitdem wir über eine ganz neuzeitliche Ergänzung dieses Berichtes verfügen, die in den »Heimatkundlichen Fragebogen« niedergelegt ist, mit deren Entwurf und Versendung an sämtliche niederösterreichischen Ortsgemeinden sich das Niederösterreichische Landesarchiv ein höchst anerkennenswertes Verdienst um die Beachtung noch lebender Bräuche und Meinungen erworben hat. Diese Antworten stammen von der Volksschulleitung und dem Pfarramt in Landegg bei Pottendorf (zirka 17 km nordöstlich von Wiener-Neustadt), wo wir diesen Brauch also wohl in besonders lokalisieren dürfen. Die Schulleitung schreibt:

»Schneckenziehen oder Schneckenkirta: Am sogenannten schwarzen Sonntag in der Fastenzeit wird an einem langen Seil von den Ortsburschen in der weißen Fleischertracht eine Schnecke durch das Ort gezogen und geschlachtet (vom »Tierarzt« beschaut), gewogen und mit dem großen

Fleischerbeil zertrümmert . . . Alter und Sinn des Brauches unbekannt. Angeblich seit einer Hungersnot in der Türkenzeit — oder vielleicht Herbeisehnen des Frühlings?« (B.)

Das Pfarramt schreibt:

»Der Schneckenkirta am 5. Fastensonntag in Landegg. Der Schnecke, inmitten eines Kranzes, wird vom »Halterhäusl« an einem langen Seil durch den Ort gezogen, an einen Birnbaum aufgezogen und geschlagen. Die Fleischhacker haben einen Eimer Blut, wägen und schroten ihn aus, indem sie allerhand Jux treiben, zum Beispiel Suche nach Trichinen, dafür Regenwürmer. Früher wurden die Schnecken in großer Zahl gesammelt und zum Essen zubereitet. Da gab es aber keine Kirtagsmusik und keinen Tanz. Seit dem Umsturz 1918 wird der Tanz nachher Hauptsache. Ursprung unbekannt.« (C.)

Beim Versuch einer Einordnung in den heimatlichen und weiterhin den europäischen Festkreis findet auch der kundige Volksforscher zunächst wenig Anhaltspunkte, wenn er sich auch ohneweiters darüber klar ist, daß hier die Verquickung eines scherzhaft entstellten Sündenbock-Opferritus mit dem Todaustragen (meist am Sonntag Laetare) vorliegt. Einzig und allein bei F. J. Bronner (Von deutscher Sitt und Art) findet sich die Angabe: »In Lauingen a. D. wurde, wie ich mich noch aus meiner Jugendzeit erinnere, zu Beginn der Fastenzeit ein ‚Schneckenball‘ abgehalten, wo es als leckerstes Gericht ‚die Rotzer‘ gab« (S. 81). Ob dies mit einem Brauchspiel verbunden war, schreibt Bronner nicht. Ferner schreibt Prof. Muoth aus dem Bündner Gebiet »Die Knöpfli-Kilbi (Domengia da bizicals) in Benz findet am sogenannten ‚Passionssonntag‘ (Sonntag vor Palmarum) statt. Sie zeichnet sich namentlich aus durch ihren Reichtum an ‚Knöpfli‘- (Nockerln, Spätzle) Sorten und Schneckengerichten«. (Schweizer Archiv für Volkskunde, II., 124.) Auch der so umsichtige und kenntnisreiche M. Höfler (Fastnachtsgebäcke, S. 96) beschränkt sich auf die Wiedergabe dieser Nachrichten und führt »Schneckenknöpfli« an, »die ohne weitere Bedeutung sind«. Eigentlich ist es aber verwunderlich, daß sich die Volksforschung mit der Weinbergsschnecke als Kultspeise auf süddeutschem Boden so gut wie gar nicht beschäftigt hat, denn wie schon in einer älteren Ausgabe von Brehms Tierleben, Band X (Leipzig 1878) zu lesen, ist die Weinbergsschnecke seit alten Zeiten im mittleren Deutschland, besonders zur Fasching- und Fastenzeit, eine beliebte Speise gewesen. In der Schweiz und in den Donauegengen züchtete und mästete man sie in eigenen Gärten. In der Gegend von Ulm wurde »die *Helix pomatia* durch eigene Schneckenbauern in diesen Gärten gehegt und jährlich über vier Millionen in Fässern zu je zehntausend Stück im Winter auf der Donau hinunter bis jenseits Wien ausgeführt . . . In Steiermark, wo sie auch in ziemlicher Menge gegessen werden, sammelt man sie einfach im Herbst ein, nachdem sie sich bedeckelt haben, und bewahrt sie zwischen Hafer auf« (S. 233). In Wien waren die »Schneckenweiber« zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine stadt-

bekannte Erscheinung auf den Märkten und sind dementsprechend auch von zeitgenössischen Künstlern, wie G. Opitz, um 1810 auf Stichen und Bildern aus dem Volksleben verewigt worden.

Aber auch in Südeuropa, Spanien und besonders in ganz Italien bilden verwandte Schneckenarten, wie die gesprenkelte Schnirkelschnecke (*Helix adpersa*) und andere, ein wichtiges Nahrungsmittel der niederen Volksklassen, auch in Dalmatien sind sie als Leckerbissen beliebt. Martens berichtet (bei Brehm a. a. O.), daß sie in Venedig samt der Schale mit gehacktem Knoblauch und Oel in großen Schüsseln angemacht und den ganzen Sommer durch auf allen Plätzen verkauft werden. In Neapel fallen »jedem Fremden die Maruzzeä ins Auge, die mit einem gemauerten Feuerherd auf dem Kopfe die Straßen durchziehen und ihre Ware ausrufen. Der Herd ist mit Blumen geziert und ringsum sind Stücke Brod angespießt. Kommt ein Kunde, so wird der Herd vorsichtig heruntergehoben, der Händler nimmt ein Stück Brod und schöpft dann aus dem brodelnden Kessel die bestimmte Quantität Schnecken darauf «(K o b e l t). Die meisten Schneckensammler gibt es nach dem Genannten auf dem Monte Pellegrino bei Palermo, die mit einem kurzen krummen Eisen bewaffnet, die Erde zwischen den Kalksteinklippen umgraben und die Schnecken in Körbe sammeln.

Von einer festlichen Besonderung der Schneckenmahlzeiten in der Fastenzeit, wie in unserm Fall, ist hier allerdings nirgends die Rede, der eigenartige Vergleichsstoff, der weiter unten geboten werden soll, macht es indes wahrscheinlich, daß auch hier vor alters ein gewisser jahreszeitlicher Ritus eingehalten wurde, der nur in den Städten längst sich verwischt hat.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang und für die unten abzusteckenden weiten Beziehungen, daß, wie bei Brehm ausgeführt, schon im Altertum in Italien verschiedene zum Teil eingeführte Arten gezüchtet und gemästet wurden. Wie Plinius erzählt, beschäftigte sich zuerst Fulvius Lippinus kurze Zeit vor dem pompejanischen Kriege mit der Schneckenzucht und in je besonderen Ställen wurden die weißen Schnecken aus der Gegend von Reate gehalten, die besonders großen illyrischen, die durch ihre Fruchtbarkeit ausgezeichneten afrikanischen und die hochgeschätzten solitanischen. Man darf wohl annehmen, daß in den Heimatgebieten dieser Schneckenarten ihr Genuß ursprünglich ein volkstümlicher war. Wenn die Volksmeinung in Niederösterreich die Speise auf eine Hungersnot in der Türkenzeit zurückführt, so ist damit das Alter des Brauches nicht nur angedeutet, sondern vielleicht auch noch einer Heilwirkung dieser Fastenspeise für die Lebenshaltung der Bevölkerung gedacht, anderseits ist damit auch angesichts der Schädlichkeit vieler Ackerschnecken vielleicht der Urheber solcher Hungersnöte gekennzeichnet, woran sich folgerichtig die Hinrichtung des Schnecks anschließt, der vom Halterhäusel, dem rechtlich angestammten Wohnplatz des

Hüters von Vieh und Flur, aus an langem Seil »durch das Ort« (sic!) gezogen oder geschleift wurde¹⁾. Nun genügte dazu ja das Aufziehen des Schneckenbildes auf einen Galgen und es scheint als überflüssige Häufung, wenn der Schnecke obendrein noch geschlagen wird. Tatsächlich wird im Bericht (C) aber ein Galgen nicht erwähnt, sondern der Schnecke an einem Birnbaum hochgezogen — keineswegs ein dürrer Baum wie bei mittelalterlichen Hinrichtungen²⁾. Der Galgen ist also wohl nur »Schaugerüst« und das Wesentliche die Schlachtung. Das Schlachten eines Tieres nun, das bekränzt wie nach Bericht (C) durch das Dorf geführt wird, ist in Süddeutschland nichts eben seltenes; noch sind bei unserer seltsamen Abschwächung daher auch die Fleischerburschen Träger des ganzen Brauches und es wird Blut — zur magischen Vergemeinschaftung unter die Umstehenden gespritzt oder doch in einem Eimer hinzustellen³⁾. Vielleicht ist auch das Ausschroten und Wägen eine Weiterbildung des gleichen Gedankens. Der Tierarzt entspricht dem bei diesem Tötungsritus, zum Beispiel auch in Habergeißspielen auftretenden »Doktor«, ursprünglich wohl einer Persönlichkeit mit der magischen Funktion der neuen Lebenserweckung⁴⁾.

Was hat es nun aber mit dem Aufziehen auf den Birnbaum — das dem an einem Galgengerüst inhaltlich wohl voransteht — für eine Bewandnis? Wir stellen es vorweg — das Ineinanderspielen der Motive wird baldigst zur Gänze offenbar werden — mit dem Setzen des Vegetationsfetisches beim Todaustragen auf einen Baum im Walde (Estland) oder auch auf einen (den ältesten) Apfelbaum (Frankreich) zusammen⁵⁾. Die Wahl eines Birnbaumes in unseren Bräuchen führt uns kulturgeschichtlich im übrigen wohl geradewegs auf die winterliche Urkost der germanischen Vorzeit in Gestalt von getrockneten Birnschnitten »Hutzeln« zurück. Dieser Zusammenhang erhellt ganz klar aus dem am Sonntag nach Fastnacht in den ehemals fuldaischen Orten auf der Rhön am Hard geübten »Hutzelmännchen verbrennen«. Dabei wirbeln die Burschen auf den Höhen flammende Wische als Feuerräder durch die Luft und ziehen vor jede Hütte ins Dorf, wo sie singen:

Silles, kale Erbes
 Mit Huitzelbrüh g'schmelzt,
 Wenn d'r uns kei Huitzel gat,
 Soll der Baum kei' Birna mehr troa!
 Schäba hi, Schäba her,
 Gat'r uns die besten Huitzel her.

(Bavaria, IV/I, 242 f.)

¹⁾ Grimm, Rechtsaltertümer, III. Auflage, 874.

²⁾ Ebenda, 682 f.

³⁾ Vergl. Jahn: Opfergebräuche (Germ. Abhandlung 3), S. 100 ff.

⁴⁾ Vergl. A. Haberlandt: Die Völker Europas etc., 613.

⁵⁾ W. Mannhardt: Wald- und Feldkulte, I. 408 f.

Sie werden also bei diesem Jahresfest mit den alten Birnschnitten beschenkt. Freilich scheint der Birnbaum nicht bloß im germanischen Altertum diese Wertschätzung gefunden zu haben. Die Beziehung der Schnecken zum Todaustragen ist andererseits etwa auch durch eine im Museum für Volkskunde verwahrte Strohuppe (»Čaramura«) gegeben, mit der in der Hannakei das Winter- und Todaustragen geübt wird und die mit einem Halsgehänge von Weinberg- und anderen Schnecken nebst zahlreichen Halsketten von Eierschalen versehen ist.

Eine weitere Umschau überrascht uns mit ganz schlagenden Entsprechungen für die Verwendung der Schnecken bei den Festen der Jahreserneuerung in — Nordafrika, in der Kabylie, im Hohen Atlas von Marokko bis Algerien. Die hierüber vorliegenden Angaben sprechen für sich selbst¹⁾. Im ganzen Gebiet erhalten die beim Aschura, dem Feste der Jahreserneuerung, verwendeten, unseren Faschingspuppen entsprechenden Figuren, Gehänge von Weinbergschnecken um den Hals. Einem als lebendiger Sündenbock mit entsprechenden Gebärden zum Jahresfeuer hinwankenden Magier — wir erinnern uns des »Hutzenmann brennen« — werden Schnecken in Menge nachgeworfen mit dem Ruf »Zieh ab mit deinen Uebeln« (in Anzal), oder man wirft die Schnecken in das Feuer selbst (Taliza). In Tlemcen hängen die Gärtner Ketten von Schnecken just wieder in Birnbäume, anderswo hängt man sie den Schafen um. Auch die rituelle Schneckenmahlzeit fehlt nicht. Am Ansera und auch am verwandten Nisamfeste sammelt man in Rabat, Meknez und anderen Städten die Schnecken, kocht sie mit heilkräftigen Kräutern und ißt sie in gemeinsamer Mahlzeit, um gesund zu bleiben. Wir sehen aus all dem, daß die Schnecken auch dort mit dem Fasten und Jahreserneuerungsbrauch in diesem nur oberflächlich islamisierten Gebiet genau so rituell verknüpft sind wie bei uns, und die Brücke kann wohl nur in altrömischem Fastenbrauch gesucht werden. Die uns bekannte Zucht der Schnecken in Südeuropa im Altertum läßt diese kulturgeographische Beziehung ohneweiters herstellen. In der Tat lassen sich noch mehr Züge dieser saturnalienartigen Jahresfeste in Nordafrika dem lateinischen Festkreis einordnen, so daß auch für unseren Schneckenkirchtag Beziehung zu einer römischen Ueberlieferung am Ausgang der Fastenzeit angenommen werden darf, deren Wege und selbständigen Werdegang nördlich der Alpen wir freilich noch in keiner Weise zu überschauen vermögen.

Es bleibt uns nun noch die seltsame Verwendung der Seile und der Lösebrauch zu erklären. Zunächst die Länge des Seiles, an dem der Schneck gezogen wird. Wir gestehen, da nicht klar zu sehen; nicht nur bei Karnevalszügen spielt aber vornehmlich das Ziehen von Schiffen an langen Seilen, so auch in Niederösterreich und Wien eine so erhebliche Rolle, daß diese Ge-

¹⁾ Hespéris I, Paris 1926, S. 22 f. (E. Laoust).

pflogenheit allenfalls zu scherzhafter Verdrehung in unserm Fall angeregt haben könnte!).

Nun werden aber die Seile (sic!) nach Bericht (A) neben dem Schneckenbrett an den Galgen gehängt und dann zum »Umhegen« einer Gruppe von Leuten verwendet, die sich durch ein Lösegeld wieder freizukaufen haben. Hier fühlen wir uns stark an jenen Fesselungsbrauch wie beim »Banditen-« oder »Seeräuberfang« an der bayrisch-salzburgischen Grenze oder beim Zug der Gefangenen im Hernalser Eselritt erinnert²). Es scheint ein keineswegs abwegiger Gedanke, diese Fesselungsspiele und Löseriten mit altem Burschenbrauch und letzten Endes mit Weiheriten aus diesem Kreis in Zusammenhang zu bringen, doch würde eine solche Untersuchung uns zu weit abführen. Worauf es hier ankam, war, alle neuzeitlichen Sammler zu ersuchen und zu mahnen, alle Einzelheiten im Ablauf eines Brauchspiels tunlichst genau festzuhalten, wie dies bei der Aufzeichnung von Volksliedern, Märchen, Sagen ja schon mit vielseitigstem Bemühen geschieht. Auch wo ältere Berichte vorliegen, vermag eindringende Beobachtung Neues zu bringen und unser Weg zeigt, wie die vergleichende Volkskunde oft an den scheinbar entlegensten Punkten bei der Erläuterung anknüpfen kann.

Zum Schluß gestatte man dem Schreiber dieses aber, ein bescheidenes Gedenken an die einzige von ihm — standhaft — genossene Schneckenmahlzeit, da sie in seltsamem Bezüge zum methodischen Betrieb der Volkskunde steht. Er hat sie als junger Doktor in dem gastfreundlichen Heim des Forscherpaares R. Andree und Frau M. Andree-Eysn zu sich genommen, freilich ohne die oben skizzierten »theoretischen Voraussetzungen« zu ahnen. Vom Geiste, den er damals in angeregten Stunden in sich aufnehmen konnte, ist ihm gleichwohl die wertvollste Erinnerung geblieben. Wem anders also mag dieser volkskundliche Versuch gewidmet sein, als der Vorsteherin jener Mahlzeit, die in voller Frische, geehrt von allen Fachkollegen, nun gerade ihr 80. Lebensjahr vollendet hat? — Frau Marie Andree-Eysn, dem Vorbild und Muster volkskundlich ergiebigster Sammelarbeit, in zunehmender Vertiefung durch ein reiches Leben.

Russischer Hochzeitsbrauch, bekannt unter dem Namen »Telegraph« oder »Telephon«.

Von Prof. Dr. E. K a g a r o w, Leningrad.

Im Gouvernement Jaroslawlj, Kreis Rybinsk, wurde von den Folkloristen ein interessanter Hochzeitsbrauch aufgezeichnet: Am Tage nach dem Handschlag begeben sich die jungen Mädchen

¹) Langegg liegt vom Wiener-Neustädter Kanial nicht allzu weit entfernt. Für Faschingsbrauch vergl. Grimm, Deutsche Mythologie, I, 214 f., mit einem Beleg aus dem 12. Jahrhundert.

²) Vergl. R. Eisler in Bair. Hefte für Volkskunde, I, 213 f., 224 f. A. Haberlandt in Oesterreich, Land, Volk, Kultur, S. 262 f.

in den Wald, schlagen eine kleine Tanne, bringen sie heim und stellen sie, mit bunten Läppchen und Papierchen geschmückt, am Hause der Braut auf; vom Bäumchen (»der Jungfrau Schönheit« — »djèwitschia krässota«) aus ziehen sie nach der Seite, wo sich das Haus des Bräutigams befindet, einen Faden, der gleichfalls mit buntem Papier und Läppchen geschmückt ist. Dieser Faden führt den Namen »Telegraph«. Ein gleiches Bäumchen wird am Hause des Bräutigams aufgestellt und von ihm aus der »Telegraph« zum Hause der Braut geleitet¹⁾.

Eine meiner Hörerinnen, E. Nikolaitschewa, die aus dem Gouvernement Jaroslawlj gebürtig ist, teilt mir folgendes über diesen Brauch mit: Nach dem Beten und der Verlobung stellen die Freundinnen der Braut eine lange Stange unter den Fenstern der Braut an einer der Frontecken auf; oben an der Stange ist ein kleines mit Läppchen und Bändern geschmücktes Tannenbäumchen befestigt, an dessen äußerster Spitze ein weißes Fähnchen flattert; auf diesem sind die aus buntem Papier geschnittenen Ruf-, Vaters- und Familiennamen des Bräutigams und der Braut aufgeklebt. Nachdem das Bäumchen aufgestellt ist, nehmen die Mädchen eine bereitgehaltene, ebenso mit Läppchen verzierte Schnur, befestigen sie am Hause des Bräutigams, gleichfalls an der Frontecke, und führen sie zur »roten Ecke« am Hause der Braut. Während dieser Zeremonie werden »Verlobungslieder« gesungen, die Braut weint und die Freundinnen trösten sie. Das nennt man »ein Telephon leiten«.

Analysiert man obigen Brauch, so findet man in ihm zwei Grundelemente: 1. Das Hochzeitsbäumchen, 2. die Vereinigung der Häuser von Bräutigam und Braut durch eine Schnur oder einen Faden. Betrachten wir jedes dieser Elemente einzeln.

Das Hochzeitsbäumchen, bei den Russen »jólotschka« (Tannenbäumchen) oder noch öfter »krässota« (Schönheit), bei den Ukrainern »giljce« oder »wiljce« genannt²⁾, ist ein in Europa allgemein verbreiteter Bestandteil des Hochzeitsrituals³⁾. Analoge Erscheinungen beobachtet man auch in Asien (Altai, Japan u. s. w.). So stellt man bei den Teleuten während der Hochzeit drei irdene

¹⁾ »Materialy po swad'be i semejno-rodowomu stroju narodow SSSR.« — (Materialien über die Hochzeit und die Familien- und Geschlechterorganisation bei den Völkern der U. d. SSR.), Leningrad 1926, p. 50.

²⁾ D. Zelenin, Russische (ostslavische) Volkskunde, Berlin-Leipzig 1927, 311.

³⁾ N. Ssumzow, »Kulturnyje perežiwanija« (Kulturüberlebens), 369—384; Sartori, Sitte und Brauch, I, 1911, 66, Karsky, »Belorussy« (Weißrussen), III., 221 f.; Litwinowa-Bartosch, Mater. do ukr.-russ. Ethnologii, III., Ljwow 1900, 86, 96, 100, 103 u. s. w., R. Corso, Folklore, Roma 1923, 56 f.; derselbe, Il ceppo nuziale, Rivista d'antropologia, XX., Roma 1916; K. Rob. V. Vikmann, Veden och trädet, Stockholm 1921; derselbe, Bröllopsträdet, Rig. 1924; Lily Weiser, Hochzeitsbäume, Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1927, 149 f.

Herde auf, in denen mit roten und weißen Bändern behangene Sandweidenzweige stecken¹⁾.

Die Frage nach der Bedeutung des Hochzeitsbäumchens wird von den Forschern sehr verschieden beantwortet. Die einen sehen darin Anklänge an den Baum im Paradiese und an das Kreuz (A. N. Wesselowski), andere das mythologische Bild der Wolken, die gewöhnlich mit einem riesenhaften Baum verglichen werden (A. Kuhn, A. Afanasiew, A. A. Potebnja); wieder andere bringen das Bäumchen in Verbindung mit dem Pflanzenkultus (N. Ssumzow, N. P. Grinkowa) oder mit der Gepflogenheit, bei der Geburt, beim Eintritt in die Ehe oder bei anderen Gelegenheiten einen Baum zu pflanzen, damit dieser durch sein Wachstum und seine Blüte einen wohlthätigen Einfluß auf das Leben des Neugeborenen, respektive des jungen Paares ausübe (R. Corso). Der italienische Folklorist vergleicht diesen Brauch mit der Sitte der fiktiven Trauung mit einem Baum²⁾. Die Wiener Forscherin Lily Weiser (a. a. O.) zählt das Hochzeitsbäumchen zur Kategorie solcher Bräuche, die den Uebergang aus einer Periode in die andere kennzeichnen und Initiation genannt werden. Mir scheint, daß diese Annahme dadurch bestätigt wird, daß die »jölotschka« oder »krässota« von den jungen Mädchen gewöhnlich von Hochzeit zu Hochzeit an einem heimlichen Ort aufbewahrt wird³⁾; das deutet auf die Rolle, die das Moment der Klassen- und Geschlechtsteilung in der Entstehung des uns interessierenden Gebrauches spielt. Andererseits sollen die zwei an den Häusern des Bräutigams und der Braut aufgestellten Bäumchen sie selbst, ihre Lebenskraft versinnbildlichen. Das sind »Schicksalsbäume«, die im Leben, im Aberglauben und in den Märchen vieler Völker zu finden sind⁴⁾.

Das Verbinden der Bäumchen mit einem Faden hat zum Zweck, das Orenda, die Lebenskraft der Verlobten zu verknüpfen, den Bund des jungen Paares, seine Einigkeit und Freundschaft zu sichern. Der Faden ist der verkörperte Ausdruck der Eintracht und Liebe der Verlobten. Nach der Vorstellung des primitiven Menschen kann durch einen Faden, eine Schnur oder ein Seil eine besondere magische Kraft gleich einem Fluidum übertragen werden. Auch ist das Detail außerordentlich bezeichnend, daß die Schnur von der Frontecke des Hauses gezogen wird, das heißt

¹⁾ N. P. Dyrenkowa, »Zbornik Museja Antropologii i Ethnografii Akad. Nauk« (Archiv des Museums für Anthropologie und Ethnologie der Akademie der Wissenschaften, VI., Leningrad), 1927, 68.

²⁾ Ueber diese Sitte s. Ssumzow »O swadjebnich obrjadach« (Ueber Hochzeitsbräuche), 181.

³⁾ M. E. Scheremetjewa, »Swadjba w Gamajunščina« (Hochzeit in der Gamajunščina), Kaluga 1928, 66.

⁴⁾ O. Gruppe, Griechische Mythologie und Religionsgeschichte, II., München 1906, 880; Frazer, Balder the Beautiful (Golden Bough³, VII.), 2, 159 ff; K. Marót, »Der Eid als Tat«, Szeged 1924, 5 f.

aus der Ecke, in der die Heiligenbilder hängen. Die segnende Kraft, die von den heiligen Gegenständen, hier von den Heiligenbildern, ausgeht, wird auf das Haus des Bräutigams und in umgekehrter Richtung hinübergeleitet. Auf diese Weise stehen wir einem Rest des uralten Rituals der Vereinigung der Hausgeister von Braut und Bräutigam gegenüber. Ich vergleiche diese russische Sitte mit dem bei den alten Völkern (bereits bei den Assyriern) bestehenden Brauch, sich mittels eines Fadens mit einer heiligen Stätte oder einem Kultobjekt zu vereinigen, um sich unter den Schutz und Schirm der Gottheit zu stellen. So zogen die Epheser, von Krösus belagert, einen Faden vom Tempel der Artemis bis zu den Mauern der Stadt, sich auf diese Weise in die Hut der Göttin begebend¹⁾. Gleichartige Beispiele der Uebertragung segenspendender Kraft (des Orenda) mittels eines Fadens siehe in dem Artikel von Campbell Bonner, *Transact. of the American Philological Association*, XLIV., 1913, 233 ff.; vergleiche auch F. Liebrecht, *Zur Volkskunde*, 305 ff.²⁾.

Somit bildet der zu Anfang beschriebene russische Hochzeitsbrauch die Verbindung zweier ursprünglich verschiedenartiger zeremonieller Motive: des Hochzeitsbäumchens, als Ausdruck der primitiven sympathetischen Magie, und der Uebertragung des Orenda durch Vermittlung eines Fadens als Ausdruck der kontakösen Magie³⁾.

Wiener Kinderglaube.

Ein Beitrag zu »Volks Glaube und Volksbrauch in der Großstadt«.

Gesammelt in Ottakring und Hernals (Wien XVI. und XVII.)

von Oberlehrer Leopold Höfer, Wien.

(Fortsetzung.)

Löwe: Wer von ihm träumt, wird König.

Löwenzahn: Die Lichterln (Flocken) sind Geister; wer allen Flaum wegblasen kann, wird Soldat; sooft man blasen kann, bevor alle weg sind, soviel Jahre lebt man (a). — Die fliegenden Flocken sind aufsteigende Geister; wer sie berührt, dem stirbt wer in der Familie.

Luftpersonen; mit ihnen spielen manche Kinder.

¹⁾ Herodot, I., 26; vergl. Plut. Sol., 12.

²⁾ D. Selenin, *Russische (ostslavische) Volkskunde*, S. 292, bezeichnet nach Dobrovolskij den in Couvade-Anschauungen wurzelnden Brauch, bei der Niederkunft die Genitalien des Ehemannes, der auf dem hohen Gerüst in der Stube liegt, mit einem Faden mit dem Lager der Wöchnerin zu verbinden; wenn diese vor Schmerzen stöhnte, so zog die an ihrer Seite sitzende Hebamme an dem Faden, was unwillkürliches Stöhnen des Mannes hervorrief. (Anmerkung der Schriftleitung.)

³⁾ Ueber diese zwei Arten der primitiven Magie siehe James Frazer, *The Magic Art (The Golden Bough*³, I.), 1, London 1925, 52—219; F. Pfister, *Analogiezauber, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, I., 385 ff; Perkmann, *Berühren*, ib. 1104 ff.

Lüge. Man kennt sie am Rotwerden (A); das Nasenspitzel ist weich (A); die Nase wird rot, man riecht nichts mehr. — Wenn wer lügt, sagt man: »Da pickts« und haut mit der Hand an die Wand (v); man wirft die Lüge weg. — Vergißt man, was man hat sagen wollen, sagt Alles: »Das war gewiß eine Lüge!« (A) — Dem Lügner sagt man, er ist auch nicht an der ersten Lug erstickt; man wünscht ihm, die Zunge soll ihm abfallen. — Wer oft lügt, dem wächst die Zunge aus dem Grabe.

Lungenkranke gehen in den Kuhstall, da ist eine gesunde Luft. — Wer viel läuft, rennt sich das Beuschl aus (a). — **Lungenkrauttee** gegen Auszehrung und Lungenschwindsucht.

M

Mädchen, die pfeifen, und Hennen, die krähen, soll man beizeiten den Kragen umdrehen (v). — Wenn ein Mädcl auf die Welt kommt, soll man das abfallende Näblein aufheben und ihr mit sechs Jahren wieder geben; wenn sie es aufmacht, hat sie Glück.

Magen überladen; träumt, daß sie gezwungen wird, harte Eier zu essen. — Auf dem Magen liegend hat man gute Träume. — **Magenweh** — dagegen warmen Kuhfladen (v). Man legt einen warmen Tiermagen vom Fleischhauer drauf.

Magnet. Wenn man den Menschen streicht wie einen Magnet, wird er magnetisiert und muß alles tun, was der Streichler will. — **Magnetismus** macht man mit »Heiliger Geist!« und »Lieber Geist Ruß', bist schon hier?« (vergl. Spiritismus).

Mai: Augen waschen macht frisch und gesund (Hinterbach). — Kühler Mai Füllt Scheuern, Keller, Bringt viel Heu. — Im Mai soll man nicht heiraten (vergl. Winterheirat). — **Maikäferjahr** ist alle Schaltjahr (v). — Viele **Maikäfer** lassen ein gutes Jahr hoffen. — **Mairegen** bringt Segen (v); davon wachsen die Haare. — **Maikäferhonig** ist gesund; sie haben ihn im Leib, ein Tröpfel; »am besten ist der von die Könige, die sind größer«. — **Maiwein** wird mit Waldmeister gemacht.

Mandeln, heruntergefallene; man reibt mit beiden Daumen nüchternen Speichel nach oben.

Mann. Mädcln, die sich auf ein Tuch legen, sehen den künftigen Gemahl. — Wer einen schönen Mann kriegen will, sagt ein Sprüchcl und wirft ein Goldringlein weg; das rollt zu ihm. — **Männlein** hat im Waldviertel um Milch gebeten; sie geben gewässerte, er schüttets ihnen ins Gesicht, da haben sie schwarze Flecken.

Mantel Jesu ist mit ihm gewachsen.

Maria (vergl. Unser liebe Frau). — **Marienbild.** Wo das ist, geschieht nicht so leicht ein Unglück. — Wenn es fällt und stehen bleibt: Tod. — **Blinde** legens auf die Augen. — **Marienbreverl,** ein kleines Platterl, schützt vor Gefahr. — **Maria-Dreieichen.** Mit Krücken ging er hin und opferte einen (wächsernen?) Fuß; ohne Krücken ging er weg. — **Maria-Enzersdorf** ist besonders für Fußleiden; die heilige Muttergottes kann einem freilich überall helfen, aber dort hilft sie besonders gern. — **Maria Theresia.** Ihr Wagen bleibt stecken, sie ruft: »Gelt, Franzel, du holst mich bald«. — Beim Schlüssel haben in der Hernalser Hauptstraße die Gasleute graben, da war ein unterirdischer Gang bis Schönbrunn. Plötzlich war eine Eisentür und zwei Menschen sitzen vertrocknet auf einem Sessel. Die Tür wird gesprengt, da war ein Zimmer voll Gebeine. — Die Juden sagen, dort ist ein Schatz vergraben. — **Als Tigerin im Urwald . . . (?)**. — **Maria-Theresiaschaukel,** Name zweier Obeliskn im Dornbacher Park, dort hat sie sich gehutscht (vergl. Prinzessin). — **Mariazell:** Wenn man ein Bild hibringt, dann wird niemand krank. — **Drei Leute hatten heilige Bilder bei sich,** da war ein Peitscher, der erschlägt oft neun oder zehn Leute ohne Heiligenbilder. — Ohne sie ertrinkt man dort im Bach.

Markt: Wer dort dreimal ruft: »Wer kauft mir meine Warzen ab«, dem gehen sie alle weg. (Znaim, Mähren.)

Mars-Jahr ist ein Unglücksjahr.

Marschierpulverl, da kennt kein Doktor was und die Leut sind »Absterbens Amen« (Schluß des »Ave Maria«). Sie dürfens aber nicht hergeben und nur wenige Leute wissen die Kräuter und so. — »Ja, das Menschengift, das entsteht, wenn man Leute einmauert, daß sie keine Luft haben«.

Marterl. Wenn man kein Kreuz macht, wächst kein Wein. Großmutter hat es einmal beim Plauschen übersehen, ist wirklich ein schlechtes Weinjahr geworden.

Martini soll man jedem Armen was geben und einen Backenstreich dazu (Schönberg a. K., N.-Oe.). — Bei Bodenstadt reitet in dieser Nacht der Jäger Naz, ein Wildschütz, vorbei; wer das Pferdetrappen hört, stirbt in diesem Jahr.

Märtyrer. Wie das Wetter zu vierzig Märtyrer ist, so ists 40 Tage (A); der 10. März ist ein großer Lostag.

Märtyrerin (vergl. Corona). Wenn man zu ihr betet, kommt sie bei Nacht; sie ist ganz schwarz und gibt einem Geld, aber in zwei Jahren stirbt man. Hat man Angst, bittet man sie fortzugehen.

März. Wer im März erkrankt, wird nicht mehr gesund. — Am 1. März wäscht man sich mit Schnee, da kriegt man eine schöne Haut. — Der 9. März ist ein Glückstag. (Das wäre der Vorabend des großen Lostages der Vierzig Märtyrer?) — **Märzenhaserl,** armes Waserl. — **Märzenkalb** geht um, wenn der Wind geht (v). — Es ist so, wie man in den April schickt, zum Kinderfoppen. Daß die Kinder daheim bleiben, sagt man: »Gib acht, das Märzenkaibl frißt dich!« — Es ist weiß mit Flügeln, halb Engel, halb Kalb; sie stirbt wer; weiß aus Silber; aus Gold. (Verwechslung mit dem goldnen Kalb?) Es ist eine Krankheit. — Bei Neulengbach dürfen die Kleinen nicht an den Bach; das Märzenkalb ist der Schaum des Wassers im Frühling. (Freundliche Mitteilung des Herrn Fachlehrer Münnichsdorfer.) — **Märzenkater.** Er geht um, wenn Sonnenschein und Regen zugleich ist. — Wenns im Februar schön ist, liegt im März der Kater hinterm Ofen. — Nach dem März heißt das Bier. — Wer gar z'gscheid ist, den frißt die Katz. — **Märznacht.** Wenn nachts der Wind heult, stirbt wer (v) (wenn man aufwacht davon). — **Märznebel:** Drauf kommt ein Gewitter in 100 Tagen (v). — **Märzenschnee.** Damit Waschen, macht schön (A). — Er tuat den Troadan weh (dem Getreide). — **Märzregen,** davon kriegt man Wimmerl; nein, er vertreibt sie. — **Märzwasser** macht schön (A); schneeweiß; man steigt bloßfüßig in den Märzschnee und wäscht das Gesicht mit Märzwasser; es verjüngt (v).

Masern. Wer die »Fleck« hat, dem höhlt wer eine gelbe Rübe aus, da muß das Kind hineinspucken und die Mutter hängt in den Kamin. — Eine weiße Maus ist gut dagegen; man muß fest schwitzen und kein Fenster aufmachen.

Maske hat die Frau mit dem Totenkopf aus Gummi; bei Tage wird sie von Wachs umhüllt, nachts kommt sie weg.

Mauer. Wenn der Hund sie abkratzt, stirbt sein Herr. — Wenns in der Mauer dreimal klopft (**Mauerschlange**), stirbt wer; nach ein paar Jahren legt die Schlange einen Ring ab.

Maulsperre wird durch eine Ohrfeige geheilt.

Maulwurf wird getötet und auf den schmerzenden Rücken gebunden (Gmünd). — Wenn zwei um einen Regenwurm raufen, da wird der Wiener ein bisserl gscheiter. — Gegen den Zahnschmerz kleiner Kinder gibt man Maulwurfspfoten (in Säckchen) in die Dachrinne.

Maurer hat Unglück, wenn eine Gerüstschraube fällt. — Er wird geneckt: »Maurer, willst a Kraut?«.

Maus kriecht beim Mund hinein, wenn er im Schlaf offen ist. — Wer eine Maus beim Naschen davonjagt, wird geizig (v). — Rennt eine übern Tisch, wird eingebrochen. — Ein Verwandter von uns hat im Frieden eine beim Schweif ins Feld g'haut; im Krieg wurde ihm die Hand abgeschossen. — Wenn man eine beim Schwanz an einen Nagel hängt, werden alle Mäuse vertrieben; man hat Glück (vergl. Rabe). — Viel Mäuse bedeuten bei Passau Glück ins Haus. — Der Bettpisser kriegt eine Maus im Knödel; sie wird zerstampft zum Essen. — Weiße Mäuse bringen Glück (a); wenn ich eine töte, frißt sie mich; eine weiße Maus ist gestorben bei uns, an dem Tage kriegte der Vater zwei Schüsse; sie zieht die Krankheiten an sich. — Tote Maus finden, Unglück (v); graue, Streit oder Tod. — Palmkatzen und eine tote Maus unter die Türschwelle! — Mäusetraum: Im Spital ist der Bruder gestorben; sicherer Tod. — Zwei graue und zwei weiße Mäuse sehen? Es sterben vier Leute: Zwei Teufel sind in der Welt, zwei Engel sind am Himmel verstoßen. — Mäusl (Elbogen) anhaun, da hört man die Engel singen. — Mäusvertreibung: Dafür hängen die Wallfahrer eine silberne Maus auf, wenn sies weg haben wollen.

Medizin. Uebertauchen soll man keine Krankheit (v); lieber was Ziagads (ziehendes) auflegen, ausschwitzen lassen; das Ungsundi muß heraus. Vierziger, Fleck (Masern), Ausschlag, Nasenbluten, Krätzen sind gesund: da kommen die Unreinigkeiten heraus. — Blutreinigungstee zum Abführen. Speibn ramt in Magn aus. »A guata Saumagen vertragt alls.« — »Däs Uebertauchte schlägt si gern aufs Herz!«

Meerschweindeln sind die Uebernehmer aller Krankheiten (A). Sie ziehen die Krankheit heraus. — »Bei Gicht und Ischias hats einmal nicht geholfen.« »Da habt Ihrs nicht zum Kranken hingelegt.«

Meerzwiebel: Wenn sie blüht, stirbt wer oder wird krank (v); wenn die Knollen auswachsen! — Gegen Husten; gegen Geschwulst (v); zieht das Kranke heraus.

Mehl kommt ins Feuer zu Allerseelen (Mürzzuschlag). — Mehlwurmhäfen — wenn der Mehlkäfer rausläuft, bringt er Glück. — Mehl-sack hat immer Mehl, wenn ein Mehlwurm drin ist.

Meineidiger stirbt binnen einem Jahr.

Meister. »Masterln« ist die hohe Schule des Stollenwerfens. (»Däberln«, »mauteln«.) »Bitt schön, bitt schön, Masterl, kann i Lehrbua (Gsell, Mästä) werd'n.« »Dank schön, Masterl, daß d'ma du was gelernt hast.« (Nach dem Rhythmus geht der Wurf vor sich.) Das »Masterl« ist, mit dem oben angeführten Ausdruck, eine »Luftperson«, deutsch Illusion. (Es klingt so hübsch an den Dank des Henkers an »Dafür danke ich Gott und meinem Meister, der mich diese Kunst gelehrt.«)

Melissengeist gegen Kopfweh; gegen Zahnweh. (Nepeta Cataria L; Melissa officinalis L.)

Melusine pfeift, wenn der Wind heult. (Mutter Čechin.)

Mensch wars kein guter, wenns bei seinem Begräbnis regnet. — Menschenfresser ist für die Kinder oft sehr lange eine sehr lebendige Gestalt, gewöhnlich mit dem Verschleppen, »Kinderväzährä« eines Wesens, ein altes Erbgut, beliebt in Märchen und Spiel. Anfängerkasse: »In unserm Wald ist er nicht. — Wenn er einen Herrn riecht, bindet er ihn an einen Baum und kocht ihn im Kessel; er iszt Deckerlkinder; Verirrte. — Der Greißler hat si so geschreckt, daß s'n bald hätten müssen wegführen, weil da Menschenfresser hats so gmacht: „Ksss“. — Mein Vater hat einen Kinderdiab am Boden erschossen«. (Die Kinder nannten 1895 eine Anschrift; 1925 hätte ich vielleicht der Polizei gemeldet.) — Menschenfresserspiel: (vergl. Hexe). »Was hast du in der Tasche?« »Messer und Gabel!« »Ah, geh ham.« »Geh weg, sunst friß i di z'samm.« — »Mutter, es zupft mi wer.« Mutter: »Es is nur a Floh.« Schließlich zupft er aber die Mutter, die fragt:

»Was haben Sie in der Tasche?« »A Messer!« »Wer sind Sie?« »Menschenfresser.« »Was trinkens gern?« »Menschenblut.« »Was essens gern?« »Menschenfleisch.« — Wenn Er alle gefangen hat, entläßt er seine Opfer mit einem Fußtritt und einem »Pfiat (Behüt) Di Gott!«. — Menschenkopf. Beim Federnrupfen in Znaim gehört: Der Schlüssel ist nicht zu finden; ein Hund mit Menschenkopf hatte ihn im Maul, um 1 Uhr ließ er ihn fallen.

Messer brechen bedeutet Unglück. — Čechisch lernt man nur, wenn die Zunge mit einem glühenden Messer (oder Bügeleisen) gebrannt wird (A). — Gekreuzte Messer: Zwei werden sich erstechen (auch wenn Schneide nach oben); es gibt Verdruß. — Halbmonde und Sterne sind auf dem Trudenmesser. — Vom Himmel fällt ein Kinderspruch: »Sitzt ein Engel an der Wand« das Messer herunter, um das Ei aufzuschlagen, das aber von der Katze gefressen wurde, die wird vom Hund gebissen u. s. f. — Hupfen lassen, ruft Elend. — Klopfen, läutet die Not ein (ähnlich [A]). — Mondschein. Liegt das Messer mit der Schneide nach oben im Mondschein, müssen die Toten drauf knien (s. Schneidendes). — Spielen mit Messer bringt Elend — Stecken bleiben: Verdruß; wirklich beim Abwaschen ein Häferl gebrochen; »Tröstens Ihna, er kommt ham (aus'n Krieg), 's Messer steckt«; wens in der Erde stecken bleibt, kommt Krieg. — Tisch: Wenn mans da liegen läßt, stirbt wer (v); man träumt schlecht (v); man schläft schlecht (a); man wird nicht satt. — Türe. Wenn man mit der Schneide eines Messers auf die Tür tupft, bedeutet es, daß jemand stirbt, hat mein Freund gesagt; gegen die Trud, Messer zu einem Kreuz in die Tür stecken; fünf Messer (Pentagramm?). — Mit der Schneide zur Tür schneidets die Not ab (v); zum Fenster, da kommt die Not herein. — Verkehrt liegend holt sich der Teufel; es müssen die Armeseelen drauf knien (a); es kniet die Muttergottes darauf (v); es kommt Not ins Haus; die Verstorbenen müssen um Mitternacht darüber reiten; die armen Seelen weinen; der Teufel ist in der Wohnung; er rennt ums Haus; man hat kein Brot; die Sünden werden einem vertratscht; es tötet sich wer damit; eine Seele wird darüber geschliffen (gehobelt); es springen Engel darüber; die zerschneiden sich die Füße; es wird wer erstochen; man schneidet dem Herrgott die Zehen ab; die Toten werden lebendig; die Verstorbenen der Familie müssen darauf gehen. (Leuchtet nicht alter Schwertkult hervor?) — Verlieren, Unglück (v).

Meßgewand grünes, wenn das der Pfarrer hat, regnet es (Mailberg). — Früher trug ers, wenn kein Heiliger gemartert worden ist an dem Tag, jetzt jeden (?) Sonntag (Steyr).

Messias (vergl. Seder). Die Juden lassen zu Ostern abends die Tür offen und stellen ein Glas Wein hin; wenn was fehlt, hat der Messias davon getrunken.

Metten, da muß man rasch heim, sonst kommen Geister ins Haus (v). — Wenn Unwetter ist, hat man das ganze Jahr Pech. — Nach der Christmette geht man dreimal ums Haus; hört man Musik, wird Hochzeit im Haus, hört man sägen, kommt der Tod (a). — Man darf (Frankenburg, O.-Oe.) keine Kerzen nehmen, die blast der Geist aus, sondern Oellamperln. — Auf dem Mettengang soll man vor Trauerweiden ein Kreuz machen. — Aus der Mette gehen die Leute in Kub und in Mank verkehrt zur Tür hinaus. — Liacht Metten, finstri Städel (Scheunen).

Miauen der Katze verkündet Besuch.

Milch gab die Kuh nicht; eine alte Frau wußte Rat. Die Bäurin mußte einen Milchkübel ausputzen, hineingacken und ihn verschlossen wegstellen. Nach einer Zeit erzählt ein Mädcl bei einer Unterhaltung, es habe ihnen wer in den Milchkübel ge . . . ; Großmutter (aus Böhmen, bayrische Grenze) aber kriegte wieder gute Butter. — Die Milch wird (in O.-Oe.) immer weniger; eine alte Magd wacht; um Mitternacht rauschts in die Melkeimer; Pfarrers Segen brach die Hexenmacht. — Wenn die Milch übergeht, gibt man Salz auf den Herd (a). — tut mans nicht, wird die Kuh hin; man macht geschwind

die Tür zu, daß kein unangenehmer Gast kommt. — Verhexte Milch wird über einen glüteten Stägl gemolken (glühenden Bügelstahl).

Milz, ungewogene, hilft gegen Husten.

Mimose: Ob wer eine Jungfrau (Junggeselle) ist. Wenn es einrollt, ist sie keine; aber es rollt immer ein; da wird sie ausgelacht.

Mist darf man nicht zur Tür hinauskehren, sonst kehrt man das Glück hinaus (a). — Wenn unser Milchmeier Mist führt, muß er dreimal in die Hände spucken, dann geht alles hinauf.

Mißgeburt ging in der Christnacht über eine Brücke, da stand ein weißer Hund; sie hat aber gebetet, da hörte man: »Sonst wäret Ihr ertrunken«. — In Mariazell ist meiner Schwester die Mißgeburt vom morschen Steg ins heilige Bacherl gefallen und ist geheilt worden.

Mitesser darf man nicht ausdrücken, sonst bekommt man noch einmal soviel (v).

Mitternacht. Wenn man um Mitternacht vom Weinberg nachhaus geht und keinen Rosenkranz in der Tasche hat, holt einen der Teufel. — Alle Toten stehen auf. — Geister kommen mit Haken, wollen einen mitnehmen; wenn man Licht macht, sind sie verschwunden. — Wenn man Karten spielt, kommt um Mitternacht der Teufel. — Wenn man um Mitternacht mit einer Reisbürste Mist gegen den Spiegel kehrt, stirbt wer; im Spiegel zeigt sich sein Geist. — Wer um Mitternacht schreit, den zieht der Teufel bei den Haaren. — Wenn man am Freitag um 12 Uhr Mitternacht Wasser ausschüttet, kommt der Teufel (Mähren). — Wer um Mitternacht aufwacht, hat eine schlechte Zukunft.

Mittwoch Strudeltag (a); Krautttag (v); Knödeltag; man soll kein Fleisch essen. — Kumm am Mittwoch nach St. Blöden (Pölsen!), da wird die Wochen teilt. (Das Volk scheint sich über die Wortdeutung: »Mitte der Woche« lustig zu machen; auf dem Lande hörte man früher oft Müticha, also »mir« = »wir«, »Wütiger«, Wotanstag.) — Mittwoch geht der Esel am Friedhof (v). — Mittwoch läuft der Hund dem Buben (öfters »Bummerl«) nach. — Einen Besuch macht man zum erstenmal am Mittwoch; man soll kein Geschäft anfangen. — Die Leute sollen Linsen essen (v), daß sie nicht vom Glauben abfallen (Sobieslau, Böhmen).

Möbel; wenn sie krachen, ist ein Verwandter (Bekannter) des Tischlers krank. — Wenn sie erst grün gestrichen wurden, dann weiß und das Grün schlägt zurück, kommt Elend ins Haus (Dachdecker!).

Mohn geben sie in Italien aufs Fenster, daß die Neugeborenen am Leben bleiben. — Bei Zlabings streut man ihn gegen die Trud vors Bett; sie muß jedes Körnchen aufklauben und kann nicht drücken. — Wenn man ihn aufs Fenster streut, kriegt man Geschwister (s. Zucker und Salz). — Mohn macht dumm (A). — Mohnnudeln, auch Rußnudeln, ißt man zu Weihnachten. — Wer sie zu Sylvester auf der Bodenstiege ißt, dem erscheint der (die) Zukünftige. — In Strobnitz (Böhmen) räuchern die Leute zuerst in der Rauhacht mit Weihrauch, dann stellen sie Mohnnudeln auf den Tisch mit sieben Löffeln; die Frau und ihre sieben Kinder (8!?) essen in der Nacht. »Eiserne Frau« heißt sie. — Mohnkapsel, wer die in Retz auf der Straße findet, darf den Tag nichts mehr essen. — Mohnsaffterl kriegen die Kinder, wenn sie schreien statt schlafen; sie schlafen sich blöd.

Moltwurm dient gegen den Schwund. Ein gelbgefleckter Salamander wird bei abnehmendem Mond in einer Schlinge gefangen; die Hände dürfen ihn nicht berühren. Er wird erwürgt und aufs Schwundglied gelegt, bis er dürr ist; dann wird er wieder voll und hat den Schwund (das angehexte Gichtwasser) in sich (Steyr).

Momo und Rauwuzel sind so Einbildungen zum Schrecken kleiner Kinder; der Wassermomo zieht die ins Wasser, die dort spielen.

Mo(n)-Ähndl, der Mond. Ein Schulanfänger stritt mit der kleinen Schwester, ob der Mond der Himmelvater sei.

Monat. Jeden Anfang eines regelmäßigen Monats geht der Jude ins Freie beten; er muß den Mond gut sehen.

Mond (Kleinkinderglaube, in meist abgeschwächter Form andauernd). Er geht mit Einem mit und versteckt sich; wenn man schlimm ist, geht er Einem nach — Der L. hat den Mond »Kipfelmann« geschimpft. Zeuge: »Ja, der sagts dann dem lieben Gott«. — Von unserm Nachbarn der Bub glaubt, er trifft ihn mit einem Stein. — Der Mond ist nur ein Licht. — »Wenn man eine Stunde auf den Mond schaut, haut er die Fenster ein, schneidet s' wieder ein, nimmt an am Himmel auffi und laßt am äwifälln.« — »Wenn er herunterfällt, sind alle tot.« — »Ich fürcht mich und kräul (krieche) unter die Tuchet.« — Er sucht alles durch, grad so wie der Blitz. — 3. Klasse, Knabe: »Er nimmt einen herauf und haut einen herunter«. 5. Klasse, Mädchen: »Er läßt Stricke herunter und fängt einen, wenn man hinaufschaut«. (Nach M a c h drücken unsere Physiker sich manchmal ähnlich aus.) Einen Buben aus der 5. Klasse hat der Mond dreimal hinaufgezogen, ein anderer meint: »Der Mond zieht Meer und Menschen an; die Menschen werden krank. Er geht uns nachts nach (A). Er geht überall mit. Der Mensch wird magnetisch, er zieht ihn an«. — Hinaufschauen macht mondscheinig (mondschtig) (A). — Ihn ansehen bringt böse Träume. — Wer auf den Mond schaut, verliert die Schlüssel. — Er zieht die Kinder an sich. — Die kleine Schwester der Mutter zeigte auf den Mond, da bekam sie den Wurm im Finger (v); er heilte, wie die den Finger in die Sonne streckte. (Vergl. Blitz, Stern, Regenbogen.) — Die Haare muß man bei N e u m o n d abschneiden oder am 13: nur bei zunehmendem Mond (v); bei abnehmendem gehen sie aus. — Bei zunehmendem Mond nimmt Zorn und Schimpf zu, bei abnehmendem vergehn sie. — Wer bei abnehmendem Mond heiratet; kommt auf keinen grünen Zweig. — M o n d k a l b, da meint man, er ist so dumm, als ob er erst gestern vom Mond heruntergefallen wär. — M o n d s c h e i n i g e r ist ein Schimpfwort: Schlaf- oder Traumwandler. — Man muß ihn mit Wasser anschütten, vorm Bett Wasser ausschütten, Wassergefäße hinstellen, Schuhnägel aufstreun, mit Weihrauch beräuchern, ein schwarzes Tuch vors Bett geben; ein mondsüchtiges Mädcl wurde fest in den Rücken geschlagen und so geheilt. — Wem der Mond ins Gesicht scheint, der klettert aufs Dach; wird er angerufen, fällt er herunter (A); wenn eine Wolke vor den Mond kommt, hält ihn der (Mond) nimmer und er stürzt ab. — Aus einem Aufsatz (5. Klasse): »Väter, Schwester und Bruder schliefen. Plötzlich rief der Herr Wolf: ‚Mach die Tür auf, mach die Fenster auf‘. Der Bruder riegelte die Fenster zu. Aber plötzlich haute er die Fenster ein und ging draußen spazieren. Dabei schrie er: ‚Gebt den Mond weg!‘ Dann kletterte er aufs Dach und fiel ohnmächtig hinunter; er war mondscheinig. Das ist eine wahre Geschichte«.

Montag Knödeltag (a); Blautag; es wird blau gemacht. — Wer Montag einen Besuch macht oder Geld ausgibt, muß es die ganze Woche tun.

Moorweibchen. Wenn sie vom Teufel gejagt werden, macht man ihnen im Waldviertel drei Kreuze auf einen Baumstumpf zum Ausrasten.

Mord. Der Tote wird seinen Mörder schon finden, wenn die Polizei ihn nicht erwischt. — Wird der M ö r d e r krank, verdorrt ein Essigumschlag bei ihm. — M o r d e n kann man Einen, der nicht da ist: Man rennt dreimal um einen Baum und denkt sich: »Der soll sterben!« (Vergl. Morgenrot.)

Morgen, guter: Wem am Neujahrstag kein guter Morgen gewünscht wird, der stirbt.

Morgenrot: Bringt Wind und Kot (v); Abendrot, Schönwetterbot. — Man ruft: »Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod« und läuft dreimal um einen Baum oder eine Laterne herum; den Namen, den man sich denkt, die (ein Mädcl erzählt!) stirbt. — Oder wer von der Verwand-

schaft; meine Großtante ist gestorben (s. Mord). — Auch als Selbstmord: Man fällt, ist schwindlig und ist tot (vergl. Abendrot).

Mucken, spanische, wurden früher gezüchtet. Getrocknet kommen sie ins Getränk als Liebestrank (Leobersdorf).

Mühle in Luhatschowsch (Mähren). Zu Sylvester um Mitternacht tun sie Mehl streuen, ziehen sich weiß an und gehen auf dem weißen Weg (wer ihn zerstört, hat Unglück) in die Mühle und arbeiten dort die ganze Nacht.

Mund offen hat der Tote, der an Lungenkrankheit gestorben ist. Nur eine reine Jungfrau darf den Mund schließen; tuts ein andrer Mensch, bekommt der Tote noch mehr Sünden.

Münze haben wir auf den Ladentisch genagelt; um 15.000 Kronen haben wir am nächsten Tag mehr eingenommen (Branntweinschänker).

Muscheln. In manchen aus dem Meer ist das Meerbrausen noch drin, das kann man hören.

Musik. Wenn ein Toter liegt, kommt eine bestimmte Krähe, da lassen die Angehörigen Musik machen.

Mutter. Die Verstorbene holt sich ihr kleines Kind (v), das ist verschwunden. (Vater in Amerika.) Von 12 bis 1 Uhr nachts kommt sie weinen; sie hat keine Ruhe im Grab, da kommt sie acht Tage um Mitternacht; wenn das Kind auch tot ist, muß man ihr mitgeben, sonst kommt sie wieder. — Ein böser Sohn machte eine Wette, er wird ins Grab der Mutter eine Gabel hineinstecken; ganz steif ist er dort gestanden und war tot. — Ein Bub in Holland hat seine Mutter geschlagen; die Hand stand ihm starr aus seinem Grab (a). — Wenn man von der verstorbenen Mutter träumt, redet wer über sie. — Wenn man der Mutter ihr Stück Brot wegißt, muß sie frühzeitig sterben. — Wenn ihr Kind tot ist, darf die Mutter sieben Jahre keine Kirschen essen, sonst hat das Kind keine Ruhe; wenn Maria in den Garten geht mit den Kindern, sagt sie sonst zu diesen: »Deine Mutter hat dich weggegessen« (a). — **Mutterblätter** (ahd. wickdorn) sind gut zum Abführen (v) (gegen Verstopfung). — **Mutterfrais**en bei neugeborenen Kindern (vergl. Frais).

Muttergottes. (Schulanfänger:) »Sie hat viele Namenstage: Einen, da kommen die Schwalben, und einen, da fliegen sie fort, Maria Verkündigung, das heißt, man soll sich denken, das Christkindl ist auf die Welt gekommen!« — Gegen Zahnschmerzen gibt man kleinen Kindern, die Zähne kriegen, ein Bild von ihr unter den Kopfpolster. — Knecht hackt einen **Muttergottesbaum** um, stürzt zusammen, bereut und wird wieder gesund; der Baum hat jedes Jahr Birnen, weil die Mutter Gottes drauf ist (Bildbaum, Luhatschowsch, Mähren).

Muttermal. Wenn sich die Mutter schreckt, kriegts das Kind; wenn sie bei einem Brand ins Gesicht greift, kriegt das Kind dort ein Brandmal.

Myrtenkranz: Kein Mädchen soll einen probieren, sonst kriegt sie keinen Mann.

N

Nabel. Wer schwer hebt, verreißt ihn (v); er wird getreten und die Rückenhaut wird gepackt und aufgezogen, bis sie kracht, dann ist der Nabel wieder auf gleich (v). — Bei Schulanfang (6 Jahre!) soll man den Kindern den Nabel umhängen, dann lernen sie gut. — Wer den **Nabelknopf** eines Geschwisters aufbringt, dem geht ein Wunsch in Erfüllung. — Wenn ein siebenjähriges Kind seinen Nabelknopf aufmacht, wird es sehr geschick.

Nachsterben will der Hund dem Herrn; er legt sich aufs Grab. — Der Vogel im Krankenzimmer stirbt mit. — Wenn wer stirbt, sterben gewöhnlich drei nach (a).

Nacht. Geld auf dem Tisch über Nacht liegen lassen, bringt Unglück.

Nachtigall hören bedeutet: Geld vom fremden Land.

Nachts soll man nichts herleihen, sonst kriegt das Kind keinen Schlaf.

Nachttopf. Von einem kranken Kind wird oft der Topf samt Inhalt weggeworfen, drum soll man so was nicht angreifen, wenn mans findet.

Nachwächter macht, wenn er einen feurigen Hund sieht, mit der Lanze einen Kreis um sich.

Nachzehrer zieht die Hinterbliebenen ins Grab nach.

Nackte Kinder im Traum sehen, verkündet Verdruß.

Nadeln, heruntergefallene, gibt man mit dem Knopf voran. — Herschenken darf man keine, sonst zersticht man die Freundschaft (A); sie sticht am d' Liab ä. — Wenn man eine ausborgen muß, soll man sie anlachen und anspucken a, dann erst nehmen.

Nadelsprossen (frische Schößlinge) gegen Gicht (v) und als Lungentee (s. Kinderbad).

Nägel (s. Kinder). 1. **Fingernägel** schneidet man bei abnehmendem Mond. — Am Freitag. — Man wirft sie in den Ofen, sonst schneidet man sich in das eigene Fleisch. — Kleinen Kindern solls die Mutter abbeißen; wer sie Kindern unter einem Jahr abschneidet, schneidet ihnen das Leben ab oder sie werden Diebe. — **Nagelbeißer** (»Nagelfresser«) verkürzen sich das Leben. — 2. **Eisennägel.** Wer sich einen in den Schuh tritt, tritt auf Geld; es bringt Glück (s. aber Reißnagel). — Wer einen findet, bekommt ihn in den Sarg. — Gefundene schlägt man in den nächsten Baum. — Frevler, die Nägel in Särge schlagen (aus Bravour), bleiben hängen und sterben vor Schreck (v). — Wenn man einen einschlägt, er springt weg und dreht sich nicht um, so geht er durch den Fußboden. — Wenn man einen in die Erde schlägt, bleibt der Geist dran hängen. (Mit dem Leintuch?) — Wer zu Neujahr einen Nagel in die Wand schlägt, muß das ganze Jahr schwer arbeiten. — Wenn der Nagel mit dem Bild mitfällt; bedeutet das nichts; nur wenn das Bild ohne Nagel fällt, ists eine Anmeldung. — **Nägelbündel** rollte vor den Füßen bis 1 Uhr nachts. — **Nagelflecke.** Das Glück blüht (A); Reichtum; weite Reisen; soviel weiße Flecke, soviel Kinder sind (bei Mädchen) zu erwarten. — **Nagelfund:** Wenn die Spitze mir zugekehrt, laß ich ihn liegen; steht der Kopf zu mir, hebe ich ihn auf, da ists Glück. — Man schlägt ihn in den nächsten Baum (v) (s. oben) oder in die Zimmertür. — Wer einen rostigen Nagel findet, verwende ihn als Kleiderhaken.

Nägeln soll man fest. Wenn man einen Bildhaken in die Wand schlägt, sagen die Leute: »Nagel den Tod fest an!«

Nagelwurzel. Ist sie ausgefranst, da lügt wer über mich.

Nähen. Wenn der Faden ausgeht, geht das Geld aus. — Oster-, Pfingstsonntag, am Weihnachts- und Neujahrstag darf man nicht nähen, sonst verfolgen einen Schlangen und Ungeziefer oder man steigt darauf (Steyr). — Unglück (v).

Namen für die Neugeborenen soll man nicht im Kalender suchen; gewisse Namen sterben bald, sagt die Godl (Patin).

Namenstag. Wenn an ihm die Blätter abfallen, verliert man die Haare.

Narren bauen Häuser und Blinde kaufens. — Hat ein Kind, aber nur ein Kind, ein heißes Ohr, so stirbt ein alter Mann im **Narrenhaus.** — Wenn Einer rappelt, lassens ihn aus dem Narrenhaus grüßen. — Wer starr (gstoä) schaut, sieht ins Narrenkastl; oder wie sich die Teufel spielen; wie's Christkindl Bäckerei macht. — **Närrisches Bein** heißt der Elbogen, weil er närrisch weh tut; man wird ganz wurlat (wirr im Kopf); in Oberösterreich »hamisches« Bein.

Naß. Wäscherin (d. h. ein Mädcl), die sich beim Waschen sehr naß macht, kriegt einen besoffenen (trunksüchtigen) Mann.

Naschen. Wer viel nascht, dem regnets auf der Hochzeit.

Nase beißt, da gibts Aerger (A); da hat der Hintern Kirchtag (Tanzplatz des Stockes?); Schläge, bei mir wars so; es kommt eine Freude; da ißt man heute noch Kuchen; »krummert«, siehe Einleitung. — Beißt die linke, Unglück, die rechte Glück. — **Nasenbluten.** An der böhmisch-bayrischen Grenze: »In Gottes Reich stehen drei Brunnen: Der eine gießt, der andere fließt, der dritte steht still; so soll auch dieses Nasenbluten stille stehen im Namen des Vaters . . . †††«. — Man ißt dagegen Sägespäne; der kleine Finger der Linken wird eingeschnürt oder festgedrückt; auf gekreuzte Strohhalme draußbluten; am Aschermittwoch wird eine Kornblume ausgegraben, aufgehoben und bei Nasenbluten in der Hand erwärmt; man hat kein Glück auf der Welt; man kriegt gutes Gehör und gutes Blut (s. Genick).

Nasse Wohnung, da ertrinkt wer (?).

Neidiger, siehe Hölle. — Das Essen wächst ihm beim Genick heraus; ein neidiges (= geiziges) Kind hat im Grabe keine Ruhe.

Netz (s. Teich). Wenn in der Donau das Wasser ein Netz durchreißt, fangen die Fischer keinen Fisch mehr (an dem Tag).

Neubau beziehen (vergl. Wohnung). Dreimal das Kreuz machen und hineintragen: Rosenkranz, Weihwasser, Palmkätzchen, Kruzifix, »kleines« Altar.

Neue Schuh muß man ansputzen; nicht auf den Tisch stellen, sonst gibts Verdruß.

Neugierige Leute werden blind (v); sei nicht so neugierig, sonst stirbst bald; kriegt einen Kropf.

Neujahr. Angang: Ein schmutziger Knabe bedeutet Glück, ein Wachmann Unglück, eine alte Frau Tod; ein Mann Glück, eine Frau Unglück; eine Alte verknofelt das ganze Jahr. — Apfel verfault, bedeutet Tod; ein Fräulein, das am Neujahrstag einen Apfel ißt, bekommt keinen Mann. — Beten soll man an dem Tag viel, da erlöst man viel arme Seelen. — Essen muß man ein Schweinernes, sonst hat man kein Glück, besonders einen Schweinskopf, auch einen Schinken. — Fischerl s. d. — Wer sie ißt, ist das ganze Jahr frisch und munter. — Den Kopf muß man aufheben für Krankheit und Unglück (Gersthof). — Flasche mit Wasser wird zum Fenster rausgeworfen, daß das Unglück hinausfliegt; eine Flasche mit Wein, und sie muß zerbrechen. — Hufeisen am Neujahrstag finden, ist ein besonderes Glück. — **Jahrbestimmend:** Was man an diesem Tag tut, tut man das ganze Jahr — zum Beispiel Geld hergeben, Hiebe kriegen oder Geschenke, Lachen, Schimpfen, Kranksein . . . — Jud (s. dort) Unglück. — Junggeselle. Großes Glück, von ihm das erste Geld zu bekommen. — Milch darf nicht übergehen, das verheißt Krankheit. — Nüchtern soll man Fischerl und Wein genießen. — Oeffnen tun die Landleute (Gmünd) Stalltür und Wohnfenster, daß nachts böse Geister herauskönnen. — Rauchfangkehrerbessenhaar kommt ins Geldtaschel (v). — Schimmel sehen bringt besondres Glück. — **Schulden** soll man vor Neujahr bezahlen, sonst kriegt man immer mehr (unnatürliche Vermehrung). — **Wäsche** über Neujahr auf dem Boden hängen lassen, da ist sie das ganze Jahr dreckig; da stirbt das Liebste weg; es hängt sich wer auf; es stirbt wer aus der Familie (A). Eine alte in Not geratene Hausfrau machte 1924 so einen Selbstmordversuch: »Daß wenigstens ans von uns hin ist!« — Ueber Neujahr soll man kein Wasser im Geschirr lassen. — **Wetter:** Ist der Neujahrstag schön, kommt noch ein langer Winter. — **Wünsche** (»Gratulationen«). Der erste soll von einem Kind oder jungen Leuten sein; eine Frau zuerst bringt Unglück. — **Zukunft** gute und Geld das ganze Jahr hat, wer sich am Neujahrstag mit Geld wäscht; auch wenn der Geldmann (meist Briefträger) kommt, bedeutet es Reichtung (ng = m).

Neun Schluck Wasser gegen Schnackerl (s. Index).

Neunzig: Große Freude; große Angst; Todesgefahr.

Niesen, da denkt wer an uns; ein Zeichen der Wahrheit (a); deren Bekräftigung. Nüchtern niesen, der wird beschenkt (A), auch nachts; dreimal niesen ist Glück; sehr reich; ein Bëm (Böhme = Geche); ein ehrlicher Mensch niest dreimal; dreizehnmal, da wird man sehr schwer krank (Gars, N.-Oe.). — Nüchtern niesen bedeutet Montag; denken, schenken. Dienstag: was schenken, viel zu denken. Mittwoch: was Neues (v), oder Verlegenheit. Donnerstag: eine Freud. Freitag: ein Leid, man wird beliebt. (Donnerstag ist dann betrübt.) Samstag: ein Kuß. Sonntag: Verdruß, Unglück.

Nikolaus (vergl. Krampus). Die Polizei mischt sich nicht ganz ohne Berechtigung ein: »Uns hat der Niklo zwei Paar Schuh gestohlen!«. Ein Verbot würde aber das beliebteste Kinderfest stören; zerstören läßt es sich nicht so leicht. Bei vielen Kindern wankt wohl der Glaube, kehrt aber bei guter Darstellung zurück. »Der Niglo, das ist die Hausfrau« — »Nein, der Lehrbub vom Schlosser.« — »Mein Bruder hat sich als Niglo anzogn und ich hab ihm seine Larven zerrissen.« »Meine Schwester war wie ein Niglo und hat mich gehaut.« Wie dieser und der nächste Ausspruch und das sonderbare Wort »Teufelstest« zeigt, scheint, etwa durch Vermittlung des Schimpfwortes »Nigl« eine Verwechslung der Hauptpersonen öfters stattzufinden: »Der Niglo hat da eine Ketten, da ist er gefesselt, daß er nicht laufen kann, daß er nicht die Buben hauen kann so stark. Am Buckel hat er ein Holz, und wenn man anzieht, haut er einen.« »Ich leg mein Wunschzettel (für die Christbescherung) aufs Fenster, da hat ich ihn gesehen, den Niglo. (Bläst die Backen auf und schlägt mit den Armen:) So ist er geflogen!« — »Er hat viele Nüsse im Himmels,« »Nein, er kaufts«. Aussehen: Bischofsmütze und Stab, Kittl und langer (weißer) Bart. — So sehens die Schulanfänger. — Zu Nikolaus müssen 9 hängen, 9 tränken, 9 derfallen; es fährt kein Floß (Steyr). — Die erste Nuß soll gut sein, sonst kommt eine Krankheit. — Wer am Nikolausabend gelogen hat, bei dem scheppt das Plattl (der kleinste Ofenring).

Ninive. Das bekannte Spiellied mit seiner Brautwerbung hat in Schrems und Kaisermühlen folgende Spielart: Es kommt eine Frau aus Ninive. — Was will die Frau . . . ? — Ein Mädchen — Köchin: »So nehm ich sie bei ihrer Hand — Und führ sie ins himmlische Vaterland.«

Nix ist gut fürs Augenweh (v). Z. f. ö. Vk., XVIII, 187, Dr. G. Kyrle: nihilum album, Weißnichts, Augennichts. — Zinkoxyd; Galitzenstein = Zinksulfat.

Nonne: Eine ein Pech, zwei eine Ueberraschung, drei ein Glück. — Morgens sehen: Unglück.

Nüchtern hat der Spieler kein Glück. — Nüchterner (niachta) Speichel ist heilsam für die Augen.

Nüsse darf man nicht mit dem Fuß aufmachen, weil ein Herrgott drinnen ist und ein kleines Kreuz. — Inmitten ist ein Nagel, den darf man nicht beißen: Das Kreuz in der Nuß. — Wenn eine erst unterm Hammer zerspringt, war der Teufel drin. — Zu Neujahr ißt man 12 Nüsse; sind alle gut, kommen 12 glückliche Monate. — Wenn der Kern der Weihnachtsnuß ganz ist, bleibt das Vieh gesund (Eisenwurzeln, N.-Oe.). — Ist am hl. Abend eine schlecht, wird man einmal krank, bei zweien zweimal, bei drei schlechten kommt der Tod (A). — Auf Nüsse wird man heiser (A). — »Die Nuß verändert einem« — der Nußschnaps verändert den »inwendigen Zustand«, er stillt das Abführen. — Nußkerne (ausgelöste) werden in Leobersdorf angezündet, um die Lebensdauer zu erkennen; wers macht, wird recht alt. — Nußschalen mit Kerzeln läßt man auf dem Wasser schwimmen; die beisammen sind, heiraten sich (v); die umfallen, deren Besitzer sterben (v); man rührt mit dem Kochlöffel um. — Am Christabend gibt man Namen hinein und den zukünftigen Beruf, da erfahren die Mädchen ihr Schicksal (zu Sylvester)



Obst. Wenn man gutes Obst will, muß man unter den Bäumen Purzelbäume schlagen (Nikolsburg, Mähren). — Tragen die Bäume nicht, so legt man eine tote Katze zu den Wurzeln. (Vergl. Hund stirbt; Leichentuch.) Ein Stück muß man oben lassen, sonst gibts kein Obst. — Wenn man auf der Wiese stolpert, läuft man dreimal um einen Obstbaum herum. — Wenn der Herr des Gartens einen Wachter setzt (cácat), wird der Dieb beim Birnstehlen erwischt.

Ofen. Brummt er, so kommt Verdruß (A); am Land hat man 8 Tag später der Großmutter den halben Grund weggenommen; er hat Hunger; man wirft altes Brot und Salz hinein für die armen Seelen, da hörts auf (A); es ist eine Braut im Haus; die armen Seelen weinen, für sie gehören die zusammengekehrten Brotbrösel; es fährt eine Hexe durch (v). — Singt er, spuckt man hinein (Bruck a. L.); da weinen die armen Seelen und bitten um Brot (A); saust er, ist der Teufel drin (v); knistert das Holz, so ist eine Braut im Haus (s. brummt). — Acht Tage nach dem Tod der Oberschwester in Graz wird der ungeheizte Ofen heiß und fällt um; sie ist daringewesen und hat ihn umgeworfen. — Hintern Ofen wirft man zu Weihnachten die Patschen. — Zahn wird hineingeworfen, da werden alle schön. — Wenn man den Ofen wegnimmt, stirbt wer. — Glüht er, wirds draußen kalt. — Ein neuer brannte ein Jahr gut, da ist ein heiliges Bild mit der Ecke drangefallen, seitdem raucht er. — Bei unerwartetem Besuch rufen alle: »Hauts den Ofen ein!« — Wenn er raucht, soll man den Rauch nicht hinauslassen, er bedeutet Glück. (Vergl. übergehende Milch.) — In Deutschbrod hat eine Frau zwei Kinder ins Feuer geworfen, die weinen noch. — Ofengabel drin lassen, wenn keine Glut drin, bringt Unglück. — Ofenringe weg, (?) Not in der Familie. — Ofenstaub darf man nicht wegblasen, sonst bekommt man Blasen im Mund. — Ofentürl geht auf, Tod (a); auch umgekehrt: Es stirbt wer, da springt es auf!

Offene Wunde — davon träumen, bedeutet Tod.

Oefters dasselbe träumen, da soll man das Kreuz machen.

Ohr. Ist eins rot, sehnt sich wer nach uns (v). — Wenn das rechte klingt, ists schlecht; man hört was Neues (v); man kriegt viel Geld. Klingt das linke: Gutes; Pech; man hört was Liebes (v). — Wenn vormittags das rechte summt und nachmittags saust das linke, ist es eine gute, umgekehrt eine schlechte Nachricht. — Spricht wer von Verstorbenen und niest dabei, muß er sich (mit der Linken) am rechten Ohr ziehen. — Wer errät, welches Ohr klingt, dem geht was in Erfüllung; er hört was Neues; hat er falsch geraten, geht dem Ohrbesitzer was in Erfüllung; der schlechte Rater hört was Altes. — Wenn man Ohrensäusen hat, sagt man das ABC (oder der andre sagts leise); wo es aufhört, mit dem Anfangsbuchstaben redet wer von ihm. — Ohrfeige kauft den Kindern die Freude zur Arbeit ab. — Wenn man sie ungeschehen machen will oder ohne böse Folgen, spuckt sich der Austeiler auf die Hand. — Ohrklingen: Wer das Ohr nicht errät, ist ein Feind gegen mir; wird falsch geraten, so wird uns übles nachgesagt. — Ohrläppchen: Wem sie angewachsen sind, der ist um Mitternacht geboren. — Wenn man einen Rauchfänger sieht, hält man sie, dann gibts Glück. (Funde als Beweis.) — Ohrringelstechen ist gut für die Augen (A), besonders gut sind goldene Ohrringel (v); man hört besser; die Krankheit geht heraus und man kann besser sehen. — Ohrschmalz ist gut gegen Mundfäule (wunde Ecken) und kranke Nasen. — Ohrwurm kriecht hinein, zwickt auf und man muß sterben. (Aehnlich [A].) Der Uhrnkraula (auch Ureuln = etwa Ohr-Aelchen?) zerbeißt das Trommelfell, da wird man taub. — Ein Ohrschlüpfer hat meiner Großmutter alles aufgefressen; mit Haarnadeln hat sie einen Wurm herausgebracht, über 1 Dezimeter lang. (Wohl cm?)

Oktober. Je früher das Laub fällt, desto fruchtbarer ist das nächste Jahr. Warmer Oktober bringt kalten Feber.

Oellämpchen soll man anzünden, wenn der Ofen greint.

Oelzweige kommen zum Palmbuschen. — (Friedensfürst?)

Opfer? Am heiligen Abend lassen sie um Leobersdorf Apfelschalen, Nußschäler, Brotbröseln auf dem Tisch liegen »zur Abschreckung für die Hexen; die stiern umand«.

Orakel. Kleinen Kindern hält man eine Geige und Geld hin; greift eins nach der Geige, wird es ein reicherer Familienvater, nach dem Geld, ein Verbrecher. — Die Zigeuner geben Geld, da wirds ein Dieb, Instrument, da wirds Musikant, Rosenkranz, ein Geistlicher? Die Bem (Čechen): Musikant oder Dieb. (Aehnlich [A]) — Die Mädeln zupfen ein Asterl mit vielen Blättern und sagen: »Verliebt, verlobt, verheiratet, geschieden«; aber sie schwindeln oft. — Jedes Mädél wählt einen Burschennamen, da ziehen sie Karten. — Sie machen einen Stern mit Buchstaben durcheinand, da streichen sie jeden dritten; was übrig bleibt, ist der Name des Zukünftigen. — In Tulln geben die Mädchen die Namen auf Zettel in die Haare (als Wickel) und in der Früh ziehn sie einen. — Zwölf Namen kommen auf Zettel, mit dem linken Fuß wird ins Bett gestiegen und gezogen; sie heiraten dann zum Beispiel einen Johann.

Orakelblume. Die gelben Röhrenblumen werden auf dem Handrücken geprellt, oben bleiben die lebenden Kinder, die man kriegt, zwischen den den Fingern die Toten, am Handsatz die im Himmel (v).

Ort, fremder: Da geht der Traum der ersten Nacht in Erfüllung.

Osten. Wer mit den Füßen nach Osten schläft, steht früh auf.

Ostern. Was man weihen läßt, geht in diesem Jahre nicht aus (v). — Zwei essen ein Ei geteilt, da verirrt sich keins. — In Spitz a. d. Donau geben sie einen Kranz auf einen Baum; wird er dürr, haben sie Unglück. — In Budapest bespritzen sich Burschen und Mädchen mit Wasser. — In Luha-tschowitsch (Mähren) werden Häuschen aus Brot in der Kirche geweiht; in Salzburg aus Butter Felsen mit Gemen, Häuser; man weiht: Eier, Brot, Schinken, Osterflecken und Palmkatzeln (A); wer die Speisenweihe machen läßt, wird alt. — Zu den jüdischen Ostern dürfen die Kinder keine Zuckerl essen. — In Reichenau (N.-Oe.) machen die Frauen Osterbrot ohne Salz und gewöhnliches; wer ungesalzenes erwischt, wird lange leben. — Wenn die Farbe ins Osterei dringt, wird sich der Färber noch vergiften. — Auf dem Land kommen die Schalen aufs Feld; die Ostereier werden versteckt, darunter ist ein Kalkei mit einem Rauchfangkehrer, wer das findet, heiratet einen Rauchfangkehrer. — Wenn man sie in einen Ameishaufen vergräbt, werden sie in allen Farben gefärbt. — Die roten Eier legt der Hahn. — Dem Hasen wirft man zu Ostern einen Stein nach (v). — Wer zuerst ein blaues Ei findet, hat in Steiermark Unglück; ein rotes bringt drei Tage Glück. — Die Osterglöckchen fliegen weg (A); wenn man sich dabei wäscht, fliegen die Sünden weg. — Wenn man zu Ostern kein neues Gewand kriegt, sch... am das Osterlampel a ned an (Gföhl). — Ostermittwoch. Wer an dem Tag (wann?) weint, bekommt eine krumme Nase. (Nach Yermoloff heißt bei den Kleinrussen der Mittwoch vor Pfingsten »krummer«, da wird alles Gepflanze klein und krumm.) — Am Ostersonntag sich vor Sonnenaufgang waschen, erhält ein Jahr gesund (v). — Regnets, so dauert der Regen fünf Wochen an. — Osterwasser muß man schweigend holen; die Burschen lauern, schrecken und necken, daß die Mädchen reden. — Wer zur Osterzeit krank ist, soll seine Fingernägel in ein Säckchen geben und es ohne Grüße (unberufen?) in ein Lindenbaumloch vergraben; wenn dieses zugewachsen ist, wird er gesund.

P

Pabler (Schmetterling, f papillon), Pabler setz di Du bist der allaletzi (A) (da läßt er sich fangen); die einems nicht vergönnen, verzaubern es: »Pabler, Pabler (Bawla) flieg davon, Daß die niemand fängen kân« (a).

Paket legen sie in Holland aufs Holz; wenn es wer aufmacht, kriegt er das ganze Jahr Erdäpfel.

Palmesel ist, wer am Palmsonntag am längsten im Bett liegt. — **Palmkatzel** (Blüten der *Salixcapria* L.) sind heilig; der Vater ißt sie gegen Halsschmerzen; drei muß man schlucken (A); eine Palmweihe ohne Kätzchen bringt ein Jahr ohne Glück (v); auf den Dachboden gibt man sie gegen den Blitz; beim Gewitter werden sie verbrannt (a); auch den Kühen gegeben; in die Schöpfbrunnen gegen Ungeziefer. — **Palmsonntag** heißt auch »Weißer Sonntag« (Irrtum: Nach Ostern!); der Pfarrer wird hinausgesperrt (v).

Pantoffelwerfen tun die Mädeln wegen der Heirat; wenn sie einen Mann wollen (v); Rücken gegen die Tür! Zeigen die Schuhspitzen gegen die Tür, wird man in diesem Jahr hinausgetragen (a); schaut die Spitze ins Zimmer, lebt man noch lange; wenn die Ferse ins Zimmer schaut, heiraten die Mädchen aus dem Haus hinaus.

Papagei zieht Krankheiten an sich.

Papier über den Kopf werfen bringt Unglück; es zum Abwischen nehmen (Staub) Verdruß; wer rotes Papier sieht und es anhaucht, bekommt ein schönes Geschenk.

Paprika (spanischer Pfeffer) ist gut gegen die Schwaben. (*Blatta orientalis*). — Wenn er nicht scharf ist, hat man Unglück in der Liebe (Tulln); wenn er auf der Zunge nicht brennt, wird man bald weinen (v).

Patschen ziehen die Schüler an, daß sie bei der Prüfung durchrutschen.

Pech tropft vom Baum; steckt wer den kleinen Finger hinein, brennt ein kleines Haus; mit einem andern Finger hat das Haus Glück.

Pecher (Pechschaber) war mein Onkel. Die tote Mutter hat ihm die Leiter weggezogen, da hat er sich zutot gefallen.

Peitsche; wer sie aufputzt (vergl. Fasching) der wirds recht vorwärts bringen.

Pepi, der (Zopf aus ausgegangenen Haaren) ist nicht so schädlich wie eine Einlage aus Menschenhaar.

Perlen bedeuten Tränen (A); besonders weiße.

Perlhahn kräht: Es wird regnen (v).

Persennacht da macht man in Irtenberg (N.-Oe.) drei Kreuze an die Tür. — In Kienberg-Gaming ist zu Heiligem-Drei-König die Berschtmutter mit 14 Kindern gekommen; vor großem Schreck war ein Kind 14 Tage sprachlos.

Pesach da kommt in die Ecke ein Glas Wein für den Propheten Elias.

Pest. Gegen sie gibt man Krötenpulver in einen Beutel.

Peter und Paul. Einen Tag zuvor und einen danach (29. Juni) werden keine Kirschen gebrockt. (Unfallsreier wie zu Nikolaus, Steyr.) In dieser Nacht ist in Mährisch-Weißkirchen das Schloßtor versteinert. — Die Königskerze, in der Nacht gepflückt, bringt großes Glück. Dieselbe Pflanze: »Unser liawi Frau geht über Land. Hat den Himmelbrand in der Hand.

Petroleum trinkt man gegen Lungenleiden: Dieses mörderische Rezept ist bekannter, als gut ist. — Wenn die Petroleumlampe raucht; bedeutet es Feuer; man gibt Salz hinein, dann hörts auf.

Petrus weint, wenns regnet; in Zürich sagen sie, er pischt. — Buch daß sich um einen Schlüssel dreht, sagt die Zukunft: »Heiliger Petrus sag mir, ob ich bald einen Mann krieg, oder so was«. Spiel: Heiliger Petrus, ich bete Dich an, Du brauchst ein Weib, und ich einen Mann, steig herab und küsse mich. (Pfänderlösen; auch Ofen anbeten! Man muß dreimal sagen: Lieber Ofen, ich bete dich an, Du brauchst Holz und ich einen Mann.)

Pfarrer im Traum sehen bedeutet Tod; wenn er in der Hostie drei Blutstropfen sieht, stirbt er. — Macht er bei der Trauung einen Fehler, so

kommen die Kinder (aus der Ehe) ins Zuchthaus; ists nur ein Verreden, so kriegt das Kind einen Sprachfehler.

Pfaufedern bedeuten Unglück (A); es wird brennen.

Pfeffer ausschütten bedeutet Verdruß. — Pfeffer und Salz streut man aufs Fenster, wenn man einen kleinen Bruder will — für den Storch (v). — Traum davon bedeutet Schlimmes. — Vom Pfeffer kriegt das Blut zu viel Schärfe. — Gegen Magenleiden Pfefferkörndl (in Wien) bis neun und zurtück.

Pfeife. Die unsres Großvaters muß unter Heiligem liegen, daß er mehr Tabak bekommt.

Pfeifen. Wenn ein Mädcl pfeift, weint Maria und der Teufel lacht; pfeift ein Bub, so hat die Muttergottes Freude, der Teufel Aerger (v). — Auf rote Rüben ists gut pfeifen.

Pferd. Angang: Ist das erste Pferd morgens ein Schimmel, bedeutet es Unglück. — Ausschlagen und Wiehern der Pferde verkündet ein Gewitter. — Braut siehe wiehern. Farben: Von braunem Pferde träumen: Brief; vom Schimmel: Fundglück; von einem scheckigen Pferd: wir werden bald einen Bekannten treffen; von einem schwarzen Pferd träumen verkündet Trauer. — Ist die linke hintere Fußsessel weiß, bringt das Pferd Glück — Geistersichtig! Wenn sie eine Gestalt sehen, fangen sie an zu blasen (schnauben). — Hexe. Im Stall trifft ihn das Roß mit dem Schweif, er hauts mit einem Prügel auf die Achsel; seine Mutter stirbt: Es ist ihr ein Gewicht auf die Achsel gefallen. — Hufeisen. Wenn es am Neujahrstag runterfällt, ist es ein Glück (wohl für den Finder!); wenn ein Pferd eins verliert, wird es krank (v). — Kindersegn: Eine Frau, die einem Pferde die Mähne kämmt, wird bald einem Kinde die Haare kämmen. — Raufen die Pferde bei der Leiche, so steht der Tote auf; er ist scheintot. — Sage. In Mannersdorf (N.-Oe.) ist ein Hirt stets auf einem wilden Pferde geritten. Es wird ihm der Tod durch ein Pferd geweissagt, da reitet er nimmer, aber im Wirthshaus erschlägt ihn das große Bild eines Pferdes. — Reden sie, so weissagen sie meist den Tod des Herrn. — Scheu. Wirds ein Pferd, so kriegt die Kuh Junge; es steckt der Teufel in ihm. — Stolpert eins bei der Trauungsfahrt, gibts Unglück in der Ehe. — Traum siehe Farben; es bedeutet einen Brief. — Wiehern vor dem Haus — da ist drinnen eine (heimliche) Braut (A); es heiratet wer. (Vergl. Unger-Khull, »Steirischer Wortschatz«: Kaiser Josef II. mußte den Füllenbraten bei Hochzeiten an einem Ort verbieten »Zesel«!). — Brief: man hört was Neues; Hungersnot; Tod (a); besonders wenn das Wiehern bei Nacht geschieht (v); wiehern alle, wird ein großer Brand. — Zugtier ein gutes ists, wenn es auf der Straße Heu aufklaubt.

Pferdekauf: Ists zuerst nicht gut, wird es später recht gut. — Man gibt ihm Salz aufs Brot.

Pfingstmontag: In der Vornacht gehen die Eheleute mit der Laterne in den Wald; wenn sie den Mond sehen, stirbt der Mann früher.

Pflanze »eine gewisse« ins Zimmer des Kranken gestellt, macht ihn gesund.

Pfui ist ein Wort zum Verknoßeln. (Vergl. Zaubern.)

Photographie. Wenn man auf die seines Beleidigers die Uhr drauflegt, kann der nicht schlafen. — Ein Mann schießt auf eine Photographie; morgens ist herunter eine »Blutfläckn«.

Pick-Aß (Pique) bedeutet Tod.

Pilz siehe Schwamm. Wenn man den Marzipanpilz zu Neujahr vom Stengel aus isst, gibts Unglück (vergl. Fisch). — Beim Pilzesuchen darf man nicht pfeifen; wenn Vaters Pfiff darunter ist, stirbt dieser.

Pissen (»wischerln«; roh: »prunzen«) soll man auf die Bißwunde durch einen tollen Hund; auf erfrorene (»grörte«) Zehen (v); übers Kreuz prunzt

man einen Juden tot. — Zigeuner haben ein hinriges (krepierendes) Bockerl (Truthahn) ausgegraben und draufgepist; da haben sie gesagt: »Jetzt ist die Krankheit weg« und habens gefressen.

Planeten: Da steht drauf, was für eine Einer ist (Charakter) und das Schicksal und drei Nummern (s. Jupiter, Mars, Venus).

Platz wechseln tun die Preferanzer (Kartenspieler [v]), daß sie bessere Karten kriegen. — Auf dem Platz eines Gewinners hat man kein Glück.

Polderln (vergl. Leopold, Lepoidt) müssen am Namenstag auf Fasseln rutschen, daß sie wachsen. (Kaisermühlen.)

Post: Wer von ihr träumt, bekommt ein Paket.

Pracken die Böhme, so regnets (A). (So lieblos wird das Čechisch-reden benannt.)

Primiz. (Erste Messe eines Priesters.) Um so an Segn muß man alles liegen und stehn lassen und weit gehen (Waldviertel). »Kinder spielen mit als Braut und Bräutigam«.

Prinzessin hat ein Rätsel bekommen (hier für »Preisgabe«); wenn sie sich an zwei Säulen fünfmal beim Hutschen herumdreht, heiratet sie der König; das viertemal ist sie aber gefallen. (Andere Form der Dornbacher Ortssage von der Maria-Theresia-Schaukel.)

Prost rufen und Anstoßen bringt Glück (v); auch das Prosteln beim Niesen.

Prüfung: Wem eine alte Frau begegnet, der fällt durch; die andern wünschen »Hals- und Beinbruch« oder sonst Unglück; beim Glückwünschen gehts grad schlecht aus (v) — Bei schweren Aufgaben hält man die Daumen ein. (Vergl. Gesellenprüfung, Patschen.)

Purzelbaum siehe Obsternte. Wenn man auf der Landstraße einen macht, bekommt man ein neues Gewand. — Ein Bäckermeister, dem hat eine Frau gewünscht, daß er im Grab noch einen Purzelbaum macht; und wirklich . . .

Q

Quelle. Wenn man über Feld geht und sieht eine Quelle, soll man trinken; Glück!

R

Rabbiner. Ein Wunderrabbi hat im Zentralfriedhof eine Hütte, da brennen zwei Kerzen; rundherum sind Steine. Man legt einen Stein auf eine der zwei Stufen und schreibt einen Wunsch auf die Mauer, der geht in Erfüllung; mein Bruder (Christ!) ist Schneider, dem hats bei der Gesellenprüfung geholfen.

Rabe ruft »Grab«, verkündet Tod (A); in der Früh bedeutet das Kröchzen (»Krähen«) Unglück, nachts Feuer; sitzt einer am Dach, stirbt wer im Haus; nagelt man ihn über den Eingang, so kommt kein schädliches Tier herein; wenn er am Kirchturm sitzt, bringt er der ganzen Gegend Unglück.

Rad, das in Württemberg während der Ernte an einem Heuwagen bricht, bedeutet Unglück; das Glück zerbricht im selben Jahr (Wien!). Zerstückelt ein Fahrer mit seinem Rad eine Schlange, so fällt es durch den Blitz auseinander (Marchfeld).

Randstein im Traum, großes Unglück.

Rappe bedeutet Trauer; wenn man beim Anblick dreimal ausspuckt, hat man Glück.

Ratschenbuben (Glöckner-Ersatz in der Karwoche) zerhauen Flaschen.

Die »Winterschwagerin«.

Von Dr. Gisela Mayer-Pitsch, Knittelfeld.

In dem Aufsatz »Ein merkwürdiger Stierschmuck beim Almbtrieb in Goldegg im Pongau, Salzburg« von Dr. Georg Kotek, Wien, Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 3. Heft, Jahrgang 1928, Seite 61 f., wird nach der Schilderung der Karikatur einer Sennerin, die als verhuzeltes Weiblein mit stieren Augen und breiter Nase, Knotenstock und Schottenrührer haltend, beim Almbtrieb vom Stier zwischen den Hörnern getragen wird, gefragt, was diese ganze Aufmachung des Stieres bedeuten solle.

Wie Dr. Fritz Karpf, »Ueber Tiermasken«, Heidelberg 1913, Karl Winter. Sonderabdruck aus »Wörter und Sachen«, Band 5, Heft 1, nachgewiesen hat, ist der heute nur als Schmuck oder als Belohnung geltende Putz der unversehrten Herde früher ein Abwehrmittel gegen böse Geister gewesen, die das Vieh auf dem Weg von der geschützten Alm zum Bauernhof schädigen wollten. Der Blumenputz ist der letzte Rest der verbergenden Umhüllung. Auch schreckhafte Masken haben sich zum Beispiel in Knittelfelds Umgebung (Obersteiermark) noch erhalten.

Senner und Sennerin zwischen den Hörnern des Stieres und der schönsten Kuh, einst ein beliebter Aufputz, verschwinden immer mehr und mehr, doch konnten wir sie noch vor wenigen Jahren bei einem Viehabtrieb in der Gaal bei Knittelfeld sehen. Beide freilich als junge Leute im festlichen Sonntagsstaat. Bei ihrem Anblick dachte man wohl eher an Fruchtbarkeitszauber, an Gestalten wie Maibraut und Maibräutigam. Doch dürfte diese Ausgestaltung der Figuren erst das Spätere gewesen sein, als der unverständlich gewordene Brauch einen Bedeutungswandel erfuhr und im Volksglauben eben als Schmuck, Belohnung, manchmal sogar als Heimholen des Sommersegens angesehen wurde (wobei das Bäumlein, der Rest alter Verkleidung, vielleicht unbewußt Lebensbaum und Lebensrute gleichgesetzt wurde). Das Ursprüngliche war wohl die Schreckgestalt, und da ist es auffällig, wie dieses alte Humpelweiblein ganz einer auch heute noch im Volke lebendigen Schreckgestalt, der Winterschwagerin, gleicht. Von ihr berichtete mir eine alte Sennerin wörtlich: »Die Alm (gemeint war eine bei Judenburg) hat die Schwogagerin über den Winter immer offen lassen müssen. Einmal kommen Jäger hinauf, treiben Spott und schreien: ‚Winterschwogagerin, geh her da, mach uns ein Koch aus Eiter und Rotz‘. (Ein Zug, der in den Alpensagen öfter wiederkehrt, zum Beispiel: Lungauer Volkssagen, geschrieben und herausgegeben von Michael Dengg, Tamsweg 1922, S. 162.) Mit einem Mal humpelt die schiache Perchtl zur Tür herein, das Gesicht voller Runzeln, Haarzoten bis über die Nase. Sie schreit: ‚Was habts hier zu tun? Da hab nur ich zu schaffen, aber ich will Euch schon kochen, was Ihr wollt, wenn Ihrs aber net eßts, müßts sterben‘. Der Rührkübel ist noch mitten in der Stube gestanden, da drin rührt sie das Koch, von dem haben alle essen müssen. Schwer krank sind sie drauf geworden, das war die gerechte Strafe.«

Die kleine Schreckgestalt, auf den Stock gestützt, den Schottenrührer in der Hand, erscheint wie das Abbild dieser Winterschwagerin. Sie mag wohl als Schreckgestalt gegen Viehschädiger gegolten haben, denn, so versicherte mir meine Gewährsfrau, wenn man an sie glaubt, sie nicht höhnt.

und auch sonst nichts Unrechtes tut, läßt sie Vieh und Almerin kein Leid geschehen.

So wirken in Brauchtum und Volkssage noch dieselben uralten Gestalten, dieselben Gedankengänge weiter.

Hollerweizen

Von Dr. Gisela Mayer-Pitsch, Knittelfeld.

Bei Franz Magnus Böhme, »Deutsches Kinderlied und Kinderspiel«, Leipzig 1897, Breitkopf und Härtel, Seite 175, heißt es in den Anmerkungen zu den Käferliedern: »In den Käferliedern unserer Kinder liegen also wieder uralte heidnische Erinnerungen verborgen. Dr. Mannhardt hat verschiedene Gesänge vom Mai-, Herrgotts- und Marienkäferchen zusammengetragen, welches aufgefordert wird, in den Himmel zu fliegen, weil sein Häuschen brennt, sein Vater im Kriege ist, die Mutter weint und die Kleinen dort in Gefahr stehen. Diese Lieder haben klar erkennbaren Bezug auf den Weltbrand, auf Wodans letzten Kampf und auf Holdas himmlisches Blumenreich, wo die ungeborenen weilen. In keinem der von Mannhardt gebrachten Texte erscheint jedoch Holdas Name; er ist in allen verloren gegangen.

Doch hat der deutsche Gelehrte Karl Blind in London in seinem Aufsatz »Englische und deutsche Kinderlieder und Kinderspiele« aus seiner Jugendzeit ein in seiner Heimat (der badischen Pfalz) gesungenes Lied mitgeteilt, worin dieser Name enthalten ist: »Maikäfer flieg! dein Vater ist im Krieg, deine Mutter ist im Holler-Land, Holler-Land ist abgebrannt. Juchhe! Nun verstehen wir erst, was mit Pommer- und Pulverland gemeint ist: es sind andere sinnlose Namen, weil man das Holdaland nicht mehr nennen durfte. Sehr ähnliche Maikäferliedchen gibt's auch in England, Schottland, Amerika und Frankreich« . . .

Hier in Knittelfeld (Obersteiermark) hörte ich einen Auszählvers, der wohl nicht den Maikäfer nennt, aber durch Hollerweizen, Polen und den Kuckuck doch wohl auch diesem Mythenkreise angehört. Wahrscheinlich dürfte der Auszählvers aus Kärnten, wo auch die Redensart »jemand nach Hollerweizen schicken« besteht, hierher gelangt sein. Auch in Marburg (in SHS) soll Auszählvers und Redensart gebräuchlich sein. Der Vers lautet:

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13,

Geh' mit mir nach Hollerweizen,

Geh' mit mir nach Polen,

Dort soll dich der Kuckuck holen.

Ähnlich wie dieses Lied nur noch als Auszählvers hier weiterlebt, kennen die Kinder eine Erinnerung an die Lieder vom Storch oder den drei Puppen, nämlich die »Katharina Rumpeltaschen«, auch nur als Auszählvers.

Der distelblaue, lichtblaue oder Lichtbratel-Montag nach Michaeli.

Von Anna Rothziegel-Fränkell.

Der distelblaue Montag ist ein Festtag der Wachswreiber, Fiakerkutscher und Tischler, die blau machen und in den Kaasgraben in Grinzing ziehen. Er wird deshalb gefeiert (volkstümlich »blau gemacht« daher der Name), weil

an demselben zum ersten Male Licht zur Arbeit gebraucht wird. Nach Aussage eines jüngeren Drechslermeisters ist er früher (in der Vorkriegszeit) allgemein begangen worden. Im Jahre 1927 fand ich noch immer, trotz strömenden Regens, lebhaftes Festtreiben im Kaasgraben in Grinzing und auch in Sievering. Merkwürdig ist, daß dieses Fest mit der Sage vom Agnes- oder Jungfernbründel zusammenhängt und daß die Hauptpersonen des Festes, phantastisch geschmückte Planetenweiber, sich als die schöne Agnes vom Jungfernbründel bezeichnen und von den Besuchern nach dem schönen Karl, das ist der wilde Jäger, gefragt werden.¹⁾ Eine von den Planetenweibern trug eine Wergperücke mit langem Zopf, eine mit Kunstblumen geschmückte Altweiberhaube und einen mit Planetenzetteln benähten Schirm. Zwei andere hatten nebst der Wergperücke ihr ganzes Gewand mit Kartenblättern benäht, ebenso das unter dem Kinn gebundene, altmodische Hütchen; alle waren grell geschminkt. Am merkwürdigsten war eine kleine, etwas verwachsene, ältere Frau, welche mit durchdringender Stimme, wie ein Praterausrufer, die Gäste ins Wirtshaus lockte, niemand war vor ihrem Spott und ihren treffenden Bemerkungen sicher, selbst nicht der Polizeimann. Unter den Rufem wie »I bin a schönes Maderl, gwachsen wie a Bretzel, i heiß Streichkaas, zuständig nach Liptauer, früher hab i gwohnt in der Emmentalergassen bei der Fleckerl-suppen«, verkaufte sie fleißig ihre Planeten. Dazukommenden Männern geht es schlecht, sie werden von den in Überzahl befindlichen Weibern gefrozzelt und aufgezogen.

Biographisches von August Hofer.

Von K. M. Klier.

August Hofer wurde am 7. Mai 1845 in Oberndorf, Bezirk Scheibbs (N.-Ö.) geboren. Nachdem er das Gymnasium in Krems vollendet hatte, studierte er an der philosophischen Fakultät der Wiener Universität, legte die Lehramtsprüfung für Obergymnasien ab und begann seine Lehrtätigkeit als Probekandidat am Mariahilfer Real- und Obergymnasium. (Wien VI.) Nach zweijähriger Dienstleistung als Supplent an der Staatsrealschule in der Leopoldstadt (Wien II) erhielt er eine Lehrstelle am Landes-Lehrerseminar in Wiener-Neustadt. Hier wirkte er volle zwanzig Jahre als Professor des Deutschen. Darüber gekränkt, daß er bei der Besetzung des Direktorpostens übergangen worden war, ließ er sich an die Real- und Maschinenbauschule (ebenfalls zu Wr.-Neustadt) versetzen und hoffte, hier günstigere Aussichten auf Beförderung zu finden, wobei er freilich abermals enttäuscht wurde. Nach achtjähriger Dienstleistung an dieser Anstalt ging Hofer mit dem Beginn des Schuljahres 1901 in Pension und zog mit seiner langsam erblindenden Frau nach Baden. Er erlebte noch den Beginn des großen Krieges und starb nahe dem 70. Lebensjahre am 3. Jänner 1915 in Wien.

¹⁾ An der Torwand des Gasthofes Mistingner »Zur Agnes« im Kaasgraben sind in der besseren Jahreszeit ständig zwei Bilder »Jung-Agnes« und den »Kohlenbrenner Karl« in Ritterrüstung (ca. 1850) zeigend, aufgehängt. Über den Agneskult und Traumdeuterei in diesem Wirtshaus in älteren Tagen vergleiche Heimatkunde Döblings, Seite 477 f. (Anmerkung der Redaktion.)

Hofer, der übrigens in Wr.-Neustadt so manchen Schüler heranzubildete, dessen spätere Laufbahn sich sehen lassen konnte, wurde durch Weinhold zu volkskundlicher Tätigkeit angeregt. In den Jahresberichten des Landes-Lehrerseminars Wr.-Neustadt liegen folgende seiner Arbeiten gedruckt vor: „Über Tier- und Pflanzennamen“ (1880); ist mehr sprachlich, enthält aber auch die volkstümlichen Namen. — „Weihnachtslieder aus Niederösterreich“ (1890) 58 Seiten; enthält 48 Weihnachts- und 4 Osterlieder. „Weihnachtsspiele“, ebenfalls aus Niederösterreich (1892) 51 Seiten; enthält 27 Spiele. Das Material zu diesen beiden Veröffentlichungen lieferten größtenteils die Schüler des Seminars, die den verschiedensten Teilen Niederösterreichs entstammten. Die „Weihnachtsspiele“ wurden von Fachleuten, wie K. Weinhold (Ztschr. f. deutsche Philologie) und W. Nagl mit großem Interesse aufgenommen. Das Fehlen der Weisen gab K. Liebleitner Veranlassung, die Liedanfänge aus den selten gewordenen Jahresberichten abzdrukken (Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ XXXIII, 1921, S. 66 ff) abzdrukken, um zur Aufzeichnung anzuregen.

Hofer lehrte seine Schüler, auf die Meinungen und Überlieferungen des Volkes zu achten. Er gab etwa als Thema für deutsche Arbeiten: Einzelne Sprüche im Volksdialekt; Abergläubisches, Gebräuche . . . So brachte er, hauptsächlich aus den 80er Jahren, ein teilweise sehr bemerkenswertes Material zustande, das ungedruckt blieb und heute um so wertvoller erscheint, als es vor zirka 50 Jahren aufgezeichnet worden war. Es umfaßt geistliche und weltliche Lieder, ein großes Weihnachtsspiel aus Gmünd (N.-Ö.), alles ohne Melodien; verschiedene andere Stücke der Volkspoesie, wie Beschwörungsförmeln, Lügenmärchen, Faschingsspiele u. dergl. Aufzeichnungen zum Aberglauben, über Sitten; einige Erzählungen. Der umfangreichste Teil bezieht sich auf die niederösterreichische Bauernhochzeit; Beschreibungen aus verschiedenen Teilen Niederösterreichs ergänzen einander auf das glücklichste und werden durch die Reden eines geschriebenen „Hochzeitsbuches“ vervollständigt. (Diese Aufzeichnungen stehen wissenschaftlichen Interessenten zur Einsicht und zu allfälliger wissenschaftlicher Verwertung zur Verfügung. Die Schriftleitung.)

Literatur der Volkskunde.

Neuere Arbeiten zur Siedelungskunde an den Grenzen des deutschen Volkstums und in den Nachbarländern.

Von Dr. Arthur Haberlandt, Wien. (Schluß.)

Betrachten wir die Siedlungsformen, die uns im Westen des deutschen Volksgebietes im Vergleich zu denen der Nachbarländer gegenüberstehen, so gehen wir wohl am besten von einer vorzugsweise anthropogeographisch orientierten Betrachtung aus, wie sie M. A. L e f è v r e : „L'Habitat rural en Belgique, Étude de Géographie humaine“, Bibliotheque du Seminaire de Geographie de l'Université de Louvain, Liège 1926 (306 S., 48 Textabb., 32 Taf., 3 farbige Karten), bietet. L. untersucht zunächst die Verteilung der Siedlungen in Belgien und die Gruppierung der Häuser in ihnen. Unterschieden wird ein Gebiet der Weilersiedlung und Reihenbildung der S. in Anlehnung an Straßenzüge von der Maas etwa bis Brüssel und Antwerpen,

ein Gebiet der Straßendörfer von hier bis über Gent hinaus, südlich beider im Westen Wegedorfbildung, im Osten dichtere Bewohnung bei Auflösung besonderer Siedelungskerne (örtlich dichte Industriesiedlung!), im Küstengebiet bis Tournai dagegen lockere Streusiedlung und endlich im Ardennenbereich der Typus städtisch geschlossener Dörfer. Den vermuteten ethnischen Grundlagen dieser verschiedenen Siedlungsformen, wie sie A. Meitzen etwa für das Gegenpaar keltischer Einzelhof — germanisches Gewanndorf postuliert hat, steht Verf. gewiß mit Recht skeptisch gegenüber, hält aber doch die Meinung für ziemlich zu Recht bestehend, daß die Kelten zwar auch in Stadtdörfern (oppida!), im ganzen aber vorzugsweise in lockerer (Weiler-) Siedlung im Lande gesessen seien, wobei es ein keineswegs abwegiger Gedankengang ist, daß auch die Germanen zunächst in dieser Art im Lande sich ansässig gemacht hätten. Diese Art der Landnahme sei dann nach der Romanisierung Galliens und in kriegerischer Auseinandersetzung mit der römischen Welt zugunsten einer wehrhafteren Dorfsiedlung aufgegeben worden, nicht ohne daß die Germanen bei den Römern in gewissem Sinne dabei in die Lehre gegangen waren, wie wir hier gleich hinzufügen wollen. Verf. setzt dann klar den Einfluß auseinander, den die Weidewirtschaft auf die Anlage der Siedlungen (Auflockerung bei blockförmig umgebender Weideflur) ausübt und betont, daß die Siedlungsformen vor allem auch mit den Abschnitten der Urbarmachung des Bodens so auch Waldrodung und Entwässerung in Beziehung gesetzt werden müssen. Freilich läßt die Darstellung uns schon hier ein Moment der Klassifikation vermissen, das für die wirtschafts- und volksgeschichtliche Ausdeutung der Siedlungsformen von allergrößter Bedeutung wäre, und das ist die Frage der Flurverfassung der unterschiedlichen Typen. Wir erfahren nur aus einigen Bemerkungen, daß in den Straßen wie in den über das ganze Land verstreuten Haufendörfern die Gewannflur herrscht, in welchen Grenzen dies gilt, wie sich die Weiler-, Reihen- und Wegesiedlungen hiezu verhalten, bleiben offene Fragen. An Hand älterer Planaufnahmen wird dann der immer engere Zusammenschluß der Anwesen im Verlauf des Mittelalters und in der Neuzeit in den einzelnen Siedlungen nachgewiesen; freilich wäre zu fordern, daß die Planbilder, die diese Entwicklung erweisen sollen, tatsächlich immer eine und dieselbe Siedlung in solchem Zusammenwachsen zeigen, was aber nicht der Fall ist. Dem reiht sich nun eine Erörterung der Haustypen an, die Verf. nach Grundrißlösung und Zweckbestimmtheit betrachtet. Als die wichtigsten Formen werden unterschieden: der Streckhof, das lockere oder geschlossene Gehöft und das Einheitshaus der Ardennen. Hier fehlt nun leider der Vergleich des Verbreitungsgebietes der Haustypen gegenüber dem der Siedlungsformen, die ja in einer gerade für den Geographen höchst auffälligen Art übereinstimmen. Das Verbreitungsgebiet der Streckhöfe stimmt nach der gebotenen Skizze so gut wie zur Gänze mit dem der Weilersiedlung überein, das der geschlossenen Höfe mit dem der Straßendörfer, wogegen Streusiedlung und offenere Hofformen, bei wechselnder Größe der Gehöfte, Hand in Hand gehen und das Einheitshaus der Ardennen den dortigen geschlossenen Dörfern zugehört. Vereinzelt reichen im Osten niedersächsische Hausformen ins Land und auch Scheunen vom Typus der Hau(Heu-)berge kommen in den Polders vor. Einer ethnischen Ausdeutung

steht Verf. ziemlich skeptisch gegenüber, erstlich mit Rücksicht auf die siedlungskundlich schwer zu überbrückende Kluft, die zwischen Neuzeit und Altertum klafft, und dann auch zufolge der Widersprüche, die in der Ausdeutung der Grundrißformen von früher her bestehen. Nun ist es unter Heranziehung der kulturgeschichtlichen Daten, die sich aus der Verbreitung der Typen in ihrer Gesamtheit ergeben, aber doch nicht allzu schwer, die Genealogie gewisser Grundformen bis zu einem gewissen Grade wenigstens aufzuhellen. Da bewahrt vor allem der Streckhof, wie wir ihn genannt haben, noch vereinzelt den ganz primitiven Zug einer inneren Verbindung zwischen Wohnung und Stall, die in Rückzugsgebieten des Urtypus in Westeuropa — worauf K. R h a m m besonders nachdrücklich hingewiesen hat — ja noch restlos besteht, und wir sehen in diesem Haustypus der Weilersiedlungen ein wohl in gallorömische Zeit zurückreichendes Baugebilde vor uns, das wir in diesem Entwicklungsstadium eines Wohnstallhauses mit beginnender Unterfeilung und vielleicht zwei traufseitigen Eingängen ruhig noch als keltisches oder keltoromanisches Haus bezeichnen können. Für seine Weiterentwicklung zum späteren deutschen Bautypus des sogenannten Streckhofes müssen wir nun freilich schon die Franken in Betracht ziehen, was noch weiter unten geschehen soll. Hier nur soviel, daß jenseits der Grenze des deutschen Volkstums im neuzeitlichen Verstande, also auch hier in Belgien, das alte Wohnstallhaus in seinem Wohnteil zu einem Kaminhaus weitergebildet wurde, das sozusagen ein Geschwisterkind zum fränkischen Küchenstübchenhaus auf rein deutschem Boden vorstellt. Lefèvre äußert nun weiter besondere Bedenken, die Haubergscheunen, die in Belgien nur in der Region der Polders d'Escaut und in der Marschenlandschaft am Meer anzutreffen sind, als alte Zeugen aus der Zeit der — geschichtlich nachweisbaren — friesischen Kolonisation gelten zu lassen, einmal weil der Verf. nur die geschlossene Vierkantform des Haubergs als friesische Stammesform ansieht, weiters, weil ebensogut die sächsische Grundform des Einheitshauses für Mensch, Vieh und Frucht hierher zähle und dann, weil überhaupt der Schluß von nachweisbaren Vorkommnissen im 12. Jahrhundert zurück auf die Kolonisationszeit mindestens gewagt sei. Es will uns bei der Höhe, die die Hausforschung in der Herausarbeitung der ganz wesentlichen und wohl schon sehr alten Unterschiede von sächsischer und friesischer Hausform und in der Aufhellung des Werdegangs der letzteren erreicht hat, als mindestens ebenso gewagt erscheinen, wenn uns nun eine ganz selbständige Entstehung eines weitem bekannten Typus auf ungeklärter Wirtschaftsgrundlage in einer kleinen Enklave zugemutet wird, die nachweislich einer Kolonisation durch Friesen unterworfen war. Betont doch Verf. selbst auf das nachdrücklichste, als wie unpraktisch die Schoberung in der riesigen Scheune von den Bauern der Jetztzeit empfunden wird, da sie viel zweckmäßiger in anderen Hofformen vor sich geht. Wir bedauern, daß Verf. hier nicht auch ein vergleichendes Werk aus der nächsten Nachbarschaft neben gewiß verdienstlichen regionalen Monographien herangezogen hat, um die volkskundlichen Grundlagen dieser wie jeder Bauernhausform richtig zu erfassen. J. H. G a l l é e: „Das niederländische Bauernhaus und seine Bewohner“ (A. Oosthoek, Utrecht 1909), sagt darüber (S. 13 f.): „Daß das Haus oder eigentlich die Scheune und die Teile, wo der Bauer seinen Beruf

ausübt, für die Abstammungsbestimmung der Bewohner wichtig sein könnte, war zuerst nur eine Vermutung. Diese Vermutung wurde bei mir zur Gewißheit, als ich ungefähr 1875 durch zufällige Umstände von einem Bauer aus Ruurlo, der nach Grand Rapids in Amerika ausgewandert war, hörte, daß der Bauer, wie weit auch von seinem ursprünglichen Wohnort entfernt, sein Haus und Scheune in der Fremde vollkommen auf dieselbe Weise baut, wie er es in seinem Geburtsort hatte, unabhängig davon, ob Verschiedenheit des Bodens besteht oder nicht. Dies wurde mir bestätigt, als ich durch Vermittlung des Herrn W. Nijhoff Abbildungen von Häusern aus Holland (Michigan, U. S.) erhielt, die dort von Friesen auf gleicher Weise wie in ihrem Lande gebaut waren. Groninger Bauern, welche sich in den letzten zwanzig Jahren auf den noch nicht urbar gemachten Ländereien an der Dedunsvaart niedergelassen haben, mitten unter einer Bevölkerung, die eine ganz andere Bauart hat, als in Groningen, die ihren Beruf ausüben auf einem andern Boden als dem vom Groningerland, haben (d. Ref.) dennoch ihre Häuser und Scheunen genau gebaut (haben) wie die, bei und in denen sie aufgewachsen waren. Auch in den früher und später trocken gelegten Polders kann man dergleichen Erfahrungen machen¹⁾. Wir werden von diesen alten Bergscheuern von selbst auf den letzten der für Belgien unterschiedenen Haustypen geführt, auf das Einheitshaus der Ardennen. Es ist im Gegensatz zum Streckhof des Nordostens ein massiger, breit hingelagerter Bau von angenähert quadratischem Grundriß mit flachem Dach. Der Wohnteil, der Küche und Stube in Nebeneinanderschaltung zeigt, ist in der Regel mit einer gewissen Betontheit — zwei getrennte Eingangstüren — von dem breiten und tiefen hallenartigen Bau, der Stall und Scheuer umfaßt, abgegliedert; ja, es kommt in den südlichen Grenzgebieten der Ardennen vor, daß dem Wirtschaftsbauteil ein der Quere nach mehrzelliger Wohntrakt in T-Form angelagert ist, eine Grundrißlösung, die wir beim bergischen Haus und in etwas vielgestaltigerer Art auch in Friesland wiederkehren sehen. Eigenartig ist dabei, daß wir im Ardennenhaus und auch in Lothringen nicht wie sonst in der romanischen Wohnkultur als Hauptwohnraum die Kaminküche finden, sondern daß man neben diesem den burgundischen Kaminen der Jurahäuser entsprechenden, oft lichtlosen Kochraum einen regelrechten Wohnraum besitzt, in Lothringen „la chambre“, im wallonischen Belgien „la pêle“, im vlämischen aber „stufte“ genannt, also eine „Stube“, die mit einem Beilegerofen oder durch eine gußeiserne Takenplatte von der Küche aus erwärmt wird. Hier befinden wir uns demgemäß schon im Entwicklungskreis der deutschen Wohnkultur mit Hinterladerstube. Voll und ganz entsprechen den Ardennenhäusern auch die ältesten Gebirgs- (Einheits-) Häuser des Eifel- und Hochwaldgebietes. Nun hören wir in den Hoch-

¹⁾ Man vergleiche auch bei O. Schwindraheim (Deutsche Bauernkunst, Wien 1908) die S. 37, Abb. 14 a und 14 b, gebotene Gegenüberstellung eines schwäbischen Bauernhauses in Kirchentelling mit dem „Haus eines norddeutschen Ansiedlers in Brasilien“. In der gänzlich holzernen Almregion des nördl. Velebit (Kroatien) haben ausgewanderte Slowenen aus Krain von daheim einen Stall gegebenfalls als Blockbau mit Legschindeldach in auffälligem Gegensatz zur bodenständigen Bauweise errichtet. [A. von Degen: Alp- und Weidewirtschaft im Velebitgebirge (Hannover 1914), S. 98, mit Abb.]

vogesen gleichfalls von „bergschür“ genannten primitiven Einheitshäusern und auch stattlicheren Typen, die die Brücke zwischen Ardennen und Juraländern schlagen¹⁾, und auf dem gegenüberliegenden Gebirgshorst des Schwarzwaldes sehen wir uns bei den dortigen gewaltigen Einheitsbauten vor ein ausgesprochenes Scheuerhaus mit einem Eingehäuse zum Wohnen gestellt, das in seiner Dachsäulenstellung noch dazu höchst altertümlichen Charakter bewahrt hat. Im Elsaß endlich begegnen auch im Gehöfteverband wieder besonders stattliche Scheunenbauten als Säulenhäuser, wobei die Errichtung der Säulen mit besonderem Brauch begangen wurde²⁾. All das ist kaum zufällig, sondern wir glauben diese so auffällig gleichartigen Einheitshäuser samt und sonders als Spätformen einer baulichen Entwicklung bezeichnen zu können, die letzten Endes von den altgermanischen großräumigen Säulenbauten ausgeht, wobei wir ebensowohl an die Scheunenhäuser an den Küsten des Nordmeers zur Zeit des Pytheas denken, wie an die späteren ostgermanischen Hallenbauten, denen auch das niedersächsische Haus in seiner Entwicklung aus einer einfachen Dachhütte konstruktiv ganz wesentlich verschuldet ist. Sie haben auch in dem von uns betrachteten Westgebiet die Grundform der nicht der kelto-romanischen villa rustica folgenden Bautypen bestimmt, wobei man Wohngemächer entweder in sie eingebaute oder mit Brandmauer an sie anschoß. Was den Typus trotz der von L. hervorgehobenen Dreiteiligkeit vom fränkischen Wohnbau durchaus unterscheidet, ist die Querlage des Wohntraktes gegenüber dem Wirtschaftsteil, die uns vielmehr immer wieder an den alten Gebirgseinheitshäusern begegnet. Hierbei also machen sich örtliche Unterschiede bemerkbar, die zum Teil offensichtlich stammheitliche Besonderung und Prägung gewonnen haben. Jedenfalls wird man aber nur in solchem weiteren kulturgeographischen Zusammenhang zur Klärung auch der einzelnen Landschaftstypen gelangen können. In der Beschränkung auf das bodenständige Wesen allein ist dies unmöglich zu leisten. Wir möchten die auf ihrem geographischen Arbeitsgebiet aber durchaus gediegene Untersuchung Lefévres nicht verabschieden, ohne auf die besonders lehrhaften und anschaulichen Flugzeugaufnahmen von den unterschiedlichen Siedlungstypen hinzuweisen, die das vortreffliche Bildermaterial unter anderm enthält.

Otto Gruber: Deutsche Bauern- und Ackerbürgergehäuser. Eine bautechnische Quellenforschung zur Geschichte des deutschen Hauses, Verlag G. Braun, Karlsruhe 1926 (109 S., 39 Abb.), gibt sich demgegenüber schon im Titel als eine vorzugsweise kulturgeschichtlich gerichtete Untersuchung der Bautypen Südwestdeutschlands zu erkennen. Verf. unterscheidet in seinem Forschungsgebiet zwischen Bodensee, Vogesen, Neckar und Main drei Haustypen: 1. ebenerdige Ein(heits)häuser, 2. gestelzte (d. h. Stock-) Häuser, 3. Gehöftebauten. Nun meint er zunächst die ebenerdigen Einheitshäuser — wie grundsätzlich alle Haustypen — durch die besonderen Bedingungen klimatischer, wirtschaftlicher und politischer Art, denen die deutschen Stammeseinheiten unterworfen waren, erklären zu

¹⁾ Das Bauernhaus im Deutschen Reich, Textband, S. 248 f.

²⁾ Ebenda, S. 259 f.

können, wobei just diese Bauform in allen jenen Gebieten sich als sozusagen natürliches Ergebnis eingestellt habe, in denen hauptsächlich Weidewirtschaft getrieben wird. Das widerlegt sich dem vergleichenden Hausforscher allsogleich, wenn er die durchaus viehwirtschaftlichen Zwecken entsprungenen oder angepaßten unterschiedlichen Wirtschaftshöfe der Alpen wie auch Dänemarks oder Schwedens betrachtet. Als ebensowenig zwingend erscheint uns der weiters postulierte Zusammenhang der Hof- bzw. Gehöftebildung mit Dreifelderwirtschaft und Gemenglage. Als Gegenbeispiel seien nur die Gewinn- und Haufendorfbildungen im niedersächsischen Hausgebiet angeführt. Das gestelzte Haus findet Verf. stets in dörflicher Gemeinschaft und betont auch hier wohl mit Recht seine Vorbildlichkeit für die „süddeutsche Ackerbürgerstadt“. Eine Untersuchung der Bauformen nach der angewendeten Bautechnik, deren grundlegende kulturgeschichtliche Bedeutung Verf. im Vorwort hervorhebt, ergibt, daß beim Einheitshause des Schwarzwaldes mit seiner südlichen Abdachung die reihig angeordneten Säulen mit aufliegenden Pfetten das Grundgerippe des gesamten Baues bilden. Der Wohnteil heißt in dem ursprünglich wohl überall bis ins Dach offenen Haus landschaftsweise noch „das Eingehäuse“ oder ähnlich.

Seine postulierte Grundform stimmt vollkommen mit dem Haus überein, das die *lex bajuvariorum* mit ihren Gesetzesbestimmungen bezieht, wozu ein vortrefflicher Grund- und Aufriß geboten wird. Als Urform kommt ein Dachhaus mit Firstbalken und zwei giebelständigen Stützpfeuern in Betracht, wobei die Dachsparren wie noch heute vielfach im Stallteil des Schwarzwaldhauses, mit ihren unteren Enden auf der gewachsenen Erde aufruheten. Wir möchten darauf aufmerksam machen, daß ein diesem Urtyp noch voll entsprechende Hütte für Gänse- und Schafhirten von R. Forrer 1914 am Dachstein im Breuschthal in den Vogesen in Benützung angetroffen wurde. (L. Rütimeyer: Urethnographie der Schweiz, S. 334 f.). Verf. hebt auch seinerseits die schon oben vertretene Beziehungen dieser Säulenhäuser auf den Gebirgshorsten beiderseits des Rheins mit den friesischen Einbauten hervor, wogegen er die gleichfalls durch Ständerreihen emporgehöhten, auf Kehlbalcken befestigten Sparrengebände des niedersächsischen Dachhauses einer völlig getrennten Entwicklungsreihe zuweist. Das sei gerne festgehalten. Indes ist trotz dieses wichtigen Unterschiedes doch die ganz gleichsinnige Aufhöhung einer alten Dachhüttenform durch Säulen beiderseits eines Gebietes, in dem die Last des Daches seit vorgeschichtlicher Zeit auf die Außenwand des Hauses übertragen wird, immerhin auffällig, und wir vermehren darin just das gemeinsame, noch altgermanische Holzbauprinzip zu sehen, das in der zivilisatorischen Entfaltung dieses Völkerkreises allerorts auf die prähistorischen bodenständigen Primitivbauten eingewirkt hat. Dabei folgt das südwestdeutsche Haus im Dachwerk wohl nicht so sehr Bauprinzipien der Römer mit seiner Pfettenkonstruktion als denen des Blockhauses; bemerkenswert bleibt dabei, daß auch der friesische Vierkant Pfetten benützt, das niedersächsische Haus bietet mit seinem Sparrendach etwas mehr dem mitteldeutschen Dachwerk Verwandtes. Das gestelzte Haus mit Bohlenständerkonstruktion der Wände sieht der Verf. in den skandinavischen Loftbauten vorgebildet; das Dach mit alter Pfettenkonstruktion läßt Rückbeziehung

auf alemannische Baugewohnheiten zu. Die Verbreitung dieses Hauses im römischen Kolonialland geht übrigens Hand in Hand mit Mauerung des Untergeschosses. So weitgehend wir der Meinung des Verf. nun in diesem Punkt wie auch bezüglich der Rolle des Germanentums besonders für die Holzkonstruktion des Hauses uns anschließen können, möchten wir indes seiner Ablehnung einer altbodenständigen Ueberlieferung, die auf Pfahlbaukonstruktion zurückleitet, nicht zustimmen. Gerade im Rheingebiet ist von der Schweiz angefangen bis in die Niederlande so viel an vorgeschichtlichen wie an späten Zeugnissen für gestelzte Pfahlhäuser (bis ins 15. und 16. Jahrhundert hinein) erhalten, daß man diese altbodenständigen Formen aus der gesamten Bauentwicklung des Typus keineswegs ausschließen kann. Dabei stimmen wir mit dem Verf. durchaus darin überein, daß die Alemannen selbst weitaus das meiste für seine Festlegung als Wohnhaus in seinem jetzigen Verbreitungsgebiet getan haben, ebenso wie wir ihnen die Ausbildung ordentlicher Säulenhäuser aus den vorgeschichtlichen zugebilligt haben. Aber auch nur insoweit ist diesen Bauten stammheitlicher Charakter in der Kulturüberlieferung des Alemannentums zugewachsen, wie dies letzten Endes nun auch vom fränkischen Haus und Gehöfte in seiner regelmäßigen „geordneten“ Form gilt, dessen kulturgeographisches Zusammengehen mit fränkischem Siedlungsbereich auch die vorliegende Arbeit ziemlich klar herausarbeitet. Sie wird hiebei schon öfter geäußerten Gedankengängen eines vorgeschichtlichen keltischen und römischen Erbes, das die Germanen bei der Entwicklung dieser Haus- und Gehöfteform als Entsprechung zur villa rustica angetreten haben, durchaus gerecht und entwickelt bezüglich der konstruktiven Einheitlichkeit der Wand- und Dachbildung, noch zumeist Ständerwand (wie schon in vorgeschichtlicher Zeit) mit Kehlbalkendachstuhl, sehr beachtenswerte Gedankengänge, die auch dies Haus als ein klar gegenüber anderen Bautypen umrissenes Gebilde kennzeichnen. Was alle Disziplinen, die an der Hausforschung ersten wissenschaftlichen Anteil beanspruchen, gebührend werden beachten müssen, ist der Grundgedanke, „daß gerade in der Technik des Zimmermanns fast bis auf den heutigen Tag Erinnerungen und Gebräuche stecken, die einwandfreie Schlüsse auf weit zurückliegende Baugewohnheiten zulassen, die so alt sind wie das wesentlichste Handwerkzeug des Zimmermanns... Nimmt man hinzu, daß es gerade für die germanische mittelalterliche Baukunst ein immer wieder in Erscheinung tretender Grundzug ist, Konstruktion und Form, Grundplan und Aufbau zu einer ganz bestimmten, in sich abgeschlossenen konstruktiven Einheit zusammenzufassen, so daß sich beide ergänzen und von der Art des einen mit Sicherheit auf jene des andern geschlossen werden kann, so ist der Gedanke einleuchtend, daß gerade auf dem Gebiete der Hausforschung ein zuverlässiges quellenmäßiges Material aus einer systematischen bautechnischen Untersuchung heute noch bestehender Bauten gewonnen werden kann.“ Als wie breit diese bautechnische Fundierung gerade in ethnologischer vergleichender Betrachtung von den Fachforschern als notwendig erachtet wird, ersehen wir am besten wohl aus der groß angelegten Arbeit eines klassischen Archäologen:

Franz Oelmann: Haus und Hof im Altertum. Untersuchungen zur Geschichte des antiken Wohnbaus. I. Band. Die Grundformen des

Hausbaus. Berlin 1927. W. de Gruyter & Co. (132 S., 85 Abb., 1 Kartenbeilage.) Von den Klimazonen der Erde und einer einheitlichen Begriffsbildung für die unterschiedlichen Haustypen ausgehend, verfolgt Verf. Rund- und Viereckshaustypen aller Entwicklungen und Grade über die ganze Erde. Trotz seltener geistiger Beherrschung nicht sehr zum Vorteil der Übersichtlichkeit und der kulturgeschichtlichen Vertiefung des Themas. Es hätte genügt, hier in der Reichweite der alten eurasiatischen Wohnkultur und der Mittelmeerwelt im weitesten Sinn zu bleiben, um bei gewissenhafter geschichtlicher Kritik des Stoffes zu jenen Entwicklungsreihen zu gelangen, die sich für die Bauentwicklung just des Kulturkreises als grundlegend ergeben, auf den der Verf. in den nachfolgenden Bänden, Aegypten, Vorderasien, Griechenland, Italien, zurückkommen will, um schließlich noch bei der gallorömischen Villenarchitektur seine weitere Auswirkung auf das nordalpine Bauwesen über die Antike hinaus abschließend zu umreißen. Die buchtechnische Ausstattung des Werkes ist als mustergültig zu bezeichnen.

Kehren wir nun noch kurz zum Problem der Ausbreitung des fränkischen Hauswesens in der oberen Rheinebene zurück, so hat Karl Wagner (Hess. Bl. f. Volksk., XXI, 1922, S. 17 f.) ein beachtenswertes Zusammengehen der Verbreitung der fränkischen Gehöfteform mit sprachlichen Erscheinungen durch das Rheinland hindurch bis in den Elsaß festgestellt, die er, wenn sie auch heute nur in inselartiger Zerstretheit faßbar ist, doch als eine zerrissene sprachliche Einheit, und zwar als einen von Norden nach Süden führenden Keilstoß vom Niederdeutschen her betrachtet. Wir begnügen uns mit dieser Feststellung und nehmen an, daß Verf. inzwischen auch zu der von ihm noch bezweifelten, aber baugeschichtlich immer mehr hervortretenden Zusammengehörigkeit der Horste des Schwarzwaldes und der Vogesen die richtige Einstellung gefunden hat.

Ist solchergestalt aus bautechnischen und andern Gründen eine Unterschiedlichkeit der fränkischen und alemannischen Bauweise bis in den Elsaß hinein überall irgendwie greifbar und von der Gegenwartsforschung zum Gegenstand fortschreitender Erörterung gemacht, so hält es viel schwerer, sich der Rolle zu vergewissern, die das fränkische Haus in der Ausbreitung der westniederdeutschen Zivilisation über die Nordseeküste bis nach Dänemark gespielt haben mag.

Otto Lehmann: Das Bauernhaus in Schleswig-Holstein, Verlag Hans Ruhe, Altona 1927 (160 S., 165 Abb., 1 Karte), geht mit kluger Einsicht und feinem Verständnis den stammheitlichen Eigentümlichkeiten der noch heute bestehenden Haustypen nach, wie sie sich in Eigenheiten des Baustoffes, dem architektonischen Zierwerk, Fensterbildung usw. ausdrücken, und findet von da den Weg zurück zur Geschichte der älteren Siedelungsbewegungen, die sich hier durchkreuzt und beeinflusst haben. Im mittleren Holstein findet sich, der Stammeszugehörigkeit der Siedler folgend, die typisch niedersächsische Hausform. Nach Osten hin im slawischen Koloniallande treten nicht nur in den Ortschaften mit alten slawischen Namen unterschiedliche Formen in Erscheinung, sondern, dem Berichte Helmolds entsprechend, daß der Ruf bis nach Flandern und Holland, Utrecht, Westfalen und Friesland erging, daß alle, die Ackerland haben wollten, mit ihren Familien kommen möchten, sind überall in bunter

Mischung Besonderheiten bemerkbar, die stammheitlicher Zuordnung harren. Dorfanlage und Flurverfassung unterstützen diese Erkenntnis in wesentlichen Belangen in deutsch-slawischem Mischgebiet ebenso wie im Bereich der Wilstermarsch und anderwärts. Verf. bespricht dann den eigenartigen Typus des Blankeneserhauses, dessen Untersuchung ihn zu nachstehenden Bemerkungen veranlaßt: „Der mächtige Einfluß der großen Stadt kann ein Niedersachsenhaus wohl reicher und behaglicher machen, kann es mit Zieraten und stilgerechtem Schmuck à la mode versehen, aber er kann niemals — und das ist bedeutungsvoll für den Wert der Hausforschung — aus einem Sachsenhaus ein Friesenhaus werden lassen“ (S. 47). Das „Barghus“ der holländischen Kolonisten, die in der Wilstermarsch seit dem dreizehnten Jahrhundert sich ansässig machten, zeigt unseres Erachtens dann vollends jene charakteristische Verbindung einer Scheune mit Dachsäulen mit einem fränkischen Wohnteil, die schon oben des öfteren erwähnt wurde, und gerade bei den Friesen zur stammheitlichen Gepflogenheit geworden ist. Als eine alte, in weitem Bereich von Diethmarschen bis Mittelschleswig bodenständige Grundform läßt sich die sogenannten cimbrische Hausform erweisen, ein Wohn-Stallbau, dessen Gliederung das Volk in der Bezeichnung „vörhus“ für Wohnung und „Däl“, „achterhuis“ für Stall mit Vierkant betont. In dieser Grundrißlösung entspricht es nun aber eigentlich unseres Erachtens ganz dem Urbild des oben abgehandelten „fränkischen Streckhofes“. Stamufränkische Grundlagen sind hier wohl kaum anzunehmen, es erhebt sich gleichwohl die Frage, ob nicht eine ganz alte zivilisatorische Welle aus dem Westen diese Hausform, deren „Pesel“ und Einrichtungsstücke zweifellos von dort sich herleiten, mit herangebracht hat und welche Siedler hierum in Betracht zu ziehen wären.

Daß es landschaftsweise weitaus älter ist als das ostfriesische Haus, darüber kann angesichts der Verhältnisse gerade in den Diethmarschen kein Zweifel bestehen. Hier wurde das cimbrische Haus erst Ende des 18. Jahrhunderts nach dem Vorbild des neuen Kolonistenhauses von Delftziel allmählig diesem angeglichen. In Schleswig konkurriert nur mehr das niedersächsische Haus mit ihm, und L. meint, daß es hier bis in die vordänische Zeit zurückreichen könnte. In naher Verwandtschaft steht es auch zum nordfriesischen, jütischen und englischen Hause, weniger wohl zum dänischen, das aber auch wohl ein Gehöfttypus nach fränkischem Muster ist und zudem mit seinem Fachwerk gleichfalls an das mittel- und niederrheinische Bauwesen sich anschließt. Sicher handelt es sich durchwegs um altartige Typen. Welches sind ihre Beziehungen? „Ein altbefahrener Seeweg geht von der Rheinmündung zur Eider . . . und auf diesem Wege fand ein lebhafter Warenaustausch zwischen dem Frankenlande und Skandinavien statt. Diesen Weg werden auch die Ostfriesen gezogen sein, die zur Zeit der Karolinger von Dorestat am Niederrhein nach Dänemark, nach dem zwischen Eider und Meer gelegenen Gebiet, nach dem heutigen Nordfriesland gezogen sind.“ Sie mögen, so ergänzen wir unsererseits diese Ausführungen, jenen bescheideneren und altartigen Wohn-Stallbau geschaffen haben, der uns im cimbrischen Hausgrundriß entgegentritt, dessen Dach aber teilweise auf Ständern ruht, der also gewissermaßen eine einheimische Bauform mit zivilisatorisch angelernter Innengliederung ist.

„Aber diese Züge der Ostfriesen haben das ganze Mittelalter hindurch andauert, sie haben fortgesetzt gute Beziehungen zwischen den Ost- und Nordfriesen aufrecht erhalten ...“ — und hier sagt es der Verf. selbst — „auch die Verwandtschaft des nordfriesischen Hauses mit der ostfriesischen Bauweise ist klar.“ Wir denken sie uns so, daß im ganzen Gebiet das an den Meeresküsten alt beheimatete Bauelement der Scheunenhalle eben allmählig gegenüber dem einfacheren, nicht stammheitlichen Streckhoftypus des Niederrheins wieder die Oberhand gewonnen hat, wie uns das dann freilich viel später erst in der Entwicklung des Eiderstedter Haubergs so übermächtig entgentritt. Die mit Bildern und Grundplänen ganz hervorragend ausgestattete Arbeit zeichnet sich durch ebenso vorzügliche Kenntnis der Landschaftsverhältnisse wie der geschichtlichen Umwandlung der Häuser durch die Bauordnungen und den Wandel der Wirtschaft in den abgelaufenen Jahrhunderten aus.

Bei solcher Einstellung zur „Stammheitlichkeit“ der unterschiedlichen alemannischen, fränkischen und friesischen Hausformen wird mancher ohnehin skeptisch gestimmte Betrachter die Problemstellung vielleicht an und für sich als beiläufig empfinden und eine darauf gegründete Namengebung als verfehlt bezeichnen wollen. Wir möchten dem von vorneherein mit aller Entschiedenheit entgentreten. Was sich in unserer Erkenntnis an dem Beispiel der Haustypen besonders klar vollzieht, ist eine notwendige Umstellung der herkömmlichen Begriffe von Ursprung und Charakter aller „Stammhaftigkeit“ überhaupt. Franken, Friesen, Niedersachsen dürfen in der geschichtlichen Gemeinschaft und mit den Kulturgütern, die den Volksforscher in der Beschreibung ihres Daseins grundlegend angehen, ganz im allgemeinen so wenig als isolierte Stämme *sui generis* aufgefaßt werden, als dies im besonderen von den von ihnen allmählich erarbeiteten, bevorzugten und langsam in ihrem Schosse erstarkten Hausformen gilt. Es hieße den lebendigen Eigenwert solchen Erstarkens völlig verkennen, wollte man es nur als ein Ergebnis „äußerer Umstände“ und nicht auch als den Ausdruck der davon geweckten Eigenkraft des Stammeswesens ansehen, die ja mit dem Zeitpunkt der erstmaligen Namenstaufe einer solchen Lebensgemeinschaft nicht zu wirken aufhört. Wo Ursprung und Ausbreitung einer Kulturform in einen siedlungskundlich auffälligen kulturgeographischen Zusammenhang zu bringen sind, wird man immer, sei es auch nur zivilisatorischem Wirken stammheitlichen Charakters nachspüren müssen, da er in vielen Fällen nachweislich als wesentlicher geschichtlicher Faktor in Frage kommt. Und selbst wenn sich nicht immer stammheitliche Momente im Verlauf jahrtausendelanger Kulturbewegung in der Anwendung dieser oder jener Hausform ganz eindeutig herausstellen lassen, soll und kann man den stammheitlichen Grundcharakter, den just sie offenbaren, in der Namengebung als Kulturtat nicht untergehen lassen.

Wohl das beste Beispiel für stammheitliche Uebertragung des fränkischen Hauses bietet seine Verpflanzung nach Siebenbürgen durch die dort eingewanderten Moselfranken im 13. Jahrhundert. Victor Roth: Zur Geschichte des sächsischen Bauernhauses in Siebenbürgen, und Hermann Phleps: Ueber die Urformen des siebenbürgisch-sächsischen Bauernhauses, Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde,

N. F. 42, Hermannstadt 1924 (S. 239—260, 261—275), haben gezeigt, daß der Grundriß wie die Bauart der siebenbürgischen Sachsenhäuser sehr altertümlich verblieben ist. In dem von Roth untersuchten Dorf Kelling zeigen die aus dem 16. Jahrhundert stammenden Häuser durchwegs den einfachen Wohntrakt mit „Haus“ und „Stube“, manchmal wohl auch eine Hinterstube. Die Häuser sind gemauert und haben die charakteristische giebelige Stellung zur Straße bei eher schmalem Grundriß, wie wir dies ja überall just bei diesem Typus in den Straßendörfern zu sehen gewohnt sind. „Daß das, was wir als fränkische Bauweise bezeichnen, von den meisten Kolonistengruppen mitgebracht worden ist“, bezeichnet Verf. als „Tatsache“, ebenso „daß daneben aber auch andere Einflüsse sich geltend gemacht haben“. Die Kellingener Steinhäuser der alten Zeit geben sich ihm als eine Nachbildung städtischer Bauweise zu erkennen, „wobei die Richtlinien der fränkischen Anlagen beibehalten sind“, ein Gesichtspunkt, der auch anderwärts für das städtische Bauwesen in der letzten Zeit als fruchtbar erkannt worden ist, wovon noch näher zu sprechen sein wird.

Phlebs, für den „heute keine Zweifel mehr bestehen, daß die bei den Sachsen, aber auch bei Rumänen und Magyaren angewendete fränkische Gehöfteform von den im 12. Jahrhundert eingewanderten deutschen Siedlern eingeführt wurde“, findet in Michelsberg sogar noch alten Fachwerkbau erhalten, wobei die Fächer, der geänderten Umwelt entsprechend, in Anlehnung an den bodenständigen Blockbau ausgeklotzt wurden, und glaubt an ihm ebensoviel wie am Dachstuhl gewisse alemannische Eigenarten abnehmen zu können. Wir sind freilich nicht so sicher, daß in der Wandbildung das Blockständerwerk der Alemannen als Vorläufer der Ausklotzung betrachtet werden muß, immerhin wird man gewisse Eigenheiten der Dachbildung mit Eigenheiten des Mutterlandes in näheren Zusammenhang bringen können, wobei in erster Linie aber wohl nicht an „alemannische“ Entsprechungen am Dachfuß zu denken ist, über die der Aufsatz uns ziemlich im unklaren läßt, sondern an das Eingreifen der Dachsparren in den Rahmenbalken mittels Klauen oder Zapfen, wie sie im Mittelalter in niedersächsischen Gegenden und am Niederrhein bis Düsseldorf herunter üblich war. Bei gebogenen Stützen, die eben nicht selten vorkommen, verweist Verf. darauf, daß sie als flandrische Eigenart gelten und hier unter Einfluß der beim Schiffbau gewonnenen Schulung entstanden seien. „Es zeigen sich also auffallende und zuverlässige, auf den Norden, zumindest auf die nördliche Rheinprovinz hinweisende Merkmale.“ Auch für die Vorlaube an der Längsseite des Hauses verspricht uns Verf., einen in der alten Heimat vorfindlichen Dachvorsprung als Vorläufer aufzuzeigen, und schneidet damit das sehr ausbaufähige Thema der Ueberbleibsel der Bauart früherer Tage just in Kolonistengebieten an. Müssen wir doch überhaupt in Westeuropa um Jahrhunderte, wenn nicht bis ins Mittelalter beim Studium der Bauformen zurückgreifen, um die richtigen Entsprechungen für die hochaltertümliche Bauweise in unseren Gebirgsländern etwa zu finden.

Was an dem Beispiel des siebenbürgisch-sächsischen Hauses hier anschaulich wird, kann seine endgültigen Grundlagen allerdings erst durch die kulturgeographische Ausdeutung der einschlägigen Erscheinungen über ihr ganzes Ausbreitungsgebiet im deutschen Volk hinweg gewinnen. Vieles

harrt hier noch der Untersuchung. Methodisch sehen wir diese Arbeitsrichtung in letzter Zeit besonders durch R. Mielke gefördert, sowohl was die Verbreitung der Siedlungen wie der unterschiedlichen Bauformen betrifft. Ganz im Sinne der oben vertretenen Anschauungen finden wir das Problem stammheitlichen Haus- und Siedlungswesens bei ihm in nachstehenden Arbeiten erörtert. R. Mielke: „Die Entstehung und Ausbreitung des Straßendorfes“ (Zeitschrift für Ethnologie, 58. Jahrg., Berlin 1926, S. 193—217, 26 Abb.), faßt die von der bisherigen Siedlungsforschung gewonnene Erkenntnis für diesen Typus etwa folgendermaßen zusammen: „Zwar habe man mit Meitzen das Straßendorf im deutschen Osten wiederholt als slawisch angesprochen“ — unsere obigen Ausführungen zeigen, daß eine genauere Definition der slawischen Siedlung dies nicht mehr zuläßt — „anderseits aber“ sagt M., „spricht die weitverbreitete Bezeichnung ‚Fränkisches Dorf‘ dafür, daß man dem Stamm der Franken einen erheblichen Anteil an der Verbreitung dieser Siedlungsform beimißt. Da die Franken an der ostdeutschen Kolonisation stark beteiligt sind, wofür die ‚fränkische Hufe‘, das ‚fränkische Recht‘ (jus franconicum) sprechen, so kann man diese Beziehungen gelten lassen. Ueberall, wo Franken sitzen, ist auch das Straßendorf vertreten . . . Man kann also mit Recht von einer fränkischen Dorfform sprechen, die andere deutsche Stämme zwar nicht ablehnen, aber ihr neben dem Einzelhof und Haufendorf nur eine nebensächliche Bedeutung zugestehen.“ (A. a. O. S. 194) Im weiteren Verfolg spricht sich Mielke dann für den deutschen Osten für einen gewissen örtlichen Einschlag im Siedlungsbild aus und tritt mehr für eine chronologische Behandlung des Problems der Straßendorfbildung in diesen Kolonisationsgebieten ein. Dem, der rückschreitend von den planmäßigen Straßendorfkolonisationen des 18. Jahrhunderts die Geschichtstatsachen aufrollt, wird sich gewiß zuvörderst diese Einstellung empfehlen, er wird letzthin aber auch dabei in Zeiten kommen, wo die Urbarmachung nicht ohneweiters mit Siedlern aus verschiedensten Stammesgebieten nach einheitlich von der Obrigkeit festgelegten Besiedlungs- und Bauplänen vorgenommen worden sein konnte, ja wo überhaupt nur ein paar deutsche Stämme über Erfahrungen im dörflichen Siedlungswesen verfügten. Gerade der Frankenstamm empfiehlt sich da der Beachtung eines jeden Siedlungsforschers um so mehr, als er am ehesten nach seinen Wanderungen von Hessen nach Holland und Gallien und nach seiner späteren Ausbreitung bis in oberdeutsches Gebiet dem späteren Ausbreitungsgebiet des in Rede stehenden Straßendorfstypus am nächsten kommt. Zu seiner zivilisatorischen Zusammenfügung aus älteren germanischen Stammesgruppen paßt auch am ehesten die gleichsinnig mehr zivilisatorische Entwicklung, die wir dem fränkischen Siedlungstypus im allgemeinen zuzuerkennen geneigt sind, im Gegensatz etwa zu den Ur- und Erbformen, die der Sachsenstamm in Einengung aus einem ursprünglich wohl weiteren und wohl gleichfalls noch nicht stammheitlichen Geltungsbereich seines Hauswesens sich bis auf unsere Tage bewahrt hat. Den im Frankentum aufgegangenen istvönischen Stämmen war nach M. das Straßendorf noch unbekannt. Im Anschluß an K. Lamprecht und andere wird dann der Siedlungsweg der Franken im einzelnen verfolgt, wobei sich für das salische Franken noch Ueberwiegen der Einzelsiedlungen ergibt, die erst dann von Haufendörfern

abgelöst wurden, als sich in Artois und Flandern der germanische Völkerstrom staute. Bis zur Loire und Seine folgen die an Ortsnamen (fränkischen Personennamen mit der Endung *ville* und *court*) kenntlichen Dörfer dann vielfach schon den Römerstraßen, und hier war es wohl, daß die Franken mit dem Mehrstraßendorf vertraut wurden, das sie dann vielfach aus strategischen Rücksichten unter Beibehaltung germanischer Flur- und Hufenverfassung — mag sein unter grundherrschaftlicher Verfügung — zum Kernsystem ihrer Kolonisation erhoben, das sie solchermaßen auch in die neubesiedelten Gebiete am Main, Jagst und Neckar und am Oberrhein bis in den Elsaß verpflanzten. Im Donaukreis und südlichen Boden mag es sich nach dem Vorbild des romanischen Lagerdorfes auch unabhängig von dieser Kolonisation verbreitet haben. Mit der fortschreitenden Kolonisation im Osten ist dann, wie M. ganz richtig bemerkt, die Dorfanlage fortschreitend durchdacht und kanonisiert worden. Ähnlich steht es ja auch mit dem fränkischen Gehöfte. Da die alemannischen Volksgesetze mit ihren Bestimmungen Anwesen in Gehöfteform mitbetreffen, wird man ihren Geltungsbereich von der Kenntnis dieser Wohnform gewiß nicht ausschließen können. An der folgerichtigen Weiterplanung von Dorf und Hof zur typischen Form des deutschen Ostens wird man den Alemannen aber um so weniger eponymen Anteil zubilligen können, als sie im eigenen Wohnbereich, wo sie sicher rein und unvermischt sitzen, keineswegs diesen Wohntypus, sondern vorwiegend die großen Säulenhäuser und gestelzte Häuser zur Geltung gebracht haben. Und wenn, wie A. Dopsch neuerdings hervorhebt¹⁾, der Oströmer Agathias die Franken als besonders geschickt und anpassungsfähig bezeichnet, so tritt auch hier wohl jener zivilisatorische Grundzug in den Nachfolgern der Römer hervor, den unser hauskundliches Material uns in seiner Auswirkung über die ganzen deutschen Lande hinweg bei schöpferischer Weiterbildung ihres Erbes zu offenbaren scheint. In einem freilich bleibt ein Zusammengehen auf breiter Front zwischen fränkischem und oberdeutschem Wohnbau zu betonen, es ist die Stuben- und Ofenentwicklung, die zuältest wohl nur Mitteldeutschland mit Oberdeutschland teilt. Doch dürfen wir uns auch diesen Entwicklungsbereich als nicht zu kleinräumig vorstellen. Noch harren zahlreiche Kümmerformen von „Poêle“-Kämmerchen bis weit nach Nordfrankreich der kulturgeschichtlichen Untersuchung, die für die Kulturgeographie und Geschichte der Ofenstube in Westdeutschland mit von ausschlaggebender Bedeutung sein müßte.

R. Mielke: Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Beziehungen zu Menschen und Landschaft. J. F. Lehmanns Verlag, München 1927. (310 S., 73 Abb., 6 Taf. im Text.)

Hier stellt der Verf. ganz bewußt die Zustände des Gemeinschafts- und Stammeslebens in den deutschen Landen in den Mittelpunkt der Betrachtung und baut die gesamte Darstellung des Siedlungs- und Hauswesens auf ihm auf. Ja noch mehr: Das Stammeswesen gewinnt bei ihm Charakter, Gestalt und Farbe überhaupt erst aus diesem Verwachsensein der Menschen und Sippen mit Wohnung, Haus und Wirtschaft, die in jahrtausendalter Entwicklung ein Kernstück ihrer Eigenkraft ausmachen.

¹⁾ Korr.-Bl. d. Ges.-Ver. d. d. Gesch. u. Altert.-Vereine, 1927, S. 180.

Es ist dies das erste Mal seit W. H. Riehl, daß in ernst zu nehmender Art eine solche Kulturpsychologie der deutschen Stämme geboten wird, von der wir uns grundsätzlich und inhaltlich unvergleichlich mehr versprechen als von den rassenpsychologischen Gemeinplätzen, mit denen Rasse und Volkstum auf einen rationalen Nenner gebracht werden sollen und mit denen man der ernstesten Forschung auf diesem Gebiet mehr schadet als nützt. In fließender leserlicher Sprache geschrieben, schön gedruckt auf gutem Papier, vortrefflich mit Plänen, Grundrissen und Bildern ausgestattet, ist es ein sympathisches Hausbuch für jeden Volksforscher, aber auch jeden Volksfreund, der dem Verfasser beistimmt, wenn er sagt: „Nicht Mechanisieren des Menschen und Gleichmachung der Lebensformen, sondern die Entwicklung aller Anlagen, die der einzelne, die Familie, der Stamm und das Volk als Erbmasse von Geschlecht zu Geschlecht überkommen hat, ist dem Deutschen immer der tiefe Inhalt in seiner Arbeit gewesen.“ Daß wir auch den Städtebau alter Tage im Charakterbild der Siedlungslandschaften mitbehandelt sehen, buchen wir als programmatischen Gewinn der Siedlungsforschung, der auf diesem Gebiet noch manche Vertiefung der Erkenntnis beschieden sein wird. Nach dem wissenschaftlichen Grundprinzip systematischer Vergleichung, das der Volksforschung allein wissenschaftlichen Rang sicherstellt, ist das deutsche Siedlungswesen mit einer ganz ansehnlichen Einleitung in Zusammenhang mit der vorgeschichtlich-altindogermanischen und der keltischen und slawischen Ueberlieferung gebracht. Wir möchten hier nicht alle Voraussetzungen uns zu eigen machen, von denen der Verf. ausgeht, insbesondere nicht bezüglich des altitalischen und des Atriumhauses. Als Entgleisungen betrachten wir — wie zwichendurch erwähnt sei — die Bemerkungen über das französische Familienwesen, finden uns aber von der Erfassung des Themas auch hier just im Sinne einer grundsätzlichen völkerpsychologischen Einstellung methodisch ebenso gefördert, so wie dies vom Problem der deutschen Stammeskunde in der vielseitigen, geschichtlich wohl fundierten Darstellung insgesamt gilt.

Konrad Hahm: Deutsche Volkskunst. Mit einem Geleitwort von Dr. Edwin Redslob, Reichskunstwart. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft. Bildteil mit 216 Tafeln.

Während in Oesterreich und den slawischen Ländern das Interesse und die sammlerische und forschende Beschäftigung mit der Volkskunst schon seit Dezennien mit rühmlichen Erfolgen am Werke war, ist in Deutschland die auf eine intensivere Pflege und wissenschaftlich-seelische Würdigung der deutschen Volkskunst gerichtete Geistesbewegung erst nach dem Weltkriege mit der von ihm eingeleiteten Stärkung und Vertiefung des Heimatgedankens zu umfassenderer Auswirkung gelangt. Es sei nur an die unter Leitung Dr. E. Redslobs herausgekommenen 8 Bände deutscher Volkskunst aus verschiedenen deutschen Stammesgebieten und an die beiden Jahrbücher für historische Volkskunde, die Dr. W. Fraenger herausgegeben hat, gedacht, sowie an die namentlich in Bayern, Franken und den Rheinländern schon von früher her mit Eifer betriebene Pflege der heimischen Volkskunst.

Nun liegt in dem mit großer Wärme und tief eindringendem Verständnis geschriebenen Werke Konrad Hahms eine musterhaft abgerundete

Darstellung des Wesens und Inhalts der deutschen Volkskunst vor, als deren leitender Grundgedanke unter Ablehnung des bekannten Schlagwortes vom »gesunkenen Kulturgut« die Verwurzelung des volkstümlichen Schaffens im volkstümlichen Gemeinschaftsgefühl, in der »Volkheit«, vom Verfasser konsequent ausgeführt wird. Der reiche, dem Text beigegebene Bildteil, der auf nicht weniger als 216 Tafelseiten ein systematisch ausgewähltes Material an volkstümlichen Werken und Ornamenten beibringt, wird vom Leser ohne Schwierigkeit mit den vorangestellten Ausführungen in Verbindung gebracht werden können, wenn es vielleicht auch erwünscht gewesen wäre, daß der Verfasser seinen Text in innigerer Verbindung mit den Abbildungen angelegt hätte, wie dies Referent in seinem Werke über »Oesterreichische Volkskunst«, wie angenommen werden darf, zum merkbaren Gewinn der Benutzer des Werkes durchgeführt hat. Prof. M. Haberlandt.

Bilder aus der Kulturgeschichte der Siebenbürger Sachsen. Unter Mitwirkung von G. Brandsch, R. Briebrecher, K. K. Klein, A. Scheiner, G. A. Schuller, Richard Schuller, A. Schullerus, O. Wittstock, herausgegeben von Fr. Teutsch. 2 Bände. Verlag der Krafft & Drotloff A. G. Hermannstadt 1928.

Die gelehrten Kreise der Siebenbürger Sachsen haben seit jeher für Kulturgeschichte, Heimat- und Volkskunde ihres Volksgebietes den regsten Sinn und wissenschaftlichen Forschungseifer betätigt. Die in den beiden vorliegenden Bänden gesammelten kulturgeschichtlichen Bilder, in der Hauptsache eine neue Auflage der 1899 erschienenen »Bilder aus der vaterländischen Geschichte«, beschäftigen sich, durchwegs von bewährten Fachmännern verfaßt, mit dem kulturellen und volkstümlichen Leben der Siebenbürger Deutschen in allen Belangen und in gebotener geschichtlicher Vertiefung. Von besonderem volkskundlichen Wert und Interesse sind im ersten Band die Abschnitte: 1. Die Besiedlung des Landes durch die Sachsen, von Dr. Fr. Teutsch; 2. Sächsischer Landbau, von Dr. G. A. Schuller; 3. Haus und Hof, von Dr. A. Schullerus; 8. Die sächsische Frau einst und jetzt, von Dr. Fr. Teutsch, 11. Unsere Volkstracht, von Oskar Wittstock; 19. Sitte und Brauch in der Zeit vor dem Weltkrieg, von Oskar Wittstock; 21. Die Nachbarschaft, von Oskar Wittstock.

Im zweiten Bande sind die Aufsätze über die Musik unter den Sachsen; Name und Mundart, von Dr. A. Scheiner; über die Volksdichtung, von Dr. A. Schullerus, als für den Volkskundler besonders bemerkenswert hervorzuheben. Mit Recht sagt der Herausgeber im Vorwort des reichhaltigen Werkes: »Eine Fülle Leben tritt uns aus den Darstellungen entgegen und doch geben sie bloß einen kleinen Ausschnitt aus der Kulturarbeit des sächsischen Volkes. Diese ist heute schwerer als jemals, aber um so größer ist die Aufgabe, die nicht zuletzt dazu dienen soll, das Gefühl der Zusammengehörigkeit in uns zu stärken, ohne das wir keine Zukunft haben.« Der Einblick in das reiche Kulturerbe dieses weit in den Osten vorgeschobenen deutschen Volkspostens, den die vorliegenden kulturgeschichtlichen Bilder gewähren, stärkt bei jedermann die Zuversicht, daß sich dieser tüchtige deutsche Volksteil sein Volkstum ungebrochen auch in der Zukunft erhalten wird. Prof. M. Haberlandt.

Volkstum und Kultur der Romanen. Vierteljahrsschrift mit Unterstützung der Hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung. Herausgegeben vom Seminar für romanische Sprachen und Kultur an der Hamburgischen Universität. I. Jahrgang. 1. Heft. Friederichsen, de Gruyter & Co., Hamburg 1920.

Unter der Schriftleitung der zwei hervorragenden Romanisten Walter Kändler und Fritz Krüger tritt, auf das wärmste von den Vertretern der vergleichenden Volkskunde zu begrüßen, die oben angezeigte Zeitschrift ins Leben, welche sich mit Volkstum und Kultur der romanischen Völker beschäftigen will, die bisher neben den sprachlichen Verhältnissen ziemlich stiefmütterlich behandelt worden sind. Das in der »Einführung« der neuen Zeitschrift gegebene Versprechen, daß die eigentliche Volkskunde der Romanen, die in deutschen Zeitschriften kaum zu Worte kommt, in besonderem Maße berücksichtigt werden soll, erscheint besonders erfreulich. Im vorliegenden ersten Heft schenkt uns Dr. Fritz Krüger, der uns durch sein schönes Werk über die Gegenstandskultur Sanabrias (vergl. diese Zeitschrift, XXXIII., Seite 36) sowie seine Arbeiten über die nordwestiberische Volkskultur (diese Zeitschrift, XXXIII., 36) und »Volkskundliches aus der Provence« (ebenda) rühmlichst bekannt ist, einen äußerst willkommenen gründlichen Ueberblick über die volkskundliche Forschung in Südfrankreich, die den großen Spuren und Anregungen F. Mistral's folgend, in den letzten Dezennien vielseitiger und eifriger, als im Allgemeinen unter uns bekannt geworden ist, am Werke gewesen ist. Ein zweiter Artikel des vorliegenden Heftes des bekannten Sardinienforschers Max Leopold Wagner ist den Geheimsprachen auf Sardinien gewidmet und enthält auch volkskundlich bemerkenswerte Mitteilungen. Regelmäßig in Aussicht stehende literarische Anzeigen werden den Wert der neuen Zeitschrift erhöhen. So sei dem neuen Unternehmen der beste Erfolg beschieden! Wir werden unseren Leserkreis jeweilig gern auf die hier geleistete Arbeit aufmerksam machen.

Prof. M. Haberlandt.

Quellen zur deutschen Volkskunde. Herausgegeben von V. v. Geramb und L. Mackensen. Erstes Heft: Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Ins Deutsche übertragen und mit Fußnoten versehen von Georg Jakob (51 Seiten). Zweites Heft: Die Knaffl-Handschrift. Eine obersteirische Volkskunde aus dem Jahre 1813. Herausgegeben von Viktor von Geramb. 173 Seiten mit 4 einfarbigen und 4 mehrfarbigen Tafeln. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1927 und 1928.

Jeder Volksforscher wird die hier begonnene Reihe dankbarst begrüßen, um in seinem Quellenstudium sich von Fachausgaben mit Anmerkungen für andere Wissenszweige unabhängiger zu fühlen. Ja, es geben nunmehr volkskundliche Forschungen, wie die des einen Herausgebers, V. Geramb, dem bewährten Arabisten Anlaß, etwa im Berichte Bekris über die Schwitzbäder der Slawen »kanün« mit »Ofen« statt »Herd« zu übersetzen, und der kuriose Umweg über die Beschreibung, die dieser reisende Kaufmann (Sklavenhändler?) ausgerechnet vom Auerhahnwild (Seite 16) gibt, mag vielleicht sogar Anlaß werden, so bedauerlich oberflächliche Auslassungen, wie die von P. G. Bloch (Hessische Blätter für Volkskunde, XXVI. [1927], 65 f.), über den Schuhplattlertanz zu korrigieren und in einer methodisch ausgebauten Volkskunde künftighin zu vermeiden. — Besonders lebensnah mutet uns aber

die von Geramb liebevoll sorgfältig einbegleitete Knafflhandschrift an. Wie fällt Licht von den Bemerkungen des biederen Knaffl über den Trachtenluxus seiner Zeit sogar auf das neuzeitliche Trachtenleben, wobei wir dem Verlag die wirklichkeitstreue Wiedergabe von vier Guaschebildern des vorzüglichen Lederwasch danken. Geramb stellt es klar heraus, wie zu jener Zeit überhaupt »Volkskunde« — sollte das Wort nicht vom erfindungsreichen Knaffl selber stammen, der es 1812 und 1813 bereits gebraucht hat? — allerorten schon methodisch angebahnt wurde, wobei ihr Patron Erzherzog Johann die besten Köpfe für einen umfassenden Grundplan heranzog.

A. Haberlandt.

Lehrproben zur deutschen Volkskunde. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier. 136 Seiten. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1928.

Den Benützern der schon früher von John Meier herausgegebenen »Deutschen Volkskunde«, aber auch den volkskundlich interessierten Mittelschullehrern überhaupt wird das vorliegende Sammelbuch ein willkommener Wegweiser für den Unterricht in Deutsch und Geschichte sein, und wir möchten nicht versäumen, die für Mitglieder unseres Vereins gleich dem oben erwähnten Band zu ermäßigtem Preise zu beziehende Neuerscheinung ihnen angelegentlich zu empfehlen. Behandelt sind: Das Waldhufendorf (Grundbeispiel der planmäßigen Kolonistensiedlung im deutschen Mittelgebirge) — Das Bauernhaus in deutschen Landen — Pflanzen- und Tiernamen — Weihnachten — Fastnacht — Ostern im Volksbrauch — Saat und Ernte — Mundart und Schriftsprache — Die deutsche Volkssage in der Volksschule — Die schöne Lilofee (Behandlung eines Volksliedes).

A. Haberlandt.

Max Walter: Die Volkskunst im badischen Frankenlande. 127 Seiten mit 53 Abbildungen. C. F. Müller, Karlsruhe in Baden 1927. (Heimatblätter »Vom Bodensee zum Rhein«, Nr. 33.)

Eigentlich dürfte man das von ausgezeichneter Orts- und Stoffkenntnis im ganzen Lande zeugende Heft fast den Vorläufer einer Kunsttopographie mit umfassender landeskundlicher Einführung nennen. Denn in der Tat behandelt es nicht bloß das Thema der Volkskunst, sondern fast zum überwiegenden Teil Werdegang und das Bild der Siedlungen des badischen Frankenlandes in ihrem kulturgeschichtlichen Gesamtcharakter. Seite 5—20 ringt Verfasser theoretisch wacker mit der Umschreibung des Wesens der Volkskunst. Ihre besondere Eigenart im badischen Frankenlande hätte uns aber vielleicht eher ein Ueberblick über ihre historisch nachweisbaren Erzeugungsstätten und allenfalls auch Künstlerfamilien näher gebracht, von denen wir im Text verhältnismäßig wenig erfahren. J. Blau sei da nach wie vor allen Landschaftsforschern als mustergiltiges Vorbild empfohlen. Für die Wiedergabe der Holz- und Tonplastiken unter den Andachtsbildern, auch der feiner modellierten Bildstöcke würden wir photographische Wiedergabe der sonst recht ansprechenden, aber doch zu persönlichen Strichzeichnung vorgezogen haben.

A. Haberlandt.

Josef Hanika: Hochzeitsbräuche der Kremnitzer Sprachinsel. Heft 4 der Forschungen der Sudetendeutschen Heimatkunde, herausgegeben von Erich Gierach, Reichenberg 1927.

Als mit der Neugründung des tschechoslowakischen Staates mit den einstmals ungarischen Gebieten auch kleinere deutsche Teile diesem einverleibt wurden, war zu erwarten, daß die schon viele Jahre vor dem Kriege tätige Heimat- und Volkskundeforschung in den Sudetenländern nun auch die neu angeschlossenen Sprachinseln in den Kreis ihrer Forschungen einbeziehen werde. Zudem nährte die Zurückdrängung der Deutschen im Staatsleben den Wunsch, mit den neuen Stammesbrüdern in nähere Berührung zu kommen und mit ihnen einen kulturellen Zusammenschluß anzubahnen. Diesem Ziele will auch die von Prof. Hauffen, Prag, angeregte Arbeit dienen; es sei aber gleich vorweg gesagt, daß diese Darstellung von Hochzeitsbräuchen sich von vielen ihrer Art nicht bloß deshalb unterscheidet, weil ein bisher nicht beachtetes Gebiet der Forschung erschlossen wurde, sondern weil sie eine wissenschaftliche und methodisch wertvolle Leistung ist. Der Verfasser hat sein Arbeitsgebiet, die Gegend zwischen den Wasserscheiden der drei Täler der Gran, Neutra und Turtz (Turoz) genau auf vielen Wanderungen durchforscht und konnte sich auf mündliche Berichte Einheimischer stützen. Ein kurzer historischer und siedlungsgeschichtlicher Ueberblick orientiert über Land und Leute und die Mundart. Die Kremnitzer Sprachinsel übertrifft mit ihren 48.000 deutschen Bewohnern die bekanntere Zips (40.000), steht ihr allerdings kulturell nach, weil diese noch deutsche Stadtbevölkerung hat, während die Stadt Kremnitz bloß ein Fünftel Deutsche hat. Die fast durchwegs römisch-katholische Bevölkerung fand früher ihren Erwerb im Bergbau (Schemnitz, Alt-Neusohl, Königsberg u. s. w.), dagegen konnte die nach dem Versiegen des Bergsegens erfolgte Arbeitsumstellung (die Männer sind größtenteils Maurer und Tagelöhner oder arbeiten auf den Sägewerken) nicht genug Arbeitsgelegenheit schaffen, so daß viele nach Amerika ausgewandert sind. Ihre Mundart ist als eine schlesische anzusprechen. Den Hochzeitsbräuchen geht eine ausführliche Darstellung der Burschengemeinde voraus, die das besondere Interesse verdient. Es ist bedauerlich, daß im Titel der Arbeit nicht irgendwie darauf Bezug genommen ist und so leicht dieser wertvolle Beitrag zur Organisation der männlichen, schulentlassenen Jugend nicht die entsprechende Beachtung finden könnte. Die einschlägige Forschung sei nachdrücklichst darauf aufmerksam gemacht. Wir finden hier die geschlossene Ordnung erhalten, wie sie bloß mehr die Siebenbürger Sachsen in ihren Brüder- und Schwesterschaften haben. Amtswalter sind der Burschenrichter, Irtenmeister = Rechnungsführer, Pritschmeister, Tanzmeister. Der Pritschmeister hat über die Zucht in der Gemeinschaft zu wachen; er führt die Pritsche, die aus einer Holzscheibe (etwa 15 cm Durchmesser) mit einem 75 cm langen Stiel besteht, bunt bemalt und mit langen Bändern geschmückt ist. Diese Pritsche dient nicht allein als Zuchtinstrument, sondern genießt, man möchte sagen, eine beinahe ans Religiöse grenzende Verehrung, wenn sie am Kirchweihstage von den Mädchen geschmückt und von den Burschen mit Musik in den Tanzsaal abgeholt wird. Diese Burschengemeinde erhebt auch noch den gemeinsamen Anspruch auf die Mädchen; denn sie bestraft einen Burschen, der allein zu einem Mädchen geht oder wenn er nur bei einem Mädchen stehend gesehen wird. Aus demselben Anspruch erklärte sich die ehemalige Sitte, daß kleinere Trupps Burschen »durch die Kammern gingen«. Sie nahmen sich etwas zum Trinken mit und gingen

nachts durch die Schlafkammern der Mädchen, unterhielten sich ein wenig, gingen weiter, nachdem sie meistens einen zurückgelassen hatten. Der Burschengemeinde steht die der Mädchen gegenüber. Der Hauptteil der Arbeit ist den Hochzeitsbräuchen gewidmet, die von der Bekanntschaft an vorgeführt werden. Reichliches Vergleichsmaterial wird hier herangezogen. Zu dem wird genau geschieden zwischen den alten und noch jetzt bestehenden Bräuchen. Ein genaues Eingehen ist hier nicht möglich, es soll bloß auf zwei besonders altertümliche Züge hingewiesen, so daß in Krikerhäu alle Paare des Jahres gleichzeitig nur am Montag vor dem Aschermittwoch getraut wurden, während jetzt allgemein jeder Sonntag, an dem es kirchlich erlaubt ist, dazu verwendet wird. Die Hochzeitsfeier dauert eine ganze Woche. In Berg sitzt die Braut bei der Haubung um Mitternacht in ihrer Kammer auf der Mohnstampfe, damit sie schöne Kinder bekomme; darnach drängen sich die Mädchen herein, denn das erste, das sich neben die Braut setzt, wird die nächste Braut.

4 Lieder mit Noten und 10 Lichtbilder und ein genaues Sachverzeichnis vervollständigen das Buch, das eine wertvolle Bereicherung der Volkskunde-literatur auf diesem Gebiete ist.

Dr. H. Jungwirth.

Deutsch-Oesterreichische Literaturgeschichte. Herausgegeben von Ed. Castle. Band III, Abteilung 1—4, Verlag C. Fromme, Wien 1926 ff.

In dem vorliegenden Werk, dessen 1. und 2. Band bereits vor dem Krieg erschienen sind, besitzt Oesterreich eine Literaturgeschichte, wie sie kein Gebiet Deutschlands in solcher Ausführlichkeit und restlosen Vollständigkeit aufweisen kann. Auf stammhafter und landschaftlicher Grundlage aufgebaut, wird der Werdegang der deutschen Literatur in Oesterreich von den ältesten Zeiten bis zum Ende des Weltkrieges aufgezeigt. Oesterreich ist hier im alten Sinn gefaßt, das heißt, es werden alle deutschen Gebiete der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie einbezogen: neben den Alpen-deutschen werden die Sudeten- und Karpathendeutschen (einschließlich Ungarn) sowie die deutschen Sprachinseln der südlichen Grenzländer behandelt. Diese Zusammenfassung aller Deutschen auf altösterreichischem Boden verleiht dem Werk seine überragende Stellung und gestaltet es zu einem Monumentalwerk deutscher Literaturgeschichte.

Es ist das Verdienst Prof. E. Castles, des durch seine mustergiltigen Ausgaben österreichischer Klassiker, durch zahlreiche Einzelbeiträge zur deutsch-österreichischen Literaturgeschichte, sowie durch seine Forschungen über Goethe rühmlich bekannten Literaturhistorikers: der Wiener Universität, der noch vor Zeidlers Tod in den Redaktionsstab eingetreten ist und einen Teil des 2. Bandes mitbetreut hat, nach Nagls Hinscheiden die Fortführung des großangelegten Werkes ermöglicht zu haben. Der vielfache Mangel an Vorarbeiten — galt es doch mehr als einmal literarisches Neuland der Forschung zu erobern — gestaltete die Arbeit, in die sich der Herausgeber mit einem Kreis von Fachgenossen teilt, besonders schwierig. Umso dankbarer müssen wir ihm für die inhaltsreichen Lieferungen sein, von denen bisher vier vorliegen.

Im 1. Hauptteil (Neuabsolutismus und erste Verfassungsversuche, 1848 bis 1866) stammt aus der Feder des Herausgebers die Darstellung der dramatischen Produktion dieses Zeitraums, die Ausführungen über die Entwicklung der Presse, die journalistischen HAUPTerscheinungen und der Charakter der Wiener Tagespresse, nebst manchen Zusätzen zu andern Beiträgen, im

2. (noch unvollendeten) Hauptteil (Herrschaft und Niedergang des deutsch-liberalen Großbürgertums, 1866 bis 1890) »Die Makartzeit«. Den eigentlich literarischen Kapiteln beider Teile hat Castle vortreffliche Ueberblicke über die politischen Ereignisse vorausgeschickt, Hauptteil 1 enthält außerdem einen Ueberblick über die Unterrichtsreform (E. Castle) sowie eine sehr dankenswerte erstmalige Darstellung der Philosophie (C. Siegel) und Germanistik (J. Körner) auf österreichischem Boden bis zur Gegenwart. So wird der Unterbau für die Betrachtung der zeitgenössischen schönen Literatur geschaffen, die ohne die Klarlegung ihrer Voraussetzungen auf politischem und kulturellem Gebiet nicht voll verstanden werden kann.

Aus der Zahl der Beiträge seien nur die den Volkskundler besonders interessierenden genannt. Es sind dies: Deutsche Philologie (J. Körner), Mundartforschung (A. Pfalz), Wiener Volksgesang (R. Wolkan †), Die alpenländische Heimaterzählung (R. Latzke), Das Volkstheater (F. Hadamowsky), Wiener Sittenschilderung in Skizzen und Geschichten (G. A. Ressel).

Auch die in ihrer minutiösen Kleinarbeit erschöpfenden Abschnitte über »die Lireratur in den einzelnen Kronländern« bieten dem Volkskundler wertvolles Material. Mit Castles erst begonnener Einführung in die Makartzeit bricht die 4. Lieferung des 3. Bandes ab, dessen Vollendung man mit freudiger Spannung entgegensehen kann. Dank und Anerkennung gebührt auch dem Verlag für die Ausstattung des Bandes, dessen reiche Illustrationen eine willkommene Beigabe bieten.

Das Werk stellt nicht nur ein unentbehrliches Handbuch für den Germanisten und für die Lehrerschaft dar, unter der ihm größte Verbreitung zu wünschen ist, es ist auch eine anregende Lektüre für jeden, der mit den geistigen Strömungen seiner Heimat vertraut werden will.

Dr. A. Perkmann.

Festschrift für Marie Andree-Eysn. Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. Herausgegeben in Verbindung mit dem Bayerischen Landesverein für Heimatschutz von Josef Maria Ritz. Druck und Verlag von C. A. Seyfried & Co., München 1928.

Zum 80. Geburtstage der gefeierten Forscherin und Sammlerin auf volkskundlichem Gebiete haben sich vierundzwanzig Forscher und Fachmänner zusammengetan, um der Jubilarin eine inhaltreiche wissenschaftliche Festgabe darzubringen. Die Vielfältigkeit der volkskundlichen und volkskünstlerischen Probleme kommt, fast durchweg im sachlichen Zusammenhang mit der Lebensarbeit von Frau Marie Andree-Eysn, in dieser Festschrift zu eindrucksvoller Erscheinung, wie dies ähnlich auch bei der großen Festschrift der Fall war, die im Vorjahr aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestandes des bayrischen Vereines für Volkskunst und Volkeskunde in München erschienen ist. Wir finden die meisten Namen vertreten, die auf dem Felde der deutschen Volkskunde Klang haben, und namentlich ist das Gebiet des Votivwesens, des Volksglaubens und Volksbrauches im bayrisch-österreichischen Kulturkreis von der Mehrzahl der beisteuernden Verfasser bebaut. Möge die Altmeisterin, der die Festschrift galt, in dem Gedanken besondere Genugung empfinden, daß die von ihr ausgestreute reiche Saat vielfältige Frucht in der Folge von bereits zwei Forschergenerationen getragen hat.

Prof. M. Haberlandt.

Julius Schwietering: Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde. (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte V/4, Seite 748—765. Max Niemeyer-Verlag Halle a. Saale 1927.)

In anregender persönlicher Durchgeistigung des Stoffes nach der sozialgeschichtlichen Seite hin entwickelt Verfasser eine Art *capitis deminutio* der deutschen Volkskunde, von der nach ihm eigentlich nur eine Lehre vom deutschen Bauerntum in historisch soziologischem Geiste als Teildisziplin der Geschichte zu verbleiben hätte, wogegen die altartig primitive Unterschicht der Volkskultur der Völkerkunde und Völkerpsychologie zugehört und die Philologie auf einen archäologischen Apparat zur Aufhellung von Bedeutungsfragen sich zurückziehen hätte. Für persönlich fruchtbare Feld- und Quellenforschung wird man sich da methodisch und inhaltlich vielleicht noch engere Horizonte abstecken können und sollen, nach der Systematik der Wissenschaften ist aber klar, daß — um beim letzten anzufangen — die Philologie des Studiums der Geistigkeit der Völker sich nicht entschlagen kann und wird und damit ein heute in weitesten Kreisen erstrebtes Stück Volkskunde methodisch ihr verpflichtet bleibt, wodurch die Teilung schon einigermaßen ins Wackeln kommt. Aus den Einleitungssätzen geht ferner hervor, daß des Verfassers Unzufriedenheit mit der Volkskunde hauptsächlich aus dem Einblick in die neuen »Volkskunden« deutscher Landschaften geboren wurde. Nun kann man ihn verstehen, wenn er das geistige Band der ach so vielen Kapitelüberschriften daraus nicht innerlich verspürt hat. Dem Ethnologen freilich, der mit der nüchternen Reihung dieser Überschriften schon als Doktorand systematisch Ordnung und Leben in seine Hunderte von Völkernamen zu bringen hat — sonst bringt er es in seiner Wissenschaft zu nichts — ergibt sich daraus mühelos und selbstverständlich als methodischer Kernbereich der Volkskunde wie überall das Volksleben, das wissenschaftlich und begriffsmäßig eben nur in den volkstümlich gewordenen Bindungen jeder Art innerhalb der geschichtlich bewährten Lebensformen einer bestimmten Kulturlandschaft erfaßt werden kann. Es mag das die Landschaft einer Kulturnation oder eine größere in Europa sein, der Referent — selbst nach Lehrgang und *venia docendi* in erster Linie Ethnologe — ist als hier eingearbeiteter Volksforscher dessen gewiss, daß *dissecta membra* von Teildisziplinen in und für diesen Kernbereich, der gewiß auch nicht nur Ethnologie genannt werden kann, nicht weiterhelfen kann.

A. Haberlandt.

Der I. Internationale Volkskunstkongreß in Prag und seine Ergebnisse.

Von Dr. Arthur Haberlandt, Wien.

Als Veranstaltung des Völkerbundes kam über Anregung der Subkommission der Wissenschaften und Künste in der Commission Internationale de Coopération Intellectuelle der I. Internationale Volkskunstkongreß im abgelaufenen Monat Oktober in Prag zustande. Die tschechoslowakische Regierung ließ es nicht daran fehlen, diesem Ereignis einen festlichen Rahmen zu geben, und dem Institut International de Coopération Intellectuelle mit seinem Secrétaire Mr. Dupierreux, in dessen Hände die vorbereitende Organisation und das Generalsekretariat gelegt war, ist im Verein mit dem wissenschaftlichen Beirat des Kongresses A. van Genep zudem die Genugtuung zuteil geworden, mit den inhaltsreichen Vorträgen und wissenschaftlichen Texten, die zum Teil bereits gedruckt vorliegen, der Wissenschaft von der Volkskunst einen bleibenden Fortschritt gesichert zu haben. Angesichts der litterarischen Ungeklärtheit des Begriffes der Volkskunst, der in Mitteleuropa geschaffen nun weltumspannenden Inhalt gewinnen möchte, bedeutete ein solches Unternehmen zweifelsohne ein Wagnis; der Kongreß mußte sozusagen improvisatorisch sich selbst seinen Weg bahnen. Eleganz und Geistesgegenwart in der Führung darf den Persönlichkeiten der Kommission und des Institutes in der Leitung des Kongresses unterschiedlos als Anteil am Erfolg zugeschrieben werden.

Freilich diese persönliche Leichtigkeit und Zielsicherheit der Veranstalter, die sich über Mängel der Lokalorganisation hinwegzusetzen vermochte, hat für den ungleich schwerfälligeren Apparat offizieller Vertretungen auf dem Kongreß nur beiläufige Voraussetzungen schaffen können. Sie entstanden bei rascher Initiative da und dort im letzten Moment oder es blieb bei wohlwollender Förderung, wie sie im Falle des Berichtstatters von Seiten des österreichischen Bundesministeriums für Unterricht mit Dank hervorgehoben werden darf. Der Gedanke des Kongresses hat indes für sich selbst ausreichend geworben. Es waren die Vertreter von 31 Nationen, die sich zusammengefunden hatten, und die in den Führern ihrer Delegationen zur Leitung des Kongresses mit berufen waren. Starke Teilnahme war von Belgien, Deutschland, England, Frankreich, Holland, Polen, der Schweiz, auch Spanien und Rumänien und naturgemäß der Tschechoslowakei sowie aus Ungarn zu verzeichnen. Aus Österreich fehlten zufolge einer bedauerlichen Verkettung von Umständen die Fachleute des Volksgesangsvereins. Erschienen waren A. Haberlandt, S. Nadel und K. Spieß. Jugoslawien war nicht sichtbar ver-

treten, wohl aber fehlte Bulgarien nicht, ebensowenig Schweden, das nur gleichfalls im letzten Moment — durch den Tod G. Upmarks, des Führers seiner Vertretung S. Erixon entbehren mußte. Japan, Norwegen und Estland nahmen gleichfalls aktiven Anteil an den Vorträgen, auch Delegierte Italiens und Rußlands wohnten den Beratungen bei. Amerika und Kanada sandten — die Gleichberechtigung der Weiblichkeit während — Spezialistinnen des Volkstanzes und praktisch für die Belegung der Volkskunst arbeitende Frauen, ja sogar Aegypten, Chile und Ecuador beteiligten sich offiziell an der Veranstaltung.

Eingeleitet wurde der Kongreß durch eine Begrüßungsansprache des Herrn Unterrichtsministers der tschechoslowakischen Republik M. Hořá, der sehr feinsinnig und mit wissenschaftlichem Verständnis die Volkskunst als Mutterboden auch der genialen Individuen der Nation würdigte, wenn auch etwa die Ausdeutung der Getragenheit und der Molltonart der slawischen Volksmusik auf andere Erkenntnisgrundlagen gestellt werden müßte. In ihr sind andere Stufen der Beseeltheit überliefert als die durch politische Schicksale bestimmten. Das gleiche wäre zur Einstellung des jugoslawischen Sprechers zur Volkskunst, des Romanisten an der Belgrader Universität, zu sagen. Die offiziellen Begrüßungen erbrachten auf jeden Fall das einmütige Bekenntnis zu einer verständnisvollen Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Volkskunsthochforschung im Sinne des Völkerbundgedankens.

Wenn auch von den mehr als 300 angemeldeten Vortragsthemen wohl nur etwas mehr als ein Drittel zur mündlichen Besprechung gelangt sein dürfte, so ergab sich schon von Anfang an daraus die Notwendigkeit einer Verteilung der Vorträge auf fünf Sektionen, I. Psychologie und Methodik, II. Bauwesen und einschlägiges Kunstgewerbe, III. Trachtenwesen und einschlägiges Kunstgewerbe (Textilien), IV. Volksmusik und V. Volkstanz und dramatische Kunst.

Die technische Durchführung der Sitzungen gestaltete sich bei dem fast gänzlichen Zurücktreten der Lokalorganisation im Universitätsgebäude und der Internationalität der Veranstaltung, die Originalmitteilungen in jeder mitteilbaren Sprache vorsah, als offizielle Verhandlungssprache in den Aussprachen aber nur wie beim Völkerbund überhaupt das Französische zuließ, zunächst einigermaßen schwierig, der gute Geist gegenseitigen wissenschaftlichen Verständnisses entwickelte sich aber gleichwohl bald frei und unbehindert, im zwanglosen mündlichen Verkehr kam der deutschen Sprache eine rege Mittelrolle zu.

Da der Berichterstatter die Ehre hatte, in der I. Sektion als Vizepräsident tätig zu sein, und solchermaßen an sie mit ziemlicher Ausschließlichkeit gebunden war, mag die nachstehende Übersicht über die wichtigsten wissenschaftlichen Ergebnisse der Beratungen als notwendig lückenhaft entschuldigt sein.

Es ist nicht eine Form der Höflichkeit dem Gastgeber gegenüber, wenn die in der Tschechoslowakei für die Volkskunst erarbeiteten Erkenntnisse an Vollständigkeit und Vielseitigkeit hierbei vorangestellt werden. Die gleich am ersten Tag vorgeführten, von Lehrer Karl Plicka mit künstlerischem Auge in vollendeter Natürlichkeit im Film festgehaltenen Bilder ursprünglichen Dorflebens im Tatramassiv und Waagtal werden jedem Betrachter wohl unvergeßlich bleiben. Sie zeigten das Dorfbild mit den urtümlich formvollen Holzbauten, Almleben mit Urhausrat, den festlichen Sonntag, das feierliche Hochzeitsgeleite der Braut mit den stillvollen Trachten, die diese Bergbewohner mit der ganzen Haltung naturhafter Würde noch zur Schau tragen, die urwüchsigen Kraftspiele und Springtänze der Burschen in ihren weißen Filzlodentrachten, den Frühlingsgang (Todaustragen) der Mädchen mit der wehenden Winterpuppe im Berggelände, ihren lieblichen Reigentanz und endlich das stimmungsvolle Singen und Blasen der Hirten auf den Bergkuppen, ein Restbestand volkskünstlerischer Urkraft, dem freilich die Zivilisation der weltläufigeren Jugend über kurz oder lang gleichfalls ein unerbittliches Ende bereiten wird.

Die wissenschaftlichen Vorträge der tschechischen Kongreßteilnehmer boten eine wohlgerundete Übersicht über das, was an systematischer Betrachtung an ihr Volkskunstgebiet gewendet wird. Wir erwähnen als grundsätzlich wichtig den geschichtlich wohlgegliederten Vortrag von A. Vaclavik: „Entwicklung der Volkskunst in der Tschechoslowakei“ neben dem gleich kritisch besonnenen der Frau Tyrsova: „Stilisierung von Tieren und Pflanzen in den Tschechoslowakischen Volksstickereien“. An ein neues und erfolversprechendes Gebiet wagte sich J. Vydra: „Logische und konstruktive Prinzipien in der Volkskunstschöpfung“. (Studium der Tektonik ist eine Forschungsrichtung, der auch der Berichterstatter mit einem prinzipiellen Vortrag den Weg zu bahnen bemüht war.) Bedenken, daß die Volkskunstschöpfung der großen Konzeption entbehre und nur tastend ihren Weg finde, trat M. Tsigara-Samurcas unter Hinweis auf die beim Fällen der Bäume fertige Konzeption des Bauernhauses entgegen. Die Kulturgeographie kam in dem Vortrag von J. Husak: „Die ethnischen Grenzen zwischen Mähren und der Slowakei vom Standpunkt der Volkskunst“ zu Wort. Klar und einsichtsvoll waren auch die Gebietsabgrenzungen in den Vorträgen Prof. K. Chotek: „Volkskunst und Völkerkunde“ und V. Fabian: „Beziehungen zwischen Volkskunst und Hochkunst“. Die deutsche Forschung kam in der Gruppe Lied und Musik zum Worte. Ähnlich vielseitig offenbarte sich die Volkskunstforschung im Deutschen Reiche und Oesterreich. W. Peßler sprach über die Geographie der Volkskunst seiner niedersächsischen Heimat, H. Hahne über „Volkskunst und Vorgeschichte“, O. Lehmann über „Das deutsche Bauernhaus als Ausdruck der Volkskunst“, der Berichterstatter

über „Die künstlerischen Gestaltungsrichtungen der europäischen Volksarbeit“ unter besonderem Hinweis auf die ästhetische Entwicklungstendenz der Tektonischen Formen im allermodernsten Sinn („Ingenieurkunst“) und in Vertretung M. Haberlands über „Altersstufen und den Anteil der Geschlechter an der Volkskunst“ im Hinblick auf ihre Arbeitsteilung und den aus den Urbeschäftigungen erwachsenen Bedeutungsgehalt und Stil gewisser Kunstprovinzen. Ferner hielt K. Spieß einen mit allgemeinem besonderen Interesse angenommenen Vortrag „Die Meerweiber in der mündlichen und bildlichen Überlieferung“, der namentlich den französischen Kunsthistorikern (M. Focillon) Anlaß zu einer bemerkenswerten Auseinandersetzung über die prinzipielle Scheidung von formaler und inhaltlicher Überlieferung bot, deren Ineinanderspielen gerade die neueste Forschung jedenfalls besonders zu befruchten geeignet ist. Schließlich zeigte A. Spamer: „Die Grundprobleme des Studiums der Volkskunst“ die tiefe Verwurzelung der Volkskunst im Volksgemüt auf. Frankreich steuerte außer den sehr wertvollen Resumés einiger leider nicht anwesender Forscher die entwicklungsgeschichtlich sehr interessanten Erläuterungen A. van Genneps über „Volkskunst in Savoyen“ bei, M. Luquet „Primitive Kunst“ zeigte den Stilisierungs- und Entwicklungsvorgang in der primitiven Kunst in seinen psychologischen Grundzügen auf und M. Focillon beherrschte in der I. Sektion (Methodik und Psychologie) in vorbildlich eleganter Leitung methodisch führend die Diskussion. Sehr wertvoll war es, daß grundsätzliche Fragen, die in diesem Themenkreis schon angedeutet sind, mehrfach aus anderen Volksgebieten ihre induktive Ergänzung fanden. So sprach M. Tsigara-Samurcas über „Vorgeschichtliche Ueberlieferungen in der rumänischen Bauernkunst“, sowie zum Thema des Gegenspiels von Volkstum und nationaler oder Hochkunst über: „Die Ursachen des Niederganges der Volkskunst in Rumänien“. A. Fischer berichtete über: „Elemente des Aberglaubens in der Volksornamentik in Polen“. Geschichtliche Betrachtungen zu Materialien der Volkskunst und Kunst boten A. Stransky: „Materialien der historischen Ethnographie in der mittelalterlichen byzantinischen Ikonographie der Balkanslaven“ und M. J. Bryk: „Die Ursprünge des Interesses Westeuropas für die Ethnographie der westlichen Ukraine“. M. J. Sviencickyj entwickelte „Gesichtspunkte für die geschichtliche Gliederung der ukrainischen Volkskunst“.

E. Zichy (Ungarn) behandelte die Volkskunst seines Landes vom geschichtlichen Standpunkt, unterstützt von einer prachtvollen mit farbigen Tafeln und Bildern reichlich ausgestatteten Veröffentlichung.

G. Midtun (Norwegen) gab eine Uebersicht der geschichtlichen Typologie der wichtigsten Volkskunstformen seines Landes, F. Leinbock: „Die estnische Volkskunst“ erläuterte die wesentlichsten Typen dieses Kreises auf Grund kulturgeographischer

Gesichtspunkte. Eine Ueberraschung bildeten für die meisten Volksforscher die grundlegenden Untersuchungen von L. H o y o s - S a i n c zur Kulturgeographie und Stilkunde der Trachten Spaniens, die einen Ausschnitt aus den neuzeitlichen Bestrebungen in Spanien auf den verschiedensten Gebieten der heimatlichen Ethnographie boten, von denen das übrige Europa bisher kaum Kenntnis genommen hatte. Schwedens bestdurchgebildete Methoden auf dem Gebiete der Volkskunstforschung offenbarten sich in dem Vortrag von Frl. V i v i S y l w a n: Alte Textiltechniken in der Gegenwart.

Auf dem Gebiet der dramatischen im Volke noch lebendigen Darstellungen vermittelte A. v a n d e r V e n (Holland) mit dem Film eines auch in der bürgerlichen Welt der modernen Stadt noch erhaltenen Schaustückes von der Befreiung der Jungfrau aus der Gewalt des Drachen durch einen Frühlingsritter mit seinen Begleitern und die nachfolgende Tötung des Drachens einen anschaulichen Eindruck von den Volksüberlieferungen Hollands im stilvollen Rahmen alten Gewerbefleißes und Familienlebens. Sehr regen Beifall fanden schließlich die Darbietungen der Englischen Folk Dance Society mit ihrem rührigen Führer Dr. D. K e n n e d y, die es verstanden hat, in letzter Stunde die absterbenden Jahresbräuche und Tänze des Landvolkes, von denen Hirschtanz, Morescotanz und mehrere Schwertanz-Formen gezeigt wurden, nicht nur stilgetreu festzuhalten, sondern die Lust an diesen altsinnvollen Spielen im ganzen Lande auch in den modernen sportbegeisterten Engländern neu zu erwecken. Außerordentlich eindrucksvoll waren auch die vorgeführten Volksgesänge von den Hebriden, deren Musikalität nicht anders als hoch durchgeistigt genannt werden kann. Was für die Pflege der volkstümlichen Ueberlieferungen in Lied, Tanz und Spiel in der Familie und in Freundschaftsgruppen geleistet werden kann und soll, zeigte temperamentvoll und energisch die Vertreterin der amerikanischen Folk-Dance Society E. B u r c h e n a l, am Beispiel dieser mächtigen und über die ganze amerikanische Union verzweigten Organisation, die ein erstaunlich dicht gewordenes Netz nationaler Gruppen aufweist, innerhalb derer die heimatlichen Ueberlieferungen unter Erhaltung der nationalen Festtrachten gepflegt und durch Herausgabe von Lieder- und Tanzsammlungen gefördert werden.

Es ist selbstverständlich, daß die vielseitigen Anregungen des Kongresses Anlaß nicht nur zu nachhaltigen Erörterungen unter den Teilnehmern an den Beratungen boten, sondern sich auch zu konkreten Wünschen und Resolutionen bezüglich einer Fortführung der Arbeiten über den Kongreß hinaus verdichteten. Einer dieser Wünsche galt und gilt, einer Anregung W. P e s s l e r s und A. F i s c h e r s folgend, der Ausarbeitung einer Kulturgeographie der Volkskunst, einem internationalen Atlas, wenn man es so ausdrücken kann, ein zweiter, namentlich von den Frauenorganisationen vorgebrachter, der praktischen Arbeit zwecks

fruchtbringender Erhaltung und Belebung der alten volkskünstlerischen Ueberlieferungen, andere erstrecken sich auf die Schaffung zentraler Archive, Bildersammlungen u. s. w. für die weiteren Arbeiten des Volkskunstkongresses, der ja seine Fortsetzung in drei Jahren finden soll. Für die vorbereitenden Arbeiten hiefür glaubte der Berichtstatter eine internationale Kommission von neun, auf dem Gebiete der Volkskunst anerkannt sachverständigen Mitgliedern als ständige Referenten vorschlagen zu sollen, die das Büro des Institut International de Coopération Intellectuelle, dem das Zustandekommen des Kongresses zu danken war, nach einem von dem belgischen Delegierten A. Marinus ausgearbeiteten Programm in wissenschaftlichen Gesichtspunkten durch ihr Gutachten zu unterstützen gehabt hätten. Der fachwissenschaftliche Weg schien jedoch den Delegationen mehrerer Staaten für die Auswahl als nicht gangbar und man einigte sich auf Grund eines Kompromißvorschlages auf eine sozusagen parlamentarische Wahl einer Fünferkommission aus den Führern der Delegationen sämtlicher 31 beteiligten Staaten. Sie ergab die Wahl des Vertreters Deutschlands O. L e h m a n n, Frankreichs M. Julien, Oesterreichs A. Haberlandt, Hollands J. Schrijnen (in knapper Stichwahl mit Belgien) und der Tschechoslowakei J. Horák. Es wird nunmehr aber wohl auch diese Kommission die vom Vertreter Belgiens vorzüglich durchdachten programmatischen Vorschläge für die weitere Arbeitsentwicklung loyal zu berücksichtigen haben, will sie an das der Volkskunstforschung gesetzte wissenschaftliche Ziel gelangen, wobei zudem die Volkskunst von der Nationalkunst in programmatisch klarer Formulierung abzugrenzen sein wird.

Das erfreulichste positive Ergebnis, das durch den Kongreß vorbereitet wurde, war jedenfalls das Anerbieten der Stadt Bern, im Jahre 1934 eine große internationale Volkskunstausstellung gastlich bei sich aufzunehmen, die nun aller Welt sichtbar zeigen wird, um welche Fülle von Lebenswerten im Völkerleben und Völkerverkehr es geht, wenn von Volkskunst die Rede ist. Hoffen wir, daß sie eine fest in sich begründete und erkenntnisklare Wissenschaft der Volkskunst in internationaler Zusammenarbeit empfangsbereit findet.

Wiener Kinderglaube.

Ein Beitrag zu »Volks Glaube und Volksbrauch in der Großstadt«.

Gesammelt in Ottakring und Hernals (Wien XVI. und XVII.)

von Oberlehrer L e o p o l d Hö f e r, Wien.

(Fortsetzung.)

Ratte, abends gefangen, vergittet sich in der Nacht, oder es tuts wer von ihrer Familie, denn sie ist giftig (A). — Vertreiben kann man sie, wenn man eine erschlägt und vors Haus legt; dann kommt keine mehr; man fängt eine und hängt ihr an den Schwanz eine Nußschale oder an den Hals ein Glöckerl; da kommt keine mehr (ähnlich [a]). — Zu Sylvester darf man

keine erschlagen, sonst hat mans das ganze Jahr. — Wer von ihnen träumt wird krank oder verliert was. — Rattenkönig hat was Weißes am Kopf; er heißt »Leichenträger«; da stirbt wer im Haus.

Räuber. Mit ihren Pappendeckelfiguren führen die Kinder noch immer den bayrischen Hiasl auf, vom Grasl zeigt man viele Höhlen in Niederösterreich und das Wort »Mut« (damals noch »Muth«) kleidete ein Zehnjähriger in den Satz: »Hugo Schenk hörte sein Todesurteil mit ungebeugtem Mut.« — Raubritterschloß: Dort hört man Messerschleifen in der Johannesnacht.

Rauch. Ist er niedrig, bringt er Regen; auch wenn er gegen die Stadt zieht; weht er gegen die Berge, wird es schön. — Rauchendes Feuer im Traum ist Unglück (v). — Räuchern kann man mit Weihrauch, Holunderzweigen und Wacholder.

Rauchfang: Polterts, rumpelt der Teufel durch. — Rauchfangkehrer verkauft zu Neujahr Besenhaare fürs Geldbörstel; viele wollen von ihm zu Neujahr einen Heller haben, da haben sie das ganze Jahr Geld; manche ziehen zu Neujahr eine Borste heraus und küssen sie; sie lassen sich von ihm berußen (a); sie streifen dreimal an (a); man läßt ihn links vorbeigehen; Rauchfangkehrer zur Rechten bringt Streiten und Fechten, Rauchfangkehrer zur Linken bringt liebliches Winken; Rauchfangkehrer und weißes Pferd und rotes Dach und Postkutsche und Schwiegermutter sehen bringt Glück; man hält einen (schwarzen) (v) Knopf, wenn man ihn gesehen hat, bis man einen weißen Schimmel sieht (A); man streift mit drei (v) (zwei) Fingern an und spuckt aus; dabei muß man immer sagen; »Rauchfangkehrer, Glück«; sein Sturz ist ein Unglück fürs ganze Haus; weiße Fensterpolster soll man sehen (v); drei Finger streifen auf die Erde und werden auf sein Gewand gestrichen »und wirklich hab ich 5000 Kronen gefunden«.

Rauhnacht (so sagen fast alle, nicht Rachnacht, da fahren in Ungarn Hexen mit Besen (v); die Milch wird rot beim Erzberg, wenn die Stalltür offen ist, oder wenn man sie heraußen stehen läßt; die Geister nehmen einen mit; Pantoffelwerfen. — Wer in der Rauhnacht geboren ist, wird reich (Marburg). — »Heiliger Petrus (vergl. Thomas) ich bitt dich, Bettstafel, ich tritt dich, laß mir bald wieder meinen geliebten Bräutigam sehn« — und da legt sie sich nieder und sieht ihn.

Raupe auf Baum (a). Trauerbrief kommt.

Rausch: Er vertreibt das Fieber.

Rauschen und rieseln; wer das nachts beim Fortgehen hört, füllt ins Wasser.

Reden abends von Geistern, das bringt den Tod.

Regelmäßige Figur beim Bleigießen zu Sylvester bedeutet ein Jahr Glück.

Regen (oder Schnee) kommt, wenn die Hühneraugen dägazn (stark pulsieren) (a); wenn die Sonne in den Bach scheint. — Er macht die Haare lang (A). — Maria wäscht; die Muttergottes wäscht Geschirr. — Bei Leichenbegängnis Regen, da ist der tote unger gestorben; der Regen wäscht ihn noch im Grab. — **Regenbogen.** Einen macht der liebe Gott, den zweiten macht der Teufel nach. — Wenn man im Jahr den ersten Regenbogen sieht, soll man ein Glas zerbrechen. Wer auf ihn mit den Fingern zeigt, dem zwickt die Tischlade die Finger ein; sie verdorren ihm; der Zeigefinger wird krumm; er kriegt den Wurm im Finger (A). — **Regenpfeifer;** die Kinder laufen schnell heim, da kommt ein starker Regen. (Kirchbach beim Steinriegel, N.-Oe.). — **Regenwasser** nimmt man zum Augenwaschen, wenn man schlecht sieht. — **Regenwurm** zertreten: da regnets (A); gleich; am nächsten Tag; (Gegenmittel s Frauenkäferl); Donner und Blitz kommt — **Regnen** ins offene Grab: Es war kein guter Mensch; er hat keine Totenruhe. — Wenn zugleich die Sonne scheint, rauf der Teufel mit der Sonne.

Reiche müssen geben, sonst kommt der Arme nach dem Tod klopfen.

Reif ist auf den Dächern, weil die Hexe mit dem Besen herumfährt; die Milch wird rot. (Vergl. Hagel.)

Reines Wasser: Glückstraum (a).

Reindl. Ein Mädchen soll nicht aus der Rein essen, sonst regnets bei ihrer Hochzeit (?).

Reis. Weißgekleidete Mädchen zünden drei Kerzen an, nehmen geweihte Erbsen und Reis aus einem Sack und werfens über die Totenruhe, dann wird er auferstehen. (Luhatschowitsch, Mähren.)

Reise. Eine große Reise ohne Brot im Sack gibt Unglück (v). — Man soll nie dritter Klasse fahren; da fährt man in die Not (?). — **Reisekoffer** packen die Schauspieler selbst, sonst haben sie Pech.

Reißnagel im Schuh: Ein Brand kommt; in den Boden eingetreten: Derjenige wird einmal getötet. (Vergl. Nagel!)

Reiter haben alle zwölf Jahre im Nebel einen geholt. — Verfaultes Holz, das Er einem nachwirft, wird zu Gold. (Luhatschowitsch.) — Vorm nächtlichen Absturz geht das Pferd nicht weiter. — Um Mitternacht kommen Reiter in den Wald bei Iglau, man hört: »Muß wieder 100 Jahre warten«.

Reiterl d r a h n (anderswo »Erbsieb«). Man spießt eine Schere hinein, dreht das Reiterl unter einem Vaterunser, dann: »Also, jetzt hilf mir den Dieb finden«, dann nennt man alle verdächtigen Personen; wo es hält, der ist's. (Waldviertel.)

Rettich (Radi) heißt Sprachmeister, weil er den Rachen ausputzt — Er macht verschlagene Winde »roglich«.

Rettungsauto: Wer es sieht, muß (dreimal) ausspucken, sonst wird er krank (A); man soll den Atem einhalten, daß man nicht die Krankheit einatmet; wer sich anhängt (blinder Passagier!) stirbt. So ist es geschehen!

Revolver: Es steht drauf: Dieb, Räuber, Gauner, Mörder (auch ge- deutet: Dieser Revolver gehört mein). (Deutscher Reichs-Gesetz-Musterschutz.) — Mit einem wirklichen (erstgenannter ist ein Kapselrevolver, der harmlos knallt) muß man dreimal in den Tischfuß schießen, dann hat man Glück.

Rheuma — dagegen Meerschweinchen.

Riebeisen: Wer sich zufällig draufsetzt, den holt in der Nacht der Riebiselgeist.

Rieseln in den Mauern heißt, sie fallen bald um.

Rinde des lebenden Baumes heizt man vergebens. »Das Feuer will nicht brennen.«

Ring auf Ringfinger tragen, da heiratet man nicht; ja, wenn man ihn an der rechten Hand trägt; an der linken, da heiratet man bald. — In der Ehe hat man nicht viel Glück, wenn man ihn an der Linken trägt. (Vergl. Ehering.) = In ein Glas kommt ein Ring an einem Faden; so oft er anschlägt, in soviel Jahren ist die Hochzeit.

Rippenfellentzündung: Geriebenen Topfen auflegen.

Röhre — Hineinblasen bringt Elend ins Haus. — Knisterts in der Bratröhre, schreien Engel.

Rolletten (Rolläden): Wenn sie heruntersausen: Tod! — Im Sommer bedeutet es Glück, wenn sie wackeln; bleiben sie steif im Winde, kommt Unglück, Tod.

Roß (s. Pferd). Wenn die Rosse nachts stark wiehern, kommt eine Seuche.

Rose vom Grab: Wer dran riecht, verliert den Geruchssinn (a).

Rosenkranz. Wer ihn herborgt, hat keine Andacht; gibt man ihn untern Polster, kommen keine Geister.

Roßhaar (s. Warzen); zum Zahnziehen. — **Roßknödel:** Hineinsteigen oder -fallen: Glück, besonders beim Finden. — **Roßkastanien**

(s. Kastanien). Gegen Brustweh in schwarzen Kaffee schaben (v). — R o ß-
m e h l aus geriebenen Bockshörndeln (Johannisbrot) ist für die Pferde gesund.

Rost. Wird er durchgestiert: Soviel Glutstücke fallen, soviel arme
Seelen kommen in den Himmel.

Rot, blutrot wird Einer: Da ist der Teufel durch Ottakring gefahren.
— Himmel rot, Sturm kommt; morgen tot, einmal ist es zugetroffen. — Mein
Vater ist im Krieg gestorben, da sahen Mutter und ich: Der Vorhang war
blutrot. — Rote Blumen gibt man einem Kinde nach drei Wochen auf den
Friedhof, daß es am jüngsten Tag erblüht. Beim »R o t e n K r e u z« ists un-
heimlich, da huscht so was vorüber; ich hab was g'sehn und weiß nicht, was.

Rotkehlchen. Wenn es getötet wird, stirbt ein Haustier. (Oberhollabrunn.)

Rotlauf. Hantsackl umhängen, Sauerteig auflegen; ein b l a u e s Tuch,
ja kein weißes.

Rotschild hat mehr Geld als der Kaiser; der Rotschild nimmts mit der
Schaufel, der Kaiser nur mit der Händ. — I und der Rotschild hams meiste
Geld (miteinander). — Die R o t s c h i l d t o c h t e r hat einen Totenkopf;
bei Tag trägt sie eine Wachsmaske, bei Nacht nimmt sies weg. (Vor 40 Jahren
war die Kunde in Hernald ebenso verbreitet, wie heute.) Sie hat einen Affen-
oder Totenkopf; er gibt sie dem ärmsten Bettler; auch diese treten zurück,
wenn sies ohne Larve sehen, die vom Künstler alle fünf Jahre erneuert wird.
— Einmal war sie schon verheiratet; da vergaß sie ihr Zimmer abzusperrn.
Ihr Mann sah sie ohne Maske, erschrak und lief davon.

Rotwein macht Blut (a); vom Rotwein bekommen die Kinder rote Haare.
— Die Frauen trinken viel heißen Rotwein, wenn sie keine Kinder wollen.

Rüben legt man auf Beulen auf; man singt gut (v); sie machen Blut (v);
»Ruabn für dö Buabn, is Kraut für die Braut«.

Rücken kitzelt; da kriegt man Schläge (v). — Auf dem Rücken liegend,
hat man schlechte Träume; gute Träume, es geschieht am Tage.

Rücklings laufen = auf falschen Wegen, dem Tod entgegen (s. zurück).

Ruine. Um Mitternacht läuft neben dem Wagen ein schwarzes Vieh,
alles am Wagen ist weiß: Die Geister fahren mit. — Wer an einer alten Burg
vorbeifährt, muß den Hut über das Gesicht ziehen.

Rundherum. Wenn man in der Thomasnacht dreimal um den Tisch
läuft, sieht man den Zukünftigen im Spiegel.

Ruß in den Bach, da springen alle Fische heraus (s. Fischer). — Die
Zigeuner tauchen einen großen Besen in den Rußkessel und fahren ins
Wasser; die Fische springen auf die Wiese. (Pottendorf.)

Rute eine feurige wird ausgeschickt: Es ist der Regenbogen nach dem
Gewitter. — R ü t l b e s e n. Wenn man ein Kind mit einem Rütlbesehl haut,
wird es so mager, als der Besen (v).

S

Saalgedröhne um Mitternacht: Tod!

Sachsen. Sie geben keinen Zucker und keinen Kaffee in den Schwarzen;
sie brennen Ziguri (Zichorienwurzel) und an einem Zuckerkandelschnürl darf
jeder einmal schlecken (ähnlich [a]).

Sacktuch. Wenn ein Bub eins verliert und das Mädcl hebts auf, so
rennt das Mädcl dem Buben nach. (Vergl. Fasching.)

Säge knarrt: Tod! — Bleibt stecken: Unfall, Blitz. — Wer ins Gestell
oder in die Unterlage hineinsägt, wird noch einem Menschen den Kopf
abschneiden.

Salamander hat Gift am Kopfe (s. Moltwurm). Wenn der Giggerl
(Wegnarr) über den Weg rennt, geht der Weg nicht viel weiter; es kommt
der Tod. (Rohrbach, O.-Oe.) — Ein Mädcl ist ins Wasser gefallen, da habens
die Salamander gefressen.

Salbei ist gut für den Mund; gegen Verschleimung; Halsweh; Zahnweh.

Salz ausschütten bedeutet Verdruß (A) (auf Leonardos Abendmahl hat es Judas getan); man streitet mit wem; läßt man eins fallen, bricht was; Verdruß gibts auch, wenn man von der Mutzn (= Prise zwischen Daumen und Zeigefinger) was zurückschüttet; wenn man das Verschüttete verbrennt, ist alles gut. — Hasen, Spatzen, Fische, Schlangen fängt man, indem man ihnen Salz auf den Schwanz streut (A); sie müssen lachen (die Schlangen). — Wer Salz herleiht, schenkt das Glück her (gibts aus dem Haus [v]). — Salz und Brot sind Totenbeigaben; Salz streut man auf die Brust gegen die Trud (vergl. Gaben). — Gib mans in die vier Ecken, dann kommt kein Besuch, der streitet. — Sein Ausgehn ist ein Unglück. — Wers aufs Fenster streut, kriegt einen kleinen Bruder. — Die alten Leute sagen, wer kein Salz hat, den holt der Teufel. — Wers über Nacht auf dem Tisch läßt, dem wird das Leben versalzen. — Den Kindern hilfts gegen den Schreck; gegen Zahnweh (v). — Vom Salz kriegt man Würmer, wenn man zu viel ißt (A). (Vergl. aber Bandwurm.) — Schüttet man eins aus, daß dabei das Salzfaß bricht, bedeutet es Glück. — Wenn es feucht wird, kommt Regen. — Salz und Brot macht Wangen rot (A); aber Butterbröter machen sie noch röter (a). — Einen Menschen kennt man erst (hat man erst ausgekostet), wenn man eine Butten (Zentner) Salz mit ihm gegessen hat. — Salzfasseln sollen immer ganz voll sein, sonst bleibt das Glück nicht im Haus.

Samstag. Geldtag (a); Zahltag (A); Spertag; Streittag; Menschertag. — Falscher oder blinder Samstag ist der Vortag eines Feiertags. — Am Samstag scheint immer ein bißerl die Sonn, da ist Christus geboren und die Muttergottes hat die Windelwascherei; hängt die Wäsche auf (v). — In Nikolsburg (Mähren) und Pottendorf (N.-Oe.) soll man Hirsebrei essen, dann hat man am Sonntag Glück. — Schimpft wer am Samstag einen Juden, so kommt die Trud und schneidet ihm die Zunge ab. (Also Schutz dem Sabbath.) — Pfeifen ärgert die Muttergottes. — Am letzten Wochentag soll man nicht heiraten, weils nicht lang dauert. — Samstagabend nähen, erscheinen die verstorbenen Verwandten. — In die Sakristei gehen, hat man Sonntag Unglück. Eine Frau tat es und wirklich stürzte sie sich Sonntag über den zweiten Stock herunter; Linsen soll man essen.

Sand nehmen die Kinder mit der Blechschaufel; wenn sie am Stein kratzt, bricht sich wer die Zähne aus. — Der Sandmann ist recht bekannt, wohl durch ein flottes Lied: Daß er mit einer Zauberspritze Bilder lebendig macht (die Figuren reden und tanzen), ist wohl aus einem Kino — »Der Sandmann wird dir den Mund abschlecken«, da kriegt er rote Flecken.

Sarg. Kommt die »Truchn« schief hinunter, kommt noch wer nach. (Die Männer geben schon acht, daß es nicht schief geht.) — Wer frisches Bettzeug kauft, wickelt sich in den Sarg ein. — Es muß mit den Füßen vorn zur Tür hinaus, sonst schaut der Tote zurück und holt wen (v). — Fällt der Kranz vom Sarg, erwacht der Tote wieder; er hat ihn nicht mögen. — Sargnagel aufs Hirn gelegt, macht Kopfweh gut.

»**Satanas**, erscheine!« Wenn mans dreimal sagt, kommt er.

Sattel. Wer aus dem Sattel fällt, fällt ins Unglück.

Sau. Das Ohr abschneiden und auf den Mist werfen bringt Glück (Gmünd) (vergl. Schweinssulz).

Sauerkraut (s. Kraut) gegen gefrorene (erfrorene) Hände; gegen versluckte Knöchlein und Gräten roh, es umwickelt sie. — Vom Sauerkraut wird man groß.

Saufen. Wer sauft, der stirbt, wer nicht sauft, stübt a; also sauf ma (v).

Säugende dürfen nichts Saures essen (v); sie sollen viel Bier trinken, da kriegen sie viel Gspinn (Muttermilch) (v). — Wenn die Mutter Kelch oder Kraut ißt, kriegt das Kleine die Windkolik.

Saukopf. Die Gehörknöchelrn stecken sie zu Neujahr in den Sack, da hören sie im ganzen Jahr alles.

Schaben (s. Waldmeister); auch Wermut und Tabakstummel helfen gegen die Motten.

Schachspieler machen die Figuren naß, daß sie nicht verlieren. (Vergl. Spieler.)

Schafe soll man nicht scheren, sonst wird der Verstand noch kürzer. (Mutter aus Polen.) — Beißen sie die Bäume an, bestreicht man die Bäume mit Grundsuppe (Jauche). — Wer nicht einschlafen kann, zählt springende Schafe. — **Schafgarbe** zum Grillen kitzeln; gegen Wunden. — **Schafberg**. In einer kleinen Hütte ist ein Geist drinnen, es brummt so (v). — **Schafhirten** im Traum: Reichtum.

Schale des Apfels (Schäler, wie alles was von »schälen« kommt) bleibt beim Schälen in einem Stück: Glück; Wunscherfüllung; wenn sie reißt bedeutet es Unglück für den ganzen Tag.

Scharlach. Dagegen Knofel anhängen; Urinumschlag; Pfirsichkerne brennen, mahlen und in Honig essen.

Schatten. Wer abends mit dem Schatten spielt, kriegt um Mitternacht eine Ohrfeige. — Sieht man den eigenen Schatten an, so kommt er bei Nacht und erwürgt einen. — Was die Bleigießereien bedeuten, zeigt deren Schatten (A). — Wer am Weihnachtsabend ohne Schatten ist, gehört dem Teufel, der den Schatten schon gefangen hat (Traunsee). — Zu Silvester zwei Kerzen; sind beide Schatten schwach, zeigt Tod an. — Nur wenn der Nasenschatten deutlich ist, überlebt man das Jahr. — **Schattenloser Kopf** am heiligen Abend sicherer Tod (A).

Schatzgraben: Man darf nur in die Grube schauen; im geweihten Kreis; mit Amuletten.

Schauer: Der Tod rinnt über den Buckel (v); man steigt über das eigene Grab (a). — Erschauert man in der Wohnung, hat der Tod Einzug gehalten. — In Rumänien heißt dieser Schreck »Das Tödlein«.

Schau net so, daß is Bier sauer wird.

Schauspieler tritt nicht auf, wenn er eine Maus sieht; wenn er mit dem falschen Fuß aufgestanden ist, bleibt er stecken (s. Halsbruch, s. Generalprobe). Bespuken sich — Glück.

Scheckerl sehn: Man erfährt was Neues. — Wenn man ein schwarz und weiß geschecktes Pferd sieht, muß man mit dem Geld scheppern.

Scheibenschießen. Wer sehr weit vom Ziel wegschießt, hat schon einen Menschen getötet.

Schein, weißer, dringt mit einem Getös durchs Fenster; ein Monat drauf folgt am selben Tag der Tod.

Scheintod, da hat das Gewissen keine Ruhe gelassen; der Bäcker ist in der Gruft gekniet. — In Hohenau (N.-Oe.) ist ein Toter aufgestanden; die Tochter stirbt vor Schreck; er geht mit der Leiche und stirbt in acht Tagen. — Kommt die Truhe schieß ins Grab, ist er am Leben (v). — Wenn man die ersten drei Nächte dasselbe vom Toten träumt, ist er scheintot. — Wenn der Hund dem Herrn traurig nachläuft, ist einer scheintot(?).

Scheitelweihe (s. Holz). Am geweihten Feuer wird Holz angebrannt; beim Gewitter kommts ins Feuer, da schlägt nichts ein. Der Jud (Judas) wird verbrennt, am Karsamstag (v).

Schenken soll man vor **Sonenaufgang** einer alten Frau vorm Tor was, dann bleibt die Trud aus. — Messer und Schere schenken, da schneidet man das Leben ab.

Scherben bedeuten Glück; was man beim Umzug z'sammhaut, muß man aufheben (aufbewahren).

Schere steckt im Boden: Es kommt Unglück; ein seltsamer Besuch (v); der Salzbauer; ein ungerne gesehener Gast; der Salzmann (Budweis); der Tod (v); den wird der Teufel holen. — Man sieht einen Totenkopf, sie steckt

in einem T., es entsteht eine menschliche Gestalt (vergl. Wutke »Aberglaube«, 185/6 Schere aus Sarg, einem Totenkopf ähnliche Wirkung, 527 gegen Zahnschmerz Totenkopf oder Schere; 728 offene Schere neben der Leiche gegen die Hexen). (Die Sache erschien mir zuerst Phantasiegebilde.) — Nachts auf dem Tisch: Tod; auch offen bei Tag. — Stecken beide Spitzen, kommt Glück; es wird in der Verwandtschaft ein Kind geboren (Edlitz). — Wenn man sie im Boden stecken läßt, kehrt der Besuch vor der Türe wieder um und kommt nicht. — Man muß sie verkehrt hinreichen, daß der andere den Griff hat, sonst zerschneidet man die Freundschaft.

Scherzi (Brotanschnitt) soll man Zuhause essen, nicht auf der Gasse, sonst kommt Unglück.

Schicksal. Alles kommt, wie 's einem bestimmt ist und aufgesetzt.

Schief hängende Heiligenbilder verkünden Verdruß.

Schielen. Das kleine Kind scheanglt, wenn man häuptlings steht (a) und wens mit dem Kopfel beim Fenster liegt (v).

Schießen. Im Traum gestochen oder angeschossen werden, bedeutet Lebensgefahr.

Schiff. Musik oder sonst ein Spiel drauf, da geht es unter (?). — Wenn ein Toter drin ist, geht es unter (v). — Wer am Schiff recht hoch die Treppe hinaufgeht, fällt ins Wasser (Dänemark). — Wer zu Silvester ein Schiff gießt, kommt übers Meer.

Schild fällt: Tod hat sich angemeldet.

Schimmel sehen bringt Fundglück (A); man muß dreimal ausspucken (a); man zählt bis zum hundertsten Schimmel; der erste Jüngling, der dann kommt, den heiratet man (v). — Wenn man einen Schimmel sieht, kommt ein Buckliger. — Einen sehen und dabei unversehens in Dr. . steigen, ist großes Glück.

Schimmel (Schimpl, Schimmelpilze) auf dem Brot ist gesund, macht stark.

Schimpfen: Wer gar viel schimpft, nimmt sich das Maß von die eigenen Schuh. — (Schimpfen) tut nicht weh. Der was schimpft, hat Läuse und — und Flöh. — Wenn im Haus viel geschimpft wird, ist dort kein Wohlstand. — Wer schimpft, der kauft. — Wenn die Mutter schimpft und läßt dabei ein Häferl fallen, bedeutet's Unglück.

Schirm. Wenn wer ihn trägt, wens nimmer regnet, sieht man, daß es eine nette Frau ist; es regnet dann bald.

Schlaf der Vormitternacht ist der gesündeste (a). — »I spott ein Blinden aus«, wer das sagt, hat einen Schlaf (ist schlätrig). — Schlechter Schlaf, wenn was auf dem Tisch liegen bleibt (A). — Wer Brot nicht annimmt oder sich nicht setzt, trägt den Schlaf aus. — Das Glück kommt im Schlaf (v). — (Wer Glück hat, sch. . . im Schlaf; Gassengespräch.) Von Schlafenden soll man nicht reden, sonst erwachen sie (v); man soll nicht auf ihre Augen schauen, sonst sterben sie. — »Ich hab im Finstern so Zeichen gemacht gegen meinen kranken Bruder, da hat er sich im Schlaf aufgerichtet und hats nachgemacht und ich hab mich gefürchtet.« — Schlaflosigkeit geheilt durch Roßkastanienabsud. — Schlafwandler. Einer ist bis Neuwaldegg im Hemd gegangen, ein anderer hat alle Kasten gehoben.

Schlagen der Uhr während des Lätens: Tod. — Auf den Tisch beim Essen, da kommt ein hungriger Gast.

Schlange bedeutet Glück und viel Geld. — Falschheit im Haus zeigt sie im Traum an (A). — Fangen. Vater hat in Mährisch-Weißkirchen eine auf seinen Stock gewickelt, die hat gepiffen (v) da sind andere gekommen; Vater mußte den Stock wegwerfen. — Feuer (s. töten). Heimfahrt ist glücklich, wenn man eine fängt. — Klopfen und klappern tut in unserm Hof unter einem Stein wie von einer Schlange; in Oberösterreich war eine hinterm Bett. — Kreuz hat eine Schlange gebildet: So wurde meines Vaters Tod angezeigt; die Schlange tut nichts, wenn man ein

Kreuz macht. — Lichterscheinungen. Eine Schlange in Mähren schleckte Milch aus der Schale des Kindes, da rief dieses: »Nudeln auch essen!« Großvater sah seitdem immer abends einen weißen Schleier im Hof von einer verwunschenen Schlange. — In Wimmersdorf (N.-Oe.) sind abends Schlangen im Zimmer; ich hab einmal eine in der Hand gehabt, da war abends ein grüner Zickzackschein an der Wand. — Milch. In einem Kaffeehaus hat eine immer Milch bekommen (Kronenzeitung); wenn eine Natter im Stall ist, geben die Kühe immer viel Milch (a); in Parndorf kriegte sie nichts, da saugte sie Blut aus bis die Kuh tot war. — Nest mit Jungen ist auf unserm Dachboden. — Räuchern. In Deutschböhmen tun sie gegen Schlangen und Ungeziefer einräuchern. — Streiten verträgt die Hornschlange nicht; da sagen die Eltern in Kärnten, die Kinder dürfen nicht streiten, sonst geht sie aus dem Haus — Töten, da ist die Gefahr, daß ihm alle nachlaufen (A); da war eine schwarze Schlange mit fünf Jungen, die haben die Bauern getötet; am selben Abend ist das Haus niedergebrannt. — Vertreiben? Ausschlag oder Tod der Stalltiere. — Die Kuh gibt nur die halbe Milch und wird krank; die Schlange hat sie gebissen. — Warzen kriegt man, wenn einem Schlangen oder Spinnen auf die Hand machen (cacant). — Schlangenfett auf Hühneraugen. — In Langau hängte ein Holzknecht eine tote Schlange auf einen Ast; durch die Sonne schmolz ihr Fett ins Essen, sein Magenleiden war geheilt. — Schlangenkönig hat am Haupte eine goldene Krone. Er legt sie jede sieben Jahre ab; wer sie findet, hat Glück (Schlesien; ähnlich [v]). — Schlangen darf man nicht sekieren, sonst kommen sie alle, voran die Königin mit der Krone. Ein Bursch auf einem großen Baum wollte sie sehen; sie haben ihn getötet. (Ungarn.)

Schlapfen. Bei der Hochzeit muß man dem Mann seine Schlapfen nachwerfen, sonst wird er ein Pantoffelheld.

Schlecht angezogen: »Dich werdens' nicht verschreien«. — Hängt er ammal an an Bam, findt si wieder wer, derna (der ihn) äschneidt. — Der schlechte Mensch hat Glück, aber auf einmal iet's Oha (hat's ein Eck).

Schleier zerreißen: Stirbt bald; Glück, jeder nimmt ein Stück vom Hochzeitsschleier; wenn der Brautschleier ein Loch kriegt, ist sie schlecht verheiratet.

Schlafhanserl (*Hordeum murinum* L; der Unterrock heißt Hansel.) — man muß sagen: »Hanserl, schlief«, dann geht er beim Schuh hinein, beim Hals heraus; schläft er von einem Arm zum andern, bekommt man einen Brief; wenn er wieder rausschließt, bleibt man gesund.

Schlimme Kinder sind dem Teufel aus der Butte gesprungen; mit ihnen fährt Petrus beim Donner über die Wolken.

Schluck. Drei Schlucke Wasser nüchtern jeden Tag und in drei Jahren kriegt man ein schönes Haus. — Schlucken der Zuckerln: Er hängt sich auf; er nimmt sich selbst das Leben.

Schlürfen beim Essen, da kriegt man die Auszehrung.

Schlüssel auf Tisch liegen lassen: Verdruß, Streit; schlägt der Blitz ein; aufhängen, wenn der Schuldige hingeht, bewegt sich der Schlüssel (ähnlich [v]; vergl. Reiterl); kleines Schlüsserl im Börsel gegen's Geldausgebn. — Schlüsselloch. Durchschauen vertreibt Wern (Gerstenkorn).

Schmerz, großer, zerreißt die Nerven.

Schmied Hammer liegen lassen, bedeutet Unglück (v); wenn er ihn über Nacht auf dem Amboß liegen läßt, schmiedet sich der Teufel was (a). — Wenn er Eisen abbricht, wird ihm keins mehr glühend. — Ueberflüssige Schläge nach Feierabend zur Teufelskette (A). — Schmiede sind oft Teufelsvertreiber. — Wenn der Curschmied Donnerstag beim Anprobieren von heißem Eisen einen Fuß verbrennt, hat er dreizehn Tage darnach (außer Sonntag) Pech.

Schmuckkasterl: Fischschuppe, heiliger Antonius aus Blei, heilige Bilder.

Schmutziges Wasser im Traum bedeutet Unglück.

Schnackerl (Schlucken). Kommt er mittags, denkt Gott an uns, abends der Tod, morgens die Liebe (v); dreimal ist's Glück, acht Tage lang der Tod; es wächst die Lunge. — Man nimmt sieben Schluck Wasser (v), neun (a); Hände hoch und Atem anhalten; den Oberarm beugen und langsam beugen; man schreckt: Hand zu den Augen (a); Messer; der Schnackerl wird geschnitten mit dem Messer oder Eisen: Man schneidet das Wasser vor dem Trinken; man hält ein Messer ins Wasser und trinkt's aus (v); man läßt sich auf die Hand spucken; man gibt ihm einen Kreuzer, er soll's noch einmal machen; man sieht auf die Uhr, zählt zusammen was die beiden Zeiger zeigen, der sovielte Buchstabe im ABC ist der Anfangsbuchstabe dessen, der von uns redet (A); man beißt sich in den kleinen Finger (A) (vergl. Nasenbluten; jener beißt sich dadurch in die Zunge und hört auf, von uns zu reden (v); man durchsticht den Schürzenbandknopf mit der Nadel; Wasser auf die Zunge schütten; die Tropfen zählen; man sagt: »Grüß Gott, lieber Schatz!« dann hörts auf; in der Schweiz sagen sie: »Da bin ich«; wer sich dabei verspricht, den holt der Teufel; »Hab i an Schnackerl, Denk i än Lackerl (Jackerl, in Salzburg Schackerl), der Lackerl an mi, Und der Schnackerl is hi« (hin, weg; wenn der Spruch aus is, is der Schnackerl aus [v]); wenn man schimpft, da hört der, der von uns redet: »I stich di ä«(b) (s. oben -chürzenband); damit es aufhört, denkt man an eine schwarze Katze; man nimmt seife in die Hand; drei Haare essen!; die Leute raten, ist's der Richtige, hörts auf (A); zwei sagen: »Schnick, schnack«; wenn sie's ganz zugleich sagen, geht ein Wunsch in Erfüllung (v).

Schnaps muß man auf fette Sachen trinken gegen Ueblichkeiten.

Schnarcht wer, macht man eine Vogelstimme nach, dann hört es auf,

Schnecke zertreten, Glück (wenn man davon träumt); wird sie auf einen Felsen geworfen, raufen zwei Schwestern.

Schnee von den Schuhen putzen; man kriegt einen Ausschlag; gegen den Aberglauben: »Das bedeut' Schnee am Winter« (nur der Vater sagts (v); die Goldmarie rüttelt bei der Frau Holle die Pflamatuchent (Dunendecke), drum schneits (v); die Himmelmutter bettet auf (v); schneit's am 14. November oder am 15.: »Heuer kommt der Leopold auf einem Schimmel« (wie anderswo St. Martinus). — Sehen die Wiener den Schneeberg, ist's nächsten Tag schön. — Schneebeere (Symphoricarpos racemosus Michx), die so »gitscht«, zum Hochzeitssträußl. bringt Glück. Zu Allerseelen wie die Hödscherln (Hagebutten) auf die Gräber. — Schneegestöber: Der Teufel rauf mit der Kadi. — Schneekräutl voller Blüh, da kommt im Winter viel Schnee. (Heidekraut, Calluna vulgaris L.) — Schneeguckerln (Haubenmeisen); wenn sie kommen, gibts viel Schnee. — Schneemann im Hof, Tod im Haus (v); es stirbt wer Bekannter; die Hausmeisterin leid't ihn nicht; er will, daß es länger Winter bleibt; der Hausmasta valiert sein Posten. — Schneerosen (Heleborus niger L) im Schlafzimmer bringen Tod.

(Schluß folgt im Jahrgang 1929.)

Aus der Zeit der Rachnächte (Knittelfeld).

Von Dr. Gisela Mayer-Pitsch, Knittelfeld.

Am 28. Dezember (Unschuldiger Kindertag) durchziehen zahlreiche kleine Buben (manchmal stiehlt sich auch ein Mädchen in die Schar) die „Rutenbuben“, mit Ruten bewaffnet, vom frühen Morgen bis gegen Mittag die Stadt, dringen in die Wohnungen und schlagen die Bewohner mit dem Spruch: „Frisch und g'sund, frisch und g'sund, lang leben und g'sund bleib'n, nix klunz'n, nix klag'n, bis i wiederum kumm schlag'n“. Gaben von Backwerk, Aepfeln und Nüssen lohnen ihnen diesen Schlag

mit der Lebensrute. Am Abend des 31. Dezember oder am Morgen des 1. Jänner rückt das kleine Volk an, „Neujahr wünschend“.

„Ich wünsch' a glücklich's neuch's Jahr,
Christkind'l mit die krausten Haar
Langes, g'sund's Leben
Soll der liebe Gott euch geb'n.
Ich wünsch' noch etwas dabei:
Drei Rosen aus dem Paradeis.
Die erste Gott Vater,
Die zweite Gott Sohn,
Die dritte der Heilige Geist,
Der den Weg zum Himmel weist.“

Eine andere Fassung lautet:

„Wir wünschen ein glücklich's neuch's Jahr,
Christkindl mit die krausten Haar.
Und an gold'nen Tisch,
An jeder Eck' an gebratenen — goldnen — Fisch.
Und in der Mitt'n a Glaser! Wein,

Daß Vata und Muata — Herr und Frau — schön lustig soll
oder: „Das soll dein Leibgericht sein.“ [sein.]

Eine andere, etwas längere Fassung scheint wegen ihres unverständlichen mythischen Einschlages weniger beliebt, man hört sie selten. Sie setzt noch hinzu:

„I wünsch' der gnä Frau ein gold'nes Band,
Was vom Himmel bis auf die Erd'n abag'langt.
I wünsch' dem gnä Herrn a gold'ne Hos'n.
Er soll 300 Dukaten im Garten drin loss'n.“

Ganz ähnliche Vorstellungen finden sich in dem Frühlingslied beim Umzug Lätare und dem Sommertags-Ansangelied aus dem Odenwald, wie sie bei Franz Magnus Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1897, u. a. S. 337 u. 338, um 1615 und 1616 zu finden sind. Wenn sich das Lied um 1615 auch schon mit einem gedeckten Tisch und einem Karpfensisch begnügt, klingt in der goldenen Schnur, die wie ein Abbild des Nornenseiles um das Haus geht, doch noch der Mythus kräftig nach. Auch auf das Himmelreich ist angespielt. Um 1616 kennt noch den goldenen Tisch, die goldene Wiege, die goldene Schnur für den Täufling (auch heute bindet man dem Täufling noch etwas ein) und den silbernen Wagen, mit dem der Herr in den Himmel fahren soll.

Auf dem Knittelfelder goldenen Tisch steht noch der goldene Fisch; das goldene Band, das vom Himmel zur Erde abaglangt, ist eine Verbindung zwischen Binnens- und Außenwelt, wie sie in Mythus und Märchen in verschiedenster Form vorkommt. Nicht nur Türe, Brücke, Brunnen, Schornsteine, sondern auch Baum, Stengel oder Seil bilden die Verbindung. Mit diesem Segenswunsch, der, wenn auch nicht mehr leicht verständlich, der Frau das Himmelreich verheißt, steht ein hier besonders früher von sehr alten, einheimischen Bettlern vorgebrachter Dank in Zusammenhang: „Geß 's Gott Himmel auffi und neama wieda aba“. Nun hört man den Dank meist nur noch scherzweise aus Kindermund.

Die goldene Hose gehört zu den märchenhaften Glückspendern. Ein Teil des Reichtums soll allerdings als Entlohnung für den Wünschen im Garten gelassen werden. Wahrscheinlich als Antwort auf eine Abweisung gibt es den Zusatz „goldenen Regen, langes Leben wünscht Ihnen keines von Herzen“, wie die Rheinpfälzer singen: „Stockfisch, Stockfisch, gebischt mer alle Jahr nicks“.

Am Abend des 5. Dezember wandern drei Burschen, manchmal ist wiederum ein verkleidetes Mädchen dabei, als Heil. 3 Könige durch die Stadt. Sie tragen lange, weiße Hemden, durch eine Schnur in der Mitte gerafft. Goldene Papierkronen schmücken die Köpfe. Das Gesicht des Mohrenkönigs ist schwarz gefärbt, die beiden anderen Könige haben mit etwas roter Farbe nachgeholfen, wohl hauptsächlich, um sich unkenntlich zu machen. Zuerst stellt sich jeder der drei gebührend vor:

„Ich bin der König von Mohrenland,
Die Sonne hat mich schwarz gebrannt.“

„Ich bin der König von Sibirien,
Bring' Gold, Weihrauch und Myrrhen.“

„Ich bin der König von Nazareth,
Der mit der Kass' in Bereitschaft steht.“

Dann singen alle drei:

„Drei Könige führt die göttliche Hand
Mit einem Stern aus Morgenland.
Ihr Lieben, ihr Herrn, wo wollt ihr denn hin?
Nach Bethlehem steht unser Sinn;
Nach Bethlehem, nach Davids Stadt,
Wohin der Stern gezeiget hat.
Wir können nicht so lange steh'n,
Wir müssen wieder weiter geh'n.
Tschinderle tschin, in der Kass' is nix drin!
Tschinderle tschin, i hätt' gern was drin!“

Sprüche in Bezug auf die Tracht aus dem Großarlal, Pongau, Salzburg.

Mitgeteilt von Karl Fiala, Nußdorf.

1. Schotig¹⁾ und rantig²⁾
a boisl³⁾ lustig, a boisl grantig
in tschekchatn Laiwi⁴⁾
san dö Oula⁵⁾-Waiwi.

¹⁾ überspannt, ²⁾ stolz, elegant in der Tracht, ³⁾ eine Bois (Priß) = ein Weilchen, ⁴⁾ geblühtes Miederleib, ⁵⁾ Arler-Weiber.

2. Da Bäschn¹⁾ aufm Brustfleckch,²⁾
dö Pfosn³⁾ aufm Huat.
San era⁴⁾ rantign Oulan (Arlerin)
ia älababsts Guat.

¹⁾ Borte breit, goldgestickt verziert das ²⁾ Miedertuch, ³⁾ Pfose = Quaste am Trachthut, ⁴⁾ einer.

3. Dö Knäpmdochta¹⁾ dat häit zu da Bauandochta säng:
 »Den braidan Bäschn aufm Brustfleck mekst häit du woi hām!«
 Dan fonkt häits Bettldiandl²⁾ laut o tschrai(n):
 »Pfu! Daiksl,³⁾ dea war ma vi tschmāi,
 a breatana muaß sai(n).

Ein Spruch aus der Bergbauzeit um 1780 in Hüttschlag (Großarlal).

¹⁾ Bergknappentochter, ²⁾ a's Bettler wurden die Bauern von den Knappen damals angesehen.

4. An Knialodan¹⁾ Frakch,
 a greanrassane²⁾ Raitn.
 Gori³⁾ gib ächt,
 daß d'Haftl nit schtraitr!
 Aus der Zeit der Haftelröcke.

¹⁾ über die Knie hinabreichend, ²⁾ aus grünem Hausloden, ³⁾ Gregor.

5. An bokchstarn Rassan¹⁾
 a äitgvatrisch Häs.²⁾
 Wann is nit onleg, (anziehn)
 wiascht da Papa bes (böse).

Deutet auf die Zeit der Trachtänderung nach städtischem Muster. Der Vater (Papa) besteht auf das Tragen der Tracht. Der Sohn hingegen will die neue Tracht.

¹⁾ bockstarrer Raßrock (Loden). ²⁾ altväterisches Gewand.

6. An Äbinthosn¹⁾
 und blitzblowi Schtimpf.²⁾
 I krieg nit oa(n) Diandl,
 äwa troi,³⁾ via un fimf.
 Aus einem Gasselreim.

¹⁾ Hinabbindhose = Lederhose bei den Knien zum zubinden. ²⁾ Strümpf = blaue Stutzen, ³⁾ drei.

7. Bin a fescha Bauanbua
 hon a Kaschmiras¹⁾ Laiwi o(n)
 und silbani Knöpfli dro(n).

¹⁾ Weste aus Kaschmirtuch.

8. Wann i ins Kirchlan geh,
 leg i main Florarok¹⁾ o(n).
 Wann mi mai n) Diandl siacht,
 schaut sie koan Hailing mea o(n).

Eine Zeit, die noch stolz auf die Tracht ist.

¹⁾ Floderrock.

- | | |
|--|--|
| 9. Aewai Kontrewanten
herrisch nobi gwantn,
sooft an Dåg ångsoffin
Haus und Hof ågschtochen. | (herumstrochen statt arbeiten)

(jeden zweiten Tag betrunken)
(Haus und Hof aus Not zerstückelt) |
| 10. Ho(n) i nit a schö(n)s Rökchi mit an longan
Schößbai (Schößelrock) o(n), daß koa(n) schönas mea ge(b)m ko(n). | |
| 11. Omas an Zilinta
untaus dö Stifi,
dö Zwiach betsaitn
såig Gwantl trägt i. | (Oben den Zylinderhut)
(unten die Stiefel)
(Zwiach = Doppelnat a. d. Achsel
auf beiden Seit = betsaite) |

Redensarten:

Dö hot an Rant; dö hot a Glampt.

(Die ist stolz auf ihr Gelumpe = Stadtkleid aus leichtem Stoff)

Håma an Khåitn¹⁾ in Landl

Drah i ma an Flo²⁾ um d'Handl.

¹⁾ Kalter Wintertag, ²⁾ Flor = breite, buntgewebte Wollbinde, die eigentlich um den Hals geschlungen gehört.

Der blaue Schimpf.*)

Zur Pongauer Tracht gehören auch die weißen Wadenstrümpfe. Die Großarler machen darin eine Ausnahme, da sie blitzblaue Strümpfe tragen zur Leder-Bundhose. Zur Zeit, da im Großarltale noch keine eigene Seelsorge, beziehungsweise Kirche bestand, mußten die Arler ihre religiösen Uebungen in der Mutterkirche St. Veit im Pongau (Salzachtal) verrichten. Kamen sie also hinaus nach St. Veit, so wurden sie gerne wegen ihrer blauen Strümpfe bespöttelt. Um die Spötter auch wieder mit Schimpf zu schlagen, ging einstmals ein biederer Großarler Bauer nach St. Veit Schafe kaufen. Ueberall suchte er dort herum, doch kein Schaf erachtete er des Ankaufs würdig. Die St. Veiter waren darüber erbost und fragten etwas unsanft den Arler, wie den ein Schaf sein müßte, um würdig zu sein, auf den Großarler Stückleiten zu grasen? Die prompte Antwort lautete: »Es müßte blaue Wolle haben, denn sonst würden uns Arlern die blauen Strümpfe ausgehen«, worauf sich der Arler lächelnd empfahl von den verdutzten Veitnern. Doch die Veitner wußten sich zu rächen. Anlässlich der nächsten Hochzeit eines Paares aus Großarl sang ein Veitner Bauer beim Brauttanz (volkstümliches Rütgericht) folgehden Tanzspruch:

»Und nu oan drein, er is oba nit long

wia a Årla auf d'Veit Schafi kaufen ist gong.

Kchema ist a woi zu an niadn Lechn¹⁾

owa auf koan Oscht²⁾ hot er's recht Schafi gsechn.³⁾

Oft oan hots begromit⁴⁾ und frogt a fruatlings:

»Du kropfata Årla, wos suachst den ba ins?«

*) Schimpf in der Bedeutung des heutigen Humor.

¹⁾ Lechn = Bauerngut, ²⁾ Oscht = Ort, ³⁾ gesehen, ⁴⁾ begrämt.

»A Schafi — a blobs — säig soit i kchaffn,
 owa i siags, zu enk bini umasist umaglafln«.
 »Ou Luada, du damisch — und dös ist Prezit,¹)
 a Schafi a blobs — saig gaitz ba ins nit«.
 »Gu nâr,²) gu — saig weaschts ma nit säng,
 wonn mia inda Ärl — Schtimpf³) vo da blau⁴) Schafiwoi träng«.

Jägerglaube (Umgebung von Knittelfeld).

Von Dr. Gisela Mayer-Pitsch, Knittelfeld.

Wünscht man einem Jäger Glück, beschwört, wie allbekannt, dieser Wunsch das Gegenteil herauf. Leicht abzulenken ist das Unheil, wenn der Jäger eben erst die Jagdhütte verläßt. Dann dreht er sich dreimal auf einem Fuße herum, steckt den Hut dreimal zwischen den Beinen durch, spuckt dreimal auf die Schwelle und darf dann wieder auf Waidmannsheil hoffen. Nicht nur die Dreizahl erscheint bei dieser Abwehr wichtig, sondern auch das Durchziehen des Hutes, der wohl als das Abbild des Jägers gilt. Das Durchziehen streift alles Uebel von ihm ab, wie mancherorts kranke Kinder durch gespaltene Bäume gezogen werden. Speichel ist ein beliebtes Abwehrmittel, auf der Schwelle verpflichtet er wohl die Ahnengeister zu tätiger Mithilfe.

Anfrage. Wie setzt man Schauspielern und Sängern einen Weidmann? Welche Gegenmittel ergreifen diese? Die „Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde“ (Oberlehrer Leopold Höfer) wäre für einschlägige Mitteilungen sehr dankbar.

Literatur der Volkskunde.

Deutsche Volkskunst. Herausgegeben von Reichskunstwart Edwin Redslob. Band IX. Westfalen. Text und Bildersammlung von Rudolf Uebe. Mit 239 Bildern. Delphin-Verlag, München.

Der 9. Band in der Reihe vorzüglicher Darstellungen der Volkskunst aus verschiedenen deutschen Volksgebieten (siehe die Anzeige der Bände 1—5 diese Zeitschrift, XXXI, S. 24 ff., der Bände 6—8 ebenda XXXII, S. 17 f.), die auf Anregung Edwin Redslobs in vorzüglicher Ausstattung bisher vom Delphin-Verlag herausgebracht wurden, ist den volkskünstlerischen Leistungen auf westfälischem Stammesboden gewidmet. Er ist das literarische Vermächtnis Rudolf Uebes, dem wir auch das schöne Werk über „Die deutschen Bauernmöbel“ 1924 verdanken. In volkskultureller Hinsicht schließt sich Westfalen mehr an Niedersachsen als an das Rheinland an. Trotz der Verschiedenheiten der Bodenbeschaffenheit des Landes und der Stammeszugehörigkeit und des religiösen Bekenntnisses seiner Bewohner trägt die Volkskultur und die Volkskunst in Westfalen ein einheitliches Gepräge, das in den bäuerlichen Grundlagen

¹) was Geltung hat, ²) Gu nâr = ei sieh (Guck Närrchen), ³) Strümpfe, ⁴) blauen.

seine Wurzeln besitzt. So geht denn auch die Darstellung der westfälischen Volkskunde bei Uebe vom Lebens- und Arbeitskreis des westfälischen Bauern und seinen Bedürfnissen aus. Da spielten denn, wie überall in der Volkskunst, das Haus mit seinem Inhalt, den Arbeitsgeräten, und bei den katholischen Bevölkerungsteilen des Landes auch die religiösen Volkskunstschöpfungen die vornehmste Rolle. Die westfälische Eigenart gegenüber dem Volkskunstkreis anderer deutscher Landschaften kann besonders in den geschnitzten Eichenmöbeln, in den Metallarbeiten aus Eisen, Messing und Kupfer (die Ornamentik der Waffeleisen, der Wetterfahnen wird besonders berücksichtigt), in der Keramik (Tonwaren und Steinzeug) nachgewiesen werden. So bildet auch die religiöse Volkskunst der Katholiken des Landes eine bis auf den Tag fortdauernde Besonderheit gegenüber der Nachbarprovinz. Die westfälischen „Hungertücher“, mit welchen zur Fastenzeit die Altäre der Kirchen verhüllt zu werden pflegten, stehen selbst innerhalb des so mannigfaltigen Gesamtinventars der Deutschen Volkskunst, einzigartig da. So nimmt das Buch in der Reihe der deutschen Volkskunstmonographien durch Text und Bilderwerk eine besonders ausgezeichnete Stelle ein und wird auch als das Nachlaßwerk eines viel zu früh verstorbenen Volkskundlers seinen besonderen Pietätswert beanspruchen dürfen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Norbert Krebs: Die Ostalpen und das heutige Oesterreich. Zweite, wesentlich erweiterte Auflage der „Länderkunde der Oesterreichischen Alpen“. J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart 1928. 330 u. 496 S., 116 Textabb., 39 Taf. u. Karten.

Nach Umfang und wissenschaftlichen Rahmen sinnvoll vervollständigt tritt diese neueste und beste Länderkunde des obgenannten geographischen Bereiches, wie ihr Titel sagt, nicht als Neuling auf den Plan. Ein reiches, bis auf die neueste Zeit ergänztes Lebenswissen rollt im ersten Teil eine großzügige Uebersicht über Natur, Geschichte und Leben der Ostalpen vor uns auf und geleitet uns im zweiten Teil auf den vielverschlungenen Pfaden des Landschaftsbaues. So gilt es nur zu sagen, daß die Wegweisung eine klare, die Vertiefung der Gesichtspunkte durch gründliche Einzelarbeit in allen Abschnitten, die der Volksforscher zu beurteilen vermag, so insbesondere für Siedlungs- und Hauswesen, eine höchst gewissenhafte ist. Sehr willkommen ist die Angliederung der Außenländer in Nord und Ost an die gehaltvolle Darstellung der Alpengebiete selbst. Die Landschaften nördlich der Donau und die Gebirgsausläufer im Osten (Burgenland) runden solchergestalt die Darstellung Oesterreichs im besonderen ab. Ganz besonderen Dank aber wird der Volksforscher dem Verfasser für seine einsichtsvolle und volkpsychologisch gerechte Wertung des Oesterreichischen Wesens der Deutschen in der Ostmark wissen, wie sie es schöpferisch — mancher auch von Geographen wiederholten Phrase zum Trotz — opfervoll genug sich erarbeitet und mutvoll bis auf die Gegenwart behauptet haben.

A. Haberlandt.

Klosterneuburg, Stadt und Stift. Unter Mitarbeit von B. Černik, H. Luttenberger, F. Hofffeld, J. Kluger, V. Ludwig, A. Mailly, F. Moißl,

A. Reinhold, J. Schömer, L. Steininger, H. Weil, herausgegeben von V. O. Ludwig. 18 Originalholzschnitte von Rose Reinhold. 2. Auflage. Klosterneuburg 1928, Oskar Höfels.

Ein reizend ausgestattetes, inhaltsreiches Büchlein, das über Geschichte, Kulturbedeutung und Gegenwart dieser schönen Stadt und ihres altberühmten Stiftes in angenehmster Form alles Wissenswerte mitteilt. Man möchte es gern in der Hand recht vieler Wiener Ausflügler sehen.

Josef Blau: Von Räu b e r n, Wildschützen und anderen Waldbrüdern. Oberplan 1928. Verlag des Vereines Böhmerwaldmuseum (Schriften zu Gunsten des Böhmerwaldmuseums in Oberplan. Geleitet von Dr. Gustav Jungbauer).

Der um die Heimat- und Volkskunde des Böhmerwaldes viel verdiente Verfasser, einer der besten Kenner, Beobachter und Schilderer des Böhmerwald-Volkes, schildert in diesem Büchlein in anziehendster Art eine Reihe von interessanten Lebensstypen, wie sie sich eben nur in der Abgeschlossenheit und Altertümlichkeit der böhmischen Wälder entwickeln und erhalten konnten. Wir erhalten der Reihe nach die eigenartigsten Lebensbilder; das ehemalige Räubervolk, das besonders seit dem 30jährigen Krieg diese Gebiete brandschatzte, der Wilderer und Schmuggler und ihrer erbitterten Gegner, der „Schützen“ des einsam hausenden Förstervolkes, das, wie oft, sein Leben gegen die Wildschützen einzusetzen hatte. Aber auch die friedlicheren Berufe, der Vogelfänger, der Waldimker oder Zeidler, der Mistelsteiger und Glasmacher werden uns in ihrer Lebens- und Arbeitsweise in anschaulichster Schilderung vor Augen geführt. Vieles aus diesem Lebenskreis ist allerdings schon dahingeschwunden, aber mancherlei Originalität doch noch erhalten geblieben. Wir haben dem kenntnisreichen Verfasser jedenfalls für alle diese Einblicke in eine höchst abseitige Volkexistenz wärmstens zu danken. Mancherlei Ergänzungen zu dem hier Vorgebrachten findet der Leser in dem ausgezeichneten, inhaltsreichen Werk: „Böhmerwälder Hausindustrie und Volkskunst“ 1917/18 des gleichen Verfassers. Prof. M. Haberlandt.

Benno Eide Siebs. Die Helgoländer. Eine Volkskunde der roten Klippe. Unter Mitwirkung von Ferdinand Holthausen. Mit 1 Kurve und 40 Bildern. Ferdinand Hirt in Breslau 1928. (Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft, Nr. 13).

Auf Grund eigener eingehender und liebevoller Beobachtungen und eines reichen, bis ins 17. Jahrhundert herabreichenden Quellenmaterials hat der Verfasser eine höchst ansprechende volkskundliche Monographie dieses auf einer einsamen Felseninsel isolierten friesischen Volkssplitters geliefert. Aus dieser Isolierung allein erklären sich viele Lebenszüge der Helgoländer in Charakterartung, Erwerbsleben (hauptsächlich Fischfang, Lotsendienst), Wohnweise und Ernährung (vorwiegend Fischkost). Sitte und Brauchtum und die geistigen Ueberlieferungen sind trotz des starken Fremdenzustroms seit der Einrichtung der Bäder in ziemlicher Treue erhalten und zeigen engsten Zusammenhang mit dem sonstigen friesischen Volksgut. Eine große Zahl sehr gelungener Abbildungen, welche die materielle Kultur und die Arbeit des Fischervölks

chens beleuchten, sind dem Buche beigegeben. Professor F. Holthausen hat die Kapitel über die Helgoländer Sprache und Personennamen einer kritischen Durchsicht unterzogen und auch die Abschnitte über die Lautlehre und Flexion bearbeitet. Prof. M. Haberlandt.

Josef Hofmann: Die ländliche Bauweise, Einrichtung und Volkskunst des 18. und 19. Jahrhunderts der Karlsbader Landschaft. Mit 215 vom Verfasser aufgenommenen Bildern und einem Anhang über den Bauerngarten, die Hausinschriften und einige Orts-, Haus-, Straßen- und Wegnamen in Karlsbader Bezirke 1928. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde des Bezirkes Karlsbad. Im Selbstverlage.

Ein Heimatbuch bester Art bietet der um die Heimat- und Volkskunde der Karlsbader Landschaft und des Egerlandes vielverdiente Verfasser, dem wir bereits das in Gemeinschaft mit dem Altmeister der Egerländer Volkskunde Alois John 1906 herausgegebene Karlsbader Heft von ähnlicher Anlage und Ausstattung, wie das vorliegende prächtige Werk zu verdanken hatten. Das Buch handelt von Flureinteilung, Haus und Hof (in besonderer Ausführlichkeit), der typischen Inneneinrichtung der Häuser in Mobiliar und kleineren Haus- und Arbeitsgeräten mit besonderer Berücksichtigung ihrer volkskünstlerischen Auszier. In einem Anhang sind volkskundlich beachtenswerte Mitteilungen verschiedener Art beigegeben. Eine große Zierde des Buches bilden die mehr als 200 zählenden Abbildungen nach vortrefflichen Licht- und Zeichenaufnahmen des Verfassers. Das schöne Werk ist dem Verfasser zu seinem 70. Geburtsfeste von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde des Bezirkes Karlsbad dargebracht. Prof. M. Haberlandt.

Lutz Mackensen: Name und Mythos (Form und Geist H. IV). Hermann Eichblatt Verlag, Leipzig 1927. 54 S.

Behandelt Ortsnamensagen — wie der Verfasser selbst sagt, Erzeugnisse der Humanistenzeit und halbgelehrter Dorfschulmeisterbildung, Volksetymologien in Flurnamen, in der Heiligenverehrung — in der Künstermennisverehrung wäre manches neuerdings richtigzustellen. Für die Notfeuerentwicklung ist der deutsche Sprachhorizont wohl nicht zureichend. Zur Quellenkritik mythologischer Versuche des 19. Jahrhunderts sind jedoch die aufgezeigten Gesichtspunkte sicherlich grundsätzlich notwendig und beachtenswert. A. Haberlandt.

Richtigstellung: In der Buchbesprechung S. 69 dieses Jahrg., Zeile 7, lies statt „und Lothringen“ richtig „(Franken Hessen)“.